Deutsches Stilbuch.

Bearbeitet
von

G. N. Marschall,
K. Rektor der Realschule zu Neumarkt i/Opf.

Dritter Kurs.

Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Vierte neubearbeitete Auflage
nach der amtlichen Rechtschreibung.

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung.
1883.

Deutsches Stilbuch.

Bearbeitet

von

G. N. Marschall,
K. Rektor der Realschule zu Neumarkt i/Opf.

Dritter Kurs.

Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Vierte neubearbeitete Auflage
nach der amtlichen Rechtschreibung.

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung.
1883.

Inhalts-Übersicht.

Verbesserungen.

Seite	3	Z.	22	v.	o.	lies	**wonach**	statt	wornach.	
„	7	„	1	v.	u.	„	**furchtlos**	„	fruchtlos.	
„	12	„	11	„	„	„	**noch**	„	nach.	
„	12	„	8	„	„	„	onoma	„	onyma.	
„	16	„	6	„	„	„	anmaßend	„	anmassend.	
„	23	„	17	„	o.	„	**den**	„	dem.	
„	23	„	17	„	„	„	**bauen**	„	bäuen.	
„	29	„	9	„	„	„	**dem**	„	den.	
„	31	„	20	„	„	„	wider	„	wieder.	
„	37	„	18	„	u.	„	Sanftmut	„	Sanftmuth.	
„	40	„	19	„	„	„	kostet's	„	koste's.	
„	42	„	8	„	„	„	**dem**	„	den.	
„	45	„	15	„	„	„	**der**	„	den.	
„	56	„	16	„	o.	„	sollen **uns**	„	sollen.	
„	58	„	19	„	u.	„	Interesse	„	Intresse.	
„	60	„	5	„	o.	„	nach „ich will“		einschalten,	**ich darf.**
„	171	„	21	„	„	„	**fremdem**	„	fremden.	
„	185	„	1	„	„	„	**könnte**	„	könnte.	
„	207	„	5	„	„	„	**dem**	„	den.	

Dritter Kurs.

I. Stufe.

Erklärungen.

(Als Vorübung für die Abhandlungen.)

A. Begriffserklärungen (Definitionen).

1. Die Begriffe im allgemeinen, ihre Entstehung, ihr Umfang, ihre Einteilung, ihr Inhalt.

a. Wir nehmen mittels unserer Sinne Gegenstände wahr. Diese unterscheiden wir von einander durch ihre Merkmale.

Merkmal nennt man das, was man an einem Gegenstande wahrnimmt (= Teile, Eigenschaften, Thätigkeiten). Diejenigen Merkmale, welche ein Gegenstand haben muß, um das zu sein, was sein Name ausdrückt (welche also zu seinem eigensten Wesen gehören), nennt man notwendige, — wesentliche — Merkmale. Diejenigen Merkmale aber, welche ein Gegenstand nicht notwendiger Weise besitzen muß, heißen zufällige, — außerwesentliche.

Der Baum z. B. muß Wurzeln, Stamm und Äste (Zweige) haben. Dies sind seine wesentlichen Merkmale. Dagegen kann er eine glatte oder rissige Rinde haben, Laub oder Nadeln, eßbare oder ungenießbare Früchte tragen u. s. w. Dies sind zufällige Merkmale. Das Tier muß mit organischem Leben und mit der Fähigkeit zu freiwilliger Bewegung begabt sein. (Wesentliche Merkmale.) Es kann aber weißes oder rotes (warmes oder kaltes) Blut haben, lebende Jungen hervorbringen, oder Eier legen, im Wasser oder auf dem Lande leben u. s. w. (Zufällige Merkmale.)

Faßt man mehrere Gegenstände nach ihren gemeinsamen wesentlichen Merkmalen unter einer Benennung zusammen, so bildet man einen Begriff.

Wir erkennen z. B. unter den zahlreichen Gegenständen der Schöpfung solche, welche Leben und freie, selbständige Bewegung haben, und nennen sie **Tiere.** Unter diesen bemerken wir wieder solche, welche rotes, warmes Blut haben, durch Lungen atmen, Eier legen, woraus Junge ausgebrütet werden. Diese heißen wir **Vögel.** „Tier" und „Vogel" sind Begriffe, d. h. Bezeichnungen für mehrere nach ihren gemeinsamen Merkmalen zur Einheit zusammengefaßte Dinge.

Ein Begriff entsteht also, indem man die *wesentlichen* Merkmale eines Dinges*) zu einem Gesamtbilde vereinigt, von den Verschiedenheiten aber absieht. Man kann daher kurz sagen: Ein *Begriff* ist die *Vorstellung* von den *wesentlichen Merkmalen eines Dinges* (einer Thätigkeit — Eigenschaft).

Fast alle unsere Wörter bezeichnen Begriffe, und wenn wir ein gewisses Einzelwesen (eine Einzelvorstellung) bezeichnen wollen, müssen wir nähere Bestimmungen zuhilfe nehmen. Apfelbaum z. B. ist auch ein Begriff, ebenso Vorstorfer-Apfelbaum. Will ich einen bestimmten einzelnen Baum dieser Art bezeichnen, so muß ich etwa sagen: Dieser Vorstorfer-Apfelbaum. So auch: der Kanarienvogel hier im Käfig 2c. 2c.

Anmerkung. Die wirkliche sinnliche Wahrnehmung eines Dinges 2c. heißt *Anschauung*. Oft wiederholte und genaue Anschauung erzeugt ein Bild in unserer Seele, so daß wir imstande sind, uns einen Gegenstand vor das geistige Auge zu stellen, auch wenn wir ihn nicht sinnlich wahrnehmen. Wir können uns z. B. ein bestimmtes Haus, Pferd, eine gewisse Person 2c. vor die Seele führen. Dies nennt man im Gegensatze zur sinnlichen Anschauung *Vorstellung*. Wie aus den Anschauungen die Vorstellungen, so sind aus diesen die Begriffe entstanden. *Begriffe sind allgemeine Vorstellungen.*

Wir haben nicht allein Vorstellungen von Dingen, sondern auch von ihren Eigenschaften und Thätigkeiten, und wir bilden also auch von diesen Begriffe, ja alle Bezeichnungen für Eigenschaften und Thätigkeiten sind Begriffe, d. h. allgemeine Vorstellungen, weil Eigenschaften und Thätigkeiten an sich keine Existenz haben, sondern nur an den Gegenständen wahrgenommen werden können.

Das Wort „viereckig" z. B. bezeichnet eine bestimmte Gestalt der Dinge; die Merkmale sind: Begrenzung durch vier gerade Linien. Stehlen bezeichnet eine Thätigkeit; Merkmale: heimliche Entwendung eines fremden Gutes.

b. Wenn wir die Begriffe: *Tier* und *Vogel* vergleichen, so finden wir, daß der letztere im ersten schon enthalten ist, also *unter* demselben steht; (jeder Vogel ist ein Tier). *Tier* ist ein *höherer* (umfangreicherer) *Begriff*, als Vogel. Einen höheren Begriff (d. h. denjenigen, welcher andere Begriffe in sich faßt), nennt man (in Vergleich zu diesen) **übergeordneten, (superordinierten)** Begriff, **Gattungsbegriff** — oder kurzweg die **Gattung.**

Den Begriff dagegen, welcher in einem anderen enthalten ist, nennt man in Vergleich mit diesem den **untergeordneten (subordinierten) Begriff, Artbegriff,** kurzhin **die Art.**

Tier	— Gattungsbegriff;	Vogel	— Artbegriff.
Pflanze	„	Baum	„
Europäer	„	Deutscher	„ u. s. w.

---

*) Auch, wie später dargelegt werden wird, einer Thätigkeit und einer Eigenschaft.

Die Bezeichnungen: Gattungs- und Artbegriff sind relativ, d. h. sie beziehen sich nur auf das Verhältnis zweier bestimmter Begriffe zu einander. Vogel ist in Beziehung auf Tier Artbegriff; — bringen wir aber Vogel in Vergleich zu Raubvogel, so wird ersterer Gattungsbegriff; so Baum in Beziehung auf Laubholzbaum, Deutscher in Vergleich mit Bayer u. s. w.

c. Die Gesamtheit derjenigen Vorstellungen, welche in einem Begriffe enthalten sind, bilden dessen **Umfang.** Der höhere Begriff (die Gattung) hat einen größeren Umfang als der niedere (die Art). Der niedere Begriff ist in dem höheren dem Umfange nach enthalten, d. h. alle Dinge, welche zur Art gehören, gehören auch zur Gattung. Man kann daher auch dem untergeordneten Begriffe den Namen seines übergeordneten beilegen, aber nicht umgekehrt dem übergeordneten Begriff den Namen des untergeordneten. Jeder Fixstern (Art) ist ein Himmelskörper (Gattung) aber nicht jeder Himmelskörper ein Fixstern 2c.

Begriffe, welche sich unter einen gemeinsamen Gattungsbegriff ordnen, heißt man **beigeordnete** — **koordinirte** Begriffe — **Nebenarten:** Bäume, Sträucher, Gräser, Kräuter, Schwämme 2c. sind Artbegriffe des gemeinsamen Gattungsbegriffes Pflanze, unter sich aber Nebenarten.

Die Nebenarten unter ihren Gattungsbegriff ordnen, heißt den Begriff **einteilen.** Das Merkmal, wornach man den Begriff einteilt, heißt Einteilungsgrund. Als Einteilungsgrund kann nie ein wesentliches, sondern nur ein außerwesentliches Merkmal eines Begriffes dienen.

Man kann die Begriffe nach verschiedenen zufälligen Merkmalen auch verschieden einteilen; z. B. die Menschen: a. nach dem Geschlecht, b. nach dem Alter, c. nach der Rasse, d. nach dem Erdteil, den sie bewohnen, e. nach der Religion, f. nach der Beschäftigung u. s. w.

Diese Zerlegung eines Begriffes in seine Arten nennt man Division.

Es versteht sich von selbst, daß man einen Artbegriff, indem man ihn als Gattungsbegriff faßt, wieder einteilen kann. Dies nennt man Untereinteilung (Subdivision).

Auf richtiger Einteilung und Untereinteilung beruht hauptsächlich die gute Anlage einer Disposition zu einem Aufsatze.

Eine Einteilung ist falsch: 1. wenn Arten von verschiedenen Einteilungsgründen als Nebenarten zusammengestellt werden (z. B. die Menschen kann man einteilen: in Europäer, Heiden, Nomaden); 2. wenn eine Art neben ihre Gattung als Nebenart gesetzt wird (z. B. die Vögel teilt man ein in Raubvögel, Singvögel, Eulen, Raben).

d. Unter **Inhalt** eines Begriffes versteht man die wesentlichen Merkmale desselben. Der niedere Begriff hat einen reicheren Inhalt als der höhere; dem Inhalte nach ist der übergeordnete Begriff im untergeordneten enthalten, d. h. alle wesentlichen Merkmale,

welche der übergeordnete (Gattungs-) Begriff hat, müssen auch dem untergeordneten (Art-) Begriff zukommen; nur hat dieser neben jenen noch andere wesentliche Merkmale. Je weiter die Unterordnung fortgesetzt wird, desto mehr wesentliche Merkmale treten bei den niedrigeren Begriffen auf. Der Inhalt wird größer, dagegen der Umfang geringer.

Vergl. Himmelskörper — Planet — Nebenplanet; Tier — Wirbeltier — Säugetier — Raubtier — Fleischfresser — Hund — Dachshund.

Die Angabe alles dessen, was ein Begriff in sich faßt (= die Aufzählung seiner Teile) nennt man Partition; z. B. der Baum hat Wurzeln, Stamm und Krone. Die Krone hat Äste, Zweige, Blätter, Blüten, Früchte. Das Haus enthält Kellerräume, Erdgeschoß, verschiedene Stockwerke, das Dach. Die einzelnen Geschosse enthalten Vorplatz, verschiedene Zimmer, Küche; das Haus hat Fenster, Thüren, Stiegen, Kamine.

2. Begriffserklärung (Definition).

Begriffserklärungen sind für verschiedene Gattungen von Aufsätzen, insbesondere aber für die Abhandlungen, von größter Wichtigkeit, nicht nur weil durch dieselben Klarheit über das gewonnen wird, was der Erörterung zugrunde liegt, sondern auch, weil sich aus denselben meistens Beweise oder Folgerungen (Argumente) ableiten lassen.

Definieren heißt wörtlich: die Grenzen (fines) bestimmen, also angeben, wie weit ein Begriff reicht, was in ihm enthalten ist, kurz gefaßt: seinen **Inhalt** angeben.

Oft läßt sich ein Begriff schon durch seinen Namen und dessen Herleitung (= durch die Etymologie) erklären; z. B. Sintflut ist zusammengesetzt aus mhd. sin = groß, und fluot, Flut, später sintfluot, heißt also die große Flut.

Tugend, mhd. tugent, Mittelwort von „taugen"; bezeichnet das, was tauglich macht (zum Reiche Gottes), also: Kraft, sittliche Stärke, Tüchtigkeit.

Eine solche Definition heißt **Worterklärung, etymologische** oder **Nominaldefinition** (= Erklärung aus dem Namen).

Hauptsächlich dient die Worterklärung zur Klarstellung solcher abstrakter Begriffe, deren Benennungen ursprünglich sinnliche Bedeutung hatten oder noch haben; z. B.:

Hoffart, mhd. hôch-vart, hô-vart; = hoch fahren, zu hoch hinaus wollen, sich überheben.

Begriff kommt her von begreifen = in sich fassen u. s. w.

Gehorsam von gehorchen, dieses von horchen = mit Aufmerksamkeit auf das Wort (den Befehl) eines anderen hören, um es dann zu vollziehen. Vergl. noch:

Stand, Vorsatz, Entdeckung, offen, verstellen, vorstellen — (in abstrakter Bedeutung).*)

Schwieriger als die Worterklärung ist die **Sacherklärung, (Realdefinition, logische Definition),** durch welche ein Begriff nach seinem Inhalte, d. h. nach seinen wesentlichen Merkmalen, festgestellt wird. Bei dieser Erklärung wird der zu erklärende Begriff als Artbegriff aufgefaßt, und es wird vor allem seine nächsthöhere Gattung angegeben. Daran schließt sich die Aufzählung jener Merkmale, durch welche er sich von der Gattung und von seinen Nebenarten unterscheidet: z. B.

Ein Dreieck ist eine von drei Seiten begrenzte Figur.

Figur = Gattung; von drei Seiten begrenzt = unterscheidendes (spezifisches) Merkmal gegenüber der Gattung (Figur) und den Nebenarten (Viereck, Kreis ꝛc. ꝛc.)

Tugend ist fortgesetzte, gleichsam zur Gewohnheit gewordene Ausübung des Guten.

Hoffart ist die Überschätzung des eigenen Wertes ꝛc. ꝛc.

Richtige Sacherklärungen zu geben, ist bei den meisten Begriffen sehr schwer; denn dies fordert genaue Kenntnis nicht bloß des Inhaltes des zu erklärenden, sondern auch des übergeordneten Begriffes und der Nebenarten.

Bei solchen Definitionen hat man sich vor folgenden Fehlern zu hüten:

1. Die Definition darf nicht zu weit und nicht zu enge sein.

Zu weit ist eine Definition, wenn sie (weil die wesentlichen Merkmale nicht vollständig angegeben sind) auf mehr Begriffe paßt, als auf den, welcher erklärt werden soll, so daß also der Begriff einen größeren Umfang erhält, als ihm zukommt.

Die Definition: Vögel sind diejenigen Tiere, welche Eier legen, — ist zu weit, weil auch andere Tiere (— Amphibien, Insekten ꝛc,) Eier legen.

Zu enge ist eine Definition, wenn sie (wegen Aufzählung unwesentlicher Merkmale) den Umfang einschränkt, d. h. wenn sie auf weniger Einzeldinge paßt, als der Begriff wirklich umschließt. z. B.

Säugetiere sind jene warmblütigen Tiere, welche lebendige Junge zur Welt bringen und mit Haaren bedeckt sind. — (Es gibt auch Nackthäuter unter den Säugetieren). Münze ist ein aus Silber geprägtes Geldstück. (Es gibt auch Münzen aus anderem Metall.)

Unter Umständen kann eine Definition zugleich zu weit und zu enge sein:

z. B. Vögel sind solche Tiere, welche Eier legen und fliegen können. Diese Erklärung ist zu weit, weil auch andere Tiere Eier legen und fliegen können (Schmetterlinge, Käfer ꝛc.); sie ist zu enge, weil einige Vögel (z. B. der Strauß) nicht fliegen können.

---

*) Grundlagen zu derartigen Definitionen bietet Marschalls Sprachbuch II. Abt. § 61, 62 u. 63; dann Gutmanns Grundriß § 46 u. 107.

2. Das zu erklärende Wort darf in der Definition nicht vorkommen:

Ein Räuber ist derjenige, welcher raubt. Eine krumme Linie ist eine solche, welche in krummer Richtung läuft. Ungehorsam ist derjenige, welcher nicht gehorcht.

Verwerflich ist es auch, einen Begriff nur durch Angabe des Gegenteiles erklären zu wollen:

Arm ist derjenige, welcher nicht reich ist. Fleißig ist derjenige, welcher nicht träge ist.

3. Fehlerhaft ist in der Erklärung die Anwendung einer anderen Wortart, als derjenigen, in welcher der zu erklärende Begriff ausgedrückt ist: z. B.

Diebstahl[1]) ist, wenn man fremdes Gut heimlich entwendet[2]).

(1) Substantiv, 2) Verbum.)

Richtig: Diebstahl ist die heimliche Entwendung eines fremden Gutes; oder: Man stiehlt (begeht einen Diebstahl), wenn &c. &c.

Wir reihen einige logische Definitionen als Musterbeispiele für den Schüler an:

a. Aufmerksamkeit ist die anhaltende Richtung des Geistes auf einen Gegenstand, um von demselben eine richtige Vorstellung zu erhalten.

Gewissenhaftigkeit ist die ernste Sorgfalt, in allem stets so zu handeln, wie es die Pflicht gebietet.

Ehrgeiz ist das unmäßige, leidenschaftliche Streben nach äußerer Ehre.

b. Lügen heißt wissentlich die Unwahrheit sagen.

Heucheln heißt anders sprechen und handeln, als man denkt und gesinnt ist.

Täuschen heißt absichtlich bewirken, daß jemand das Falsche für das Wahre, den Schein für das Wesen nimmt.

Versprechen heißt bestimmt erklären, daß man etwas leisten werde.

c. Beharrlich ist derjenige, welcher seine Entschlüsse trotz aller Hindernisse auszuführen strebt.

Genügsam ist derjenige, welcher mit dem zufrieden ist, was ihm beschert ist, auch dann, wenn ihm ein bescheidenes Maß zu teil wurde.

Arm nennt man denjenigen, welcher nicht so viel besitzt, als zur Befriedigung seiner notwendigsten Bedürfnisse erforderlich ist.

Gütig heißt derjenige, welcher zum Glücke und Wohlsein anderer gerne alles Mögliche thut.

Aufgabe 1. Nachstehende Definitionen sind zu prüfen. Sofern sie fehlerhaft sind, ist der Fehler zu bezeichnen und dann die Definition richtig zu stellen:

1. Ein Tisch ist ein aus Holz gefertigtes Hausgeräte, welches Füße und eine viereckige Platte hat.
2. Eine Kugel ist ein runder Körper.
3. Das Ohr ist ein hervorstehender Teil des Kopfes.
4. Eine Wüste ist ein wüstes Stück Landes.
5. Ein Quadrat ist eine von vier geraden Linien begrenzte Figur.
6. Eigentum ist das, was man besitzt.
7. Frechheit ist, wenn man unerschrocken handelt.
8. Mutlosigkeit ist Mangel an Mut.
9. Wißbegierde ist, wenn man immer etwas Neues wissen will.
10. Denkkraft ist das Vermögen der Seele zu denken.
11. Schmieden heißt das glühende Eisen hämmern.
12. Begreifen heißt, daß man von etwas den richtigen Begriff bekommt.
13. Etwas gewinnen heißt, etwas durchs Spiel bekommen.
14. Leihen heißt einem etwas geben.
15. Arbeiten heißt etwas thun.
16. Religiös ist derjenige, welcher fleißig in die Kirche geht.
17. Diebisch ist, wer gerne etwas nimmt.
18. Mäßig ist, wer sich nicht dem Trunke ergibt.
19. Ein Gut nennt man dasjenige, was man brauchen kann.
20. Dumm ist derjenige, welcher nicht viel weiß.

Aufgabe 2. Gebt Definitionen zu folgenden Begriffen:

Gebirge, Insel, Äquator, Erdaxe, Strom, Fixstern, Hoffnung, Furcht, Ursache, Zweck, Leidenschaft, Laster, Reue, Gerechtigkeit, Heiligkeit; — rechnen, lesen, schreiben, strafen, belohnen, belehren, beten, bitten, rauben, morden; — hart, weich, flüssig, vorsichtig, sparsam, geizig, eigensinnig, argwöhnisch, geduldig, hartherzig u. a. m.

Wirkungsvoll bei schriftlichen Aufsätzen und Reden ist die sogenannte oratorische (rednerische) Definition. Bei dieser werden auch solche Bestimmungen aufgeführt, welche bei der streng logischen Definition nicht zulässig sind; z. B. zufällige Merkmale, bildliche Ausdrücke, Vergleiche, das Gegenteil u. s. w. Es entsteht dadurch eine mehr oder minder ausgeführte Beschreibung, durch welche der Gegenstand von mehreren Seiten beleuchtet, dadurch in Klarheit gesetzt und auch weniger geübten Denkern nahe gebracht wird; z. B.

Offenheit ist das Siegel des Edelsinnes, der Schmuck und Stolz des Mannes, der süßeste Reiz des Weibes, der Spott des Schurken und die seltenste Tugend der Geselligkeit. [Benzel-Sternau.]

Mutig nenne ich nicht bloß den, welcher auf dem Schlachtfelde tapfer kämpft, oder dem wilden Tiere sich fruchtlos entgegen-

stellt, oder sich in unwirtliche Meere wagt, sondern auch den stillen Dulder, welcher den Druck eines niedrigen Schicksals standhaft trägt und den Schmerz über erlittenes Unrecht schweigend in seinem Herzen verschließt, und vor allem den, der ohne Rücksicht auf sein Wohl und Wehe offen die Wahrheit auch den Großen und Mächtigen gegenüber ausspricht. —

Aufgabe: Versucht oratorische Definitionen zu geben von:

Vaterlandsliebe, Beharrlichkeit, Demut; — frei, glücklich, verachtungswert; — glauben, lieben, hoffen u. s. w.

Beispiele über Definition, Partition und Division der Begriffe.

1. **Der Staat.** a. Definition: Der Staat ist die Vereinigung einer größeren Anzahl von Menschen zum Zwecke des Zusammenlebens nach bestimmten Gesetzen.

b. Partition: Der Staat umfaßt 1. Regierende, 2. Regierte.

c. Division und Subdivision: Nach der Regierungsform unterscheidet man:

1. monarchische Staaten:
   a. absolute Monarchien,
   b. konstitutionelle Monarchien;
2. republikanische Staaten:
   a. aristokratische Republiken,
   b. demokratische Republiken.

Anm. Man könnte die Staaten noch einteilen: 1. nach den Zeitperioden in a. Staaten des Altertums, b. des Mittelalters, c. der Neuzeit; 2. nach der Religion: heidnische, muhamedanische, christliche Staaten; 3. nach dem Kulturgrade: unzivilisierte und zivilisierte Staaten; 4. nach dem Erdteile: in europäische, asiatische 2c.; 5. nach der Lage im Verhältnis zum Meer: Binnenstaaten, Seestaaten; 6. nach der vorwiegenden Beschäftigung der Bewohner in Handelsstaaten, Industriestaaten, Ackerbau treibende Staaten u. s. w.

2. Die **Schule.** a. Definition: Die Schule ist eine Anstalt, in welcher eine Anzahl von Personen unterrichtet wird.

b. Partition: Die Schule umfaßt die Schüler, die Lehrer und den Schulvorstand.

c. Division: Die Schulen kann man einteilen 1. nach ihren Rang, in niedere, mittlere, höhere Schulen; 2. nach ihrer Bestimmung in realistische und humanistische; 2. nach der Konfession ihrer Angehörigen in kathol., protest., israel. und konfessionell gemischte u. s. w.

3. Die **Brücke.** a. Was ist sie! (Definition), b. Aus welchen Teilen besteht sie? (Partition). c. Was für Arten von Brücken

unterscheidet man? (Division) 1. nach Größe und Zweck; 2. nach dem Material.

4. Der Satz. a. Definition. b. Partition. c. Division: 1. nach dem Umfang, 2. nach der Satzform.

5. Das Wort. Definition. Division: 1. nach der Bildung, 2. nach der Art:

4. **Säulenordnung.** a. Partition. Man unterscheidet. 1. den Säulenstuhl (Piedestal) 2. die Säule selbst, 3. das Gebälk. Die Säule selbst besteht 1. aus dem Fuße, 2. dem Schafte, 3. dem Knauf (Kapitäl). Das Gebälk hat ebenfalls drei Teile: 1. Hauptbalken (Architrav), 2. Fries, 3. Kranz (Karnies).

b. Division: Man unterscheidet 1. griechische, 2. italienische Säulenordnungen. Die griechischen scheiden sich wieder in a. dorische, b. jonische, c. korinthische; die italienischen in a. toskanische, b. römische.

Anm. Es muß dem Unterrichte des Lehrers überlassen bleiben, durch zahlreichere Beispiele, als der Raum hier vorzuführen gestattete, dem Schüler die Lehre von der Entstehung und dem Wesen, vom Umfange, Inhalte und der Einteilung der Begriffe zum vollen und klaren Verständnisse zu bringen, sowie auch Aufgaben, insoferne solche zur Begründung dieser Lehre wünschenswert erscheinen, selbst zu stellen. Das hier Dargelegte diene hauptsächlich zur festen Einprägung des dem Schüler auf entwickelndem Wege zur Erkenntnis Gebrachten.

B. Synonymen.

a. **Musterbeispiele.**

1. Ufer, Gestade, Strand, Bord, Küste.

Allen diesen Begriffen ist gemeinsam: „Begrenzung der Gewässer durch das Land."

Ufer hat die umfassendste Bedeutung, es wird gebraucht für den Rand kleiner und großer, stehender und fließender Gewässer.

Und sieh, an den Binsen des Ufers da lacht
Die schönste Seerose in goldener Pracht. (Chr. v. Schmid.)

Und trostlos irrt er am Ufers Rand (Schiller, Bürgschaft.)

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette. (Platen.)

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern hier und dort. (Bürger.)

Löst die Seele sich vom Leibe
Dann vom Ufer löst den Kahn,
Daß er mit den Toten treibe
In den Weltenozean. (Louise v. Plönnies.)

Ufer wird auch bildlich angewandt, um die Grenze zwischen Leben und Tod zu bezeichnen.

O Herr, wenn einst die Ufer weichen,
Ich bitte Dich, verlaß mich nicht, (Jos. v. Eichendorff.)

Gestade bezeichnet den Landrand eines größeren Gewässers, besonders des Meeres. Es hängt mit stehen zusammen, und bezeichnet den Ort, an dem man wieder stehen kann.

Es heißt im Althochdeutschen der stade (stado) und das stat, und geht dann über in Gestat, Gestade. In manchen Städten heißt man die eingefaßten Flußufer Stade oder Staden. Ein Dörfchen hart am Chiemsee heißt Gstadt.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade.
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade. (Sch. Wilh. Tell.)

Strand nennt man ein flaches Ufer, an dem die Schiffe aufstehen können. Davon ist stranden abgeleitet. Strand sollte eigentlich nur vom Meeresufer gebraucht werden.

Zwei Jungfrauen sitzen am Meeresstrand. (Anast. Grün.)
Es schwebten Berg und Türme vorüber an dem Strand. (Wolfg. Müller.)
Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen. (Nik. Lenau.)

Doch wird es von Dichtern auch auf Flüsse angewandt:

Fern von des Rheines Heimatstrand. (Wolfg. Müller.)
Bald sind sie am andern Strande. (Wolfg. Müller.)
Da stößt kein Nachen vom sicheren Strand. (Sch. Bürgschaft.)

Auch Bord = erhöhter Rand, wird für Ufer gebraucht:

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord. (Uhland.)

Küste (lat. costa = Rippe, Seite) ist der Teil des Landes, welcher sich längs des Meeresufers hinzieht, und zwar nicht bloß ein schmaler Streifen, sondern ein Land in breiterer Ausdehnung.

Vergleiche: Sklavenküste, Goldküste; das Küstenland von Istrien 2c.

Doch ihn (Cäsar) hält Italiens Küste,
Und dazwischen braust das Meer. (Gottfr. Kinkel.)

2. Mutig, tapfer, keck, dreist, kühn, verwegen.

Alle diese Wörter bezeichnen einen gewissen Grad von Selbstvertrauen.

Mutig ist der weiteste Begriff. Mutig nennt man denjenigen, der furchtlos und entschieden sein Ziel verfolgt, auch wenn ihm Gefahren entgegentreten. Mut verlangt man nicht bloß vom Krieger, sondern auch vom Seemann, Schieferdecker 2c.; auch gehört Mut dazu, dem Unrecht entgegen zu treten, die Wahrheit zu bekennen, wo ein solches Bekenntnis Nachteil bringen kann.*)

Er (Hagen) hielt den Nibelungen wohl den Mut empor. (Nibelungenlied.)
Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang. (Bürger.)
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut. (Sch. Bürgschaft.)
Mut zeiget auch der Mameluk. (Sch. Kampf mit d. Drachen.)

---

*) Vergl. S. 7.

Tapfer ist der Kämpfer, der mit dem Aufgebote all seiner Kraft streitet, und der jedes Hindernis mutvoll zu überwinden sucht.

So zieht der tapfre, der mutige Schill. (E. M. Arndt.)
In dir geht das tapferste Herz zu Grund. (E. M. Arndt.)

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt,
Der ist's der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht. (Herder.)

Tapfer ist der Löwensieger;
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang. (Herder.)

Keck nennt man denjenigen, der mit Mut zugleich Raschheit und Lebendigkeit verbindet. Das Wort wird in Süddeutschland durchaus nicht in tadelndem Sinn gebraucht, im Gegenteil, man liebt unter Umständen einen gewissen Grad von Keckheit.

Und ein Edelknecht, sanft und keck. (Sch. Taucher.)

Und aus der Ungeheuer Mitte
Holt er den Handschuh mit keckem Finger. (Sch. Handschuh.)

Dreist bezeichnet schon einen höheren Grad von Keckheit, der unter Umständen als Anmaßung erscheint.

Ihr stellt mit dreister Miene Eure Schmach zur Schau. (Sch.)
Mit großen Herren muß man nicht allzudreist sein. (Goethe.)
Doch auch: Dir fehlt ein dreistes Wagen. (G.)
Da rückt die Oder dreist in's Feld. (F. Freiligrath. Hurrah Germania.)

Kühn bezeichnet einen hohen Grad von Mut, der keine Gefahr scheut, ja ihr geradezu trotzt; die Kühnheit wird selbst zur Tollkühnheit, wenn man sich in eine Gefahr wagt, die augenscheinlich den Untergang droht.

Den kühnen Ritter soll man ehren. (Sch. Kampf m. d. Dr.)
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen. (Nibelungenl.)

Verwegen nennt man den, welcher zu viel wagt, sich tollkühn in eine Gefahr stürzt, entweder weil er die Größe der Gefahr unter-, oder weil er seine Kraft überschätzt, oder weil Ehrgeiz, Ruhmsucht, Leidenschaft ihn beherrscht. Doch wird es auch im milderen Sinne gebraucht;

Am Ende doch verwegen Herr Ulrich dann begann. (G. Schwab.)
Bei Gott, kein Nichts ists, des ihr euch verwegnet. (Rückert, geharnischte Sonette.)

3. Entdecken, erfinden.

Beide bezeichnen eine Thätigkeit, durch welche etwas bekannt wird, was vorher unbekannt war. Sie sind aber wesentlich von einander unterschieden.

Entdecken heißt, etwas bisher Unbekanntes, aber schon Vorhandenes zum erstenmale auffinden und bekannt machen. So wurden neue Erdteile, Inseln, Gebirge, Flüsse, Sterne 2c. entdeckt.

Erfinden ist allerdings von finden abgeleitet, aber es hat nicht den Sinn, etwas bereits Vorhandenes auffinden, sondern den, etwas ganz Neues, bisher wenigstens in dieser Form noch nicht Dagewesenes schaffen. So wurde die Buchstabenschrift, der Buchdruck, die Ölmalerei, die Lithographie, die Orgel u. s. w. erfunden.

Beide, Entdeckung und Erfindung, können beabsichtigt, berechnet sein, oder zufällig gemacht werden; doch spielt nach der Natur der Zufall eine geringere Rolle bei Erfindungen als bei Entdeckungen.

So wurde manche Insel, manche neue Tier- oder Pflanzenspezies durch Zufall entdeckt; aber vielen Entdeckungen liegt Absicht oder Berechnung zugrunde, so z. B. der Auffindung des Seewegs nach Indien oder der nördlichen Durchfahrten, der Entdeckung des Planeten Neptun (Le Verrier). Aber auch Erfindungen verdanken wir dem Zufall, wenigstens teilweise, so die Erfindung des Glases, des Meißner Porzellans, zum Teil auch der Lithographie.

Goethe sagt: „Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geist, und beide können beides nicht entbehren. „Das Talent zum Erfinden heißt Genie," sagt Kant.

Sobald die optischen Fernrohre erfunden waren, entdeckte Galilei die Jupitertrabanten. Archimendes legte mehr Wert auf seine Entdeckung von der Theorie des Hebels, als auf die Erfindung der Maschinen, mit welchen er die Galeeren des Marzellus zugrunde richtete. (Eberhard.)

Übrigens hat man früher die Begriffe entdecken und erfinden keineswegs so scharf aus einander gehalten, sondern oft dasselbe Wort für den einen wie für den anderen Begriff gebraucht.

Die Insel Hispaniola wurde durch Kolumbus erfunden. (M. Welser 1595.) Martin Behaim erfand viele neue Inseln. (Nürnb. Chronik 1707.) Noch Klopstock schrieb: „Der junge Kaufmann hat eine neue Art auf weiße Seide zu drucken erfunden, eine Entdeckung, die die Franzosen und Engländer schon lange vor ihm haben herausbringen wollen. Büsching 1781: Maso Finiguerra hat Kupferstiche zu machen entdeckt. Bei Westenrieden findet sich nach 1820, die Erfindung von Amerika.

b. Belehrung.

Das Wort Synónyma (von gr. synónymos = mitnamig, (syn = mit und onyma = Name) würde dem Wortsinne nach gleichnamig, gleichbedeutend heißen. Aber diese wortgetreue Übersetzung trifft die Sache nicht genau; denn wenn auch synonyme Wörter häufig gleichbedeutend gebraucht, also unbedenklich für einander gesetzt werden können, so haben sie doch auch wieder ihre — oft schärferen, oft nur feineren — Unterschiede, und sie decken sich also nicht völlig. Manche gehen lange brüderlich nebeneinander; aber es gibt eine Grenze, an der sie sich scheiden. So kann man in den meisten

Fällen Ufer für Gestade, Strand, Bord, Küste setzen, aber nicht umgekehrt diese Wörter für Ufer. Man kann nicht von einem Gestade und einer Küste des Flusses, nicht von einem Strande des Weihers oder Baches sprechen. Aber auch die Bezeichnung Ufer reicht nicht aus, wenn die feineren Unterschiede bezeichnet werden sollen, welche in den Wörtern Gestade, Küste ꝛc. liegen.

Man nennt deshalb solche Wörter sinnverwandt, sinnähnlich. Sie treffen wenigstens in einem Begriffe zusammen, während sie sich wieder in anderen scheiden. Bei Erforschung ihres Sinnes hat man also die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit aufzusuchen. Auf klarer Erkenntnis dieser Ähnlichkeit und Verschiedenheit beruht deren richtige Anwendung. Die Beschäftigung mit Synonymen fördert die Geistes- und Sprachbildung nach verschiedenen Seiten. Wir üben uns im Vergleichen und Unterscheiden, und zwar müssen wir bei letzterem oft auf die feinsten Unterschiede eingehen. Wir erwerben einen Reichtum an Ausdrücken und lernen für irgend einen Begriff das entsprechende Wort setzen. Wir erlangen größere Klarheit in den Begriffen; viel Schwankendes und Unsicheres wird beseitigt, und für Schrift und Rede Sicherheit des Ausdruckes gewonnen. Die Unterschiede haben sich meistens durch den Sprachgebrauch gebildet, und man erkennt sie vorzüglich aus den Schriften unserer hervorragenden Schriftsteller, besonders der Dichter, welch' letztere häufig als Schöpfer der Synonymen angesehen werden dürfen. Es ist daher gut, möglichst viele und besonders bezeichnende Beispiele aus der Lektüre zu sammeln. Durch die Vergleichung dieser Beispiele wird die Bedeutung der einzelnen Wörter klargestellt. Auch die Abstammung führt uns tiefer in den Sinn verwandter Wörter ein, weshalb auch so viel möglich dieser nachzugehen ist. Es können diese Übungen auch mündlich vorgenommen und mit der Lektüre verbunden werden. Man sucht zuerst das Gemeinsame der verschiedenen Ausdrücke auf, dann das Eigentümliche eines jeden und belegt die Erklärung mit Zitaten, soweit solche zu Gebote stehen.

C. Aufgaben:

I. Synonyme Substantive.

Mit Andeutungen.

1. Meerenge, Sund, Straße, Kanal.

Gemeinsame Bedeutung: ein schmaler Meeresteil zwischen Ländern, der zwei Meere verbindet.

Meerenge — Die Bedeutung ergibt sich aus der Ableitung: ein schmaler Meeresarm. (Gibraltar zc.)

Sund hängt zusammen mit schwimmen (swumd, sumd, sund) und bezeichnet eine breitere Meerenge, besonders eine solche, die sich durch Inseln teilt. Diese Inseln scheinen im Meere zu schwimmen, daher der Name. (Sund in der Ostsee, Lancastersund, Sunda-Inseln.)

Straße, ursprünglich jeder befahrene Weg, hier eine Meerenge, die mit Schiffen befahren werden kann. Nicht jede Meerenge ist eine Straße. (Straße von Bonifacio, von Messina zc.)

Kanal, eigentlich ein künstlicher Graben zur Verbindung von Gewässern. Auch angewendet auf fahrbare Meerengen. (Kanal la manche, Georgskanal, Kanal von Mozambique.)

2. Geräusch, Schall (Knall Hall), Laut, Klang, Ton.

Alle bezeichnen Empfindungen unseres Gehörorgans.

Geräusch (von rauschen) eine unklare, verworrene Empfindung, meistens von verschiedenen Gegenständen hervorgebracht.

Schall eine stärkere Empfindung, bei der wir die Schwingungen bestimmt wahrnehmen. Tritt der Schall mit großer Heftigkeit und rasch vorübergehend auf, so nennt man ihn Knall; wenn ein Schall langsam verschwingt, heißt er Hall.

Klang — regelmäßige, angenehm berührende Schwingungen von ziemlicher Stärke.

Ton — ein Klang, dessen Schwingungen man messen kann, oder bei dem sich Höhe und Tiefe deutlich unterscheiden läßt.

König Karl der hielt ein Mahl mit Schall
Im Schlosse zu Paris. (Uhland.)

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall.
Und als das Trinkglas gellend springt
Springt das Gewölb mit jähem Knall. (Uhland.)

Ewig bleiben treu die Alten
Bis das letzte Lied verhallt. (J. v. Eichend.)

Ihr ist's, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren schallt;
Sie wendet sich halb froh, halb bange
Und horcht dem wundersamen Klange.

— — — — — —

Da klingt es leis und immer leiser
Und gar verklungen ist der Ton. (Rückert.)

3. Kampf, Gefecht, Treffen, Schlacht.

Gemeinsamer Begriff: Streit gegen feindliche Mächte.

Kampf hat die weiteste Bedeutung: es bezeichnet die ange-

strengte Bemühung, Feindliches abzuwehren. Jedes Gefecht, Treffen und jede Schlacht ist ein Kampf. Aber man kämpft auch gegen geistige Mächte, gegen Lug und Trug, gegen materielle Gewalten, gegen Wind und Wetter, gegen widrige Schicksale, ja gegen sich selbst, gegen Sinnlichkeit, Trägheit ꝛc. (Kampf ums Dasein, Todeskampf.)

Gefecht (von fechten), feindlicher Zusammenstoß einzelner oder mehrerer Personen und kleinerer Heeresabteilungen. Seegefecht. Gefecht zwischen Jägern und Wildschützen. Auch Kämpfe von Menschen mit Tieren nennt man Gefecht (Stiergefecht), ja selbst Kämpfe zwischen Tieren (Hahnengefecht).

Treffen — feindlicher Zusammenstoß größerer Heeresabteilungen, besonders wenn derselbe rasch und unvermutet erfolgt. Treffen bei Landshut, Eggmühl ꝛc. Seetreffen.

Schlacht — Entscheidungskampf zweier Heere. Schlacht bei Leipzig ꝛc.

Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Manch blutig Treffen ward umsonst geschlagen,
Weil einen Sieg der junge Feldherr brauchte. (Schiller.)

Geschlagen war die blut'ge Schlacht,
Den Walplatz räumte Schwedens Macht. (Simrock.)

4. Geist, Geschmack, Ton, Manier.

Hauptbegriff: Das Eigentümliche, wie jemand seinen Gedanken oder Ideen Ausdruck gibt.

Geist zeigt sich in Rede und Schrift, besonders in Dichtwerken: Gedankenfülle, Klarheit, Schärfe, zweckmäßige Anordnung.

Geschmack wird gewöhnlich gebraucht in der Kunst; der Geschmack ist nicht nur verschieden bei den einzelnen Individuen, (guter, schlechter, verderbter, wunderlicher Geschmack ꝛc.), sondern auch nach den Zeitströmungen; er ist der Mode unterworfen. Geschmack des Zeitalters Louis XIV. ꝛc. Man kann sich mit Geschmack kleiden, seine Wohnung geschmackvoll oder geschmacklos ausstatten ꝛc.

Ton — Art und Weise des Ausdruckes — ernster, heiterer, natürlicher, erkünstelter Ton. Auch angewandt auf die Formen des geselligen Verkehrs: feiner, niedriger, gemeiner, überfeinerter, schlüpfriger Ton. Hofton, Soldatenton ꝛc.

Manier — das Äußerliche in der Art, Gedanken und künstlerische Ideen darzustellen, die Form des Benehmens und Auftretens. Manieren kann man nachahmen; mancher Maler hat eine gewisse Manier; man spricht von bäuerischer und adeliger, von grober und feiner Manier.

Des trocknen Tons bin ich nun satt. (G. Faust.)

5. Aufgaben ohne Andeutungen.

1. See, Weiher, Teich, Pfütze, Sumpf.
2. Anger, Aue, Wiese, Weide, Trift, Matte.
3. Berg, Anhöhe (Bühel), Hügel, Kuppe, Spitze.
4. Burg, Schloß, Feste, Festung.
5. Straße, Weg, Bahn, Pfad, Steig (Steg).
6. Herberge, Wirtshaus, Gasthaus, Gasthof.
7. Diener, Bedienter, Knecht, Leibeigener, Sklave.
8. Schüler, Zögling, Lehrling, Jünger.
9. Wißbegierde, Neugierde, Vorwitz.
10. Verstand, Vernunft, Urteilskraft, Scharfsinn.
11. Kraft, Stärke, Macht, Gewalt.
12. Ehrliebe, Ehrgeiz, Ehrsucht.
13. Befehl, Gebot, Verordnung, Gesetz.
14. Aufruhr, Aufstand, Auflauf, Empörung, Abfall.

II. Synonyme Adjektive.

1. Arbeitsam, fleißig, emsig, geschäftig, unverdrossen.

Diese Wörter treffen in dem Sinne zusammen, daß sie eine fortgesetzte, gern geübte Thätigkeit bezeichnen.

Arbeitsam ist, wer gern arbeitet, sich freut, wenn er Arbeit hat, und solche sucht, wenn sie ihm fehlt.

Fleißig bezieht sich auch auf die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der jemand seine Arbeiten verrichtet, weshalb man von einer guten Arbeit sagt, sie zeuge von Fleiß.

Emsig — hoher Grad von Arbeitsamkeit, mit Fleiß verbunden. Der Emsige geht ganz in seiner Arbeit auf, gönnt sich nur die notdürftigste Erholung (Ameise — Biene).

Geschäftig — immer etwas sich zu schaffen machen; auch in tadelndem Sinne gebraucht, wenn man Unnützes ꝛc. treibt. „Geschäftiger Müßiggang.“

Unverdrossen — die Arbeit gerne verrichten, auch wenn sie mit Unannehmlichkeiten verbunden ist. Die Unverdrossenheit steht in einem gewissen Gegensatz zur Geschäftigkeit. (Inwieferne?)

2. Stolz, aufgeblasen, eingebildet, eitel, hochmütig, hoffärtig, dünkelhaft, anmassend.

Sämtliche Wörter bezeichnen einen ziemlichen Grad von Selbstgefühl.

Stolz — gewisser Vorzüge sich bewußt und in diesem Bewußtsein auch auftretend. Bis zu einem gewissen Grade ist der Stolz berechtigt; es gibt aber auch einen unberechtigten Stolz. „Stolz

lieb ich den Spanier!" (Sch.) Es gibt auch einen Stolz, der sich unter einer bescheidenen Hülle verbirgt. „Schon wieder so stolz bescheiden" — sagt Saladin zu Nathan. (L.)

Aufgeblasen — bildlich — Erklärung der eigentlichen Bedeutung; Anwendung auf die geistige: äußerer Schein, innere Hohlheit.

Eingebildet — sich Vorzüge ꝛc. zuschreiben, die man nicht hat. Auch entgegengesetzt: sich Schwächen, z. B. Krankheiten einbilden.

Eitel — sich etwas zu gute thun auf vermeintliche oder wirkliche Vorzüge, besonders auf äußere z. B. Schönheit, Kleiderpracht, Schmuck. Der Eitle fühlt sich leicht verletzt, wenn er keine Anerkennung findet.

> Trägt einer gar zu hoch den Kopf,
> So ist er wohl ein eitler Tropf. (Chr. v. Schmid.)

Hochmütig — im Gefühl eigner Überlegenheit geringschätzig auf andere herabsehen. Der Aufgeblasene und Eitle macht sich lächerlich, der Hochmütige verhaßt. Hochmut kommt vor dem Fall."

Hoffärtig — von hoch fahren, — hoch hinaus wollen, sich über seinen Stand oder Wert erheben.

Dünkelhaft — hoher Grad von Hochmut, dem Einbildung (sich dünken) zugrunde liegt, — sich aufblähen ꝛc.

Anmaßend — in seinem Dünkel oder Hochmut scharf gegen andere auftreten, vorlaut, frech sein. Der Dünkelhafte und Anmaßende stoßen ab.

3. Aufrichtig, offenherzig, redlich, ehrlich.

Gemeinsamer Sinn: Wahrhaft und gerade sein, fern von Falsch und Verstellung.

Aufrichtig. Sinnliche Bedeutung, übertragen auf die geistige.

Offenherzig. Wortsinn: — offenes Herz — das Wort auf der Zunge tragen.

Redlich. Uebereinstimmung der Rede und des Handelns. Der Redliche hat nur gute Absichten. Aufrichtig und offenherzig beziehen sich mehr auf Übereinstimmung des Wortes mit der Gesinnung, während redlich auch auf die That gerichtet ist.

Noch mehr bezieht sich ehrlich auf die That. Der Ehrliche fügt niemand Unrecht zu, weder an seinem geistigen oder moralischen, noch an seinem materiellen Besitz.

> Halt aufrecht, lieber Sohn, den Wuchs und deinen Geist. (R.)
> Ein offnes Herz zeigt eine offne Stirn. (Sch.)
> Der Deutsche, grad und ehrlich ist sein Brauch,
> So wie er spricht, so denkt er auch. (Schubart.)

Warum ist Redlichkeit von Rede so benannt?
Weil aus der Rede nur das Innere wird erkannt.
Die Redlichkeit besteht darin, daß einerlei
Mit seiner Äußerung dein Innerliches sei. (R.)

4. Krumm, quer, schräg, schief.

Von der geraden (wagrechten) Linie abweichend.

Krumm — in sinnlicher Bedeutung gebogene Abweichung von der geraden Linie. In moralischer Bedeutung mit dem Nebenbegriffe des Schlimmen. Krumme Wege. Je krümmer, je schlimmer. Doch: Eine gute Krumm geht nicht um.

Quer — die senkrechte Richtung nach der Breite durchschneidend. Querbalken am Kreuz. In bildlichem Sinne auch mit schlimmer Bedeutung: die Sache geht quer! Querkopf.

Schräg — von der parallelen Richtung abweichend. Die Sonne wirft im Winter ihre Strahlen schräg auf die Erde. Schräge Schlachtordnung.

Schief — ebenfalls Abweichung einer geraden von einer senkrechten oder wagrechten Linie: schiefe Ebene, schiefer Turm. Bildlich im schlimmen Sinne: schiefe Ansichten. Es steht schief um die Sache.

5. Weitere Aufgaben:

1. Anständig, schicklich, sittsam, bescheiden, ehrbar.
2. Vermögend, bemittelt, wohlhabend, begütert, reich.
3. Heiter, fröhlich, lustig, ausgelassen, übermütig.
4. Geizig, habsüchtig, karg.
5. Sparsam, haushälterisch, wirtschaftlich.
6. Gerecht, billig.
7. Billig, wohlfeil.
8. Klug, gescheid, weise.
9. Lebend, lebendig.
10. Düster, dunkel, finster.

III. Synonyme Verba.

1. Entwenden, stehlen, rauben, plündern.

Gemeinsam: Unrechtmäßige Aneignung fremden Eigentums.

Entwenden: Etymologie: ent bezeichnet hier wie in manchen andern Wörtern (entfernen, entkommen, entziehen ɪc.) eine Trennung, entwenden = etwas von seinem eigentlichen Orte wegwenden. Es braucht dies nicht immer in gewinnsüchtiger Absicht zu geschehen, sondern es kann auch Scherz, Übermut ɪc. Veranlassung der Entwendung sein.

Stehlen — etwas heimlich wegnehmen. Unserem Herrgott die Tage abstehlen — Tagdieb.

Rauben — fremdes Eigentum mit Gewalt an sich reißen. Wird auch von geistigen Gütern und bildlich gebraucht. Den guten Ruf, die Ehre rauben. Auch Tiere rauben: der Löwe, der Fuchs 2c. Das Haus wird ein Raub der Flammen. Die Blätter werden des Winters Raub.

Plündern — hängt zusammen mit Plunder (= allerlei Geräte, besonders auch minderwertes). Die Krieger plündern, ebenso Räuberbanden 2c. Knaben plündern einen Obstbaum.

2. Zeihen, anklagen, beschuldigen, verklagen, belangen, angeben.

Grundbegriff: jemand einer Verfehlung schuldig erkennen.

Zeihen: für schuldig halten, auch ohne sichern Beweis. Auch auf sich selbst angewandt: Sich einer Sünde zeihen.

Anklagen: dieses Fürschuldighalten eines andern oder seiner selbst auch aussprechen; beschuldigen: dies mit Entschiedenheit thun.

Verklagen und belangen: die Anklage vor einem Richter vorbringen, wobei belangen ausdrückt, daß der Beschuldigte vorgerufen werde. Angeben bezieht sich mehr auf geringfügige Dinge (z. B. in der Schule einen Mitschüler angeben) oder auf Aussagen, die auf Anfrage erfolgen.

Die Schweden beschuldigten Karl XII., daß er den Verfall des Reiches verursacht habe, aber zur Anklage kam es nicht. Anklagen ist mein Amt und meine Sendung. (Sch. Wallenst.)

Welch' andrer Sünde klagt dein Herz dich an? (Sch.)

3. Sich wundern, (verwundern) etwas bewundern, staunen (erstaunen, anstaunen).

Gemeinsam: etwas in hohem Grade auffällig, seltsam finden.

Ableitung von Wunder: ein Vorkommnis gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Im gewöhnlichen Leben wundert man sich schon über alles, was unerwartet, seltsam kommt, mag es gut oder bös sein. Bewundern geht auf das Große, Schöne, Erhabene 2c. Bewunderung kann ein fortdauernder Zustand sein, Verwunderung ist vorübergehend.

Erstaunen bezeichnet den ersten überwältigenden Eindruck, den etwas Neues, Seltenes, Großes 2c. auf uns macht. Staunen zeigt mehr eine fortdauernde Bewunderung an; sind wir dabei in das Anschauen des betreffenden Gegenstandes versunken, so staunen wir ihn an.

Pompeji setzt jedermann wegen seiner Kleinheit und Enge in Verwunderung. (G.) Die Bewunderung ist das sonderliche Wohlgefallen an einer seltenen Vollkommenheit. (L.) Die Maid, sie staunet den Reiter an. (Schwab.)

Ich schweige vor Erstaunen, Verwunderung ergreift mich, da diese länderlose Königin dein Schrecken wird. (Sch. Mar. St.)

4. Bedenken, überlegen, beherzigen.

Alle Wörter bezeichnen eine Thätigkeit unseres Geistes, vermöge welcher wir über eine Angelegenheit ins Klare zu kommen suchen, um unser Verhalten bestimmen zu können.

Bedenken — von denken: seine Gedanken mit Sorgfalt auf etwas richten, alle Nebenumstände ins Auge fassen. Unbedacht handelt, wer sich von augenblicklicher Stimmung hinreißen läßt; bedächtig ist, wer mit großer Vorsicht jeden Schritt prüft, ehe er ihn thut.

Überlegen — von legen, sich einen Gegenstand zurecht legen, um ihn von allen Seiten genau betrachten zu können.

Erwägen — von wägen, abmessen, die zu prüfenden Gründe gleichsam auf die Wage legen, um zu untersuchen, ob sie gewichtig genug sind. Der Richter muß vor dem Urteilsspruch alles gewissenhaft erwägen. Während bedenken und überlegen mehr die intelektuelle Seite betreffen, bezieht sich erwägen auch auf die moralische.

Beherzigen — sich eine Erkenntnis, eine Erfahrung, einen Rat zu Herzen nehmen, seinen Willen dadurch dauernd bestimmen lassen. Bedenken, überlegen, erwägen muß man selbst, beherzigen kann man auch das Ergebnis fremden Nachdenkens, fremder Erfahrung. (Beispiele aus der Literatur aufsuchen!)

5. Weitere Aufgaben.

1. Sprechen, reden, sagen.
2. Verzeihen, vergeben, begnadigen.
3. Befreien, erretten, erlösen.
4. Bessern, verbessern, ausbessern.
5. Bewahren, verwahren, behüten, beschützen.
6. Glauben, meinen, wähnen.
7. Strafen, rügen, ahnden.
8. Täuschen, hintergehen, betrügen.
9. Töten, morden, meucheln.
10. Versprechen, geloben, verheißen.

Anm. f. d. Lehrer. Materialien zur Besprechungen finden sich in: Dr. Hopf, Hilfsbuch zu deutschen Stilübungen, und Rudolph, Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen.

3. Teil. Diese Bücher wurden auch bei den Musterstücken und Aufgaben benutzt; daß diese dennoch selbständig bearbeitet sind, wird eine Vergleichung mit den benützten Quellen zeigen.

C. Erklärungen von sprichwörtlichen Redensarten, Sprichwörtern und Dichtersprüchen (Sentenzen.)

1. Sprichwörtliche Redensarten.

A. **Musterbeispiel.**

Sand in die Augen streuen.

Diese Redensart ist schon über tausend Jahre im Schwange, und sie soll ihren Ursprung in den Wagenrennen bei den olympischen Spielen haben. Die Rennbahn war nämlich mit feinem Sande bedeckt. Die im Fluge dahin galoppierenden Pferde und die nachsausenden Wagen wirbelten diesen mächtig auf, so daß er in dichten Wolken nicht nur die Rennbahn verhüllte, sondern auch den Wagenlenkern in die Augen kam; dadurch wurden diese am Sehen gehindert und die Erringung des Preises erschwert. Natürlich wird auch das Sehvermögen sehr getrübt, wenn man jemand Sand in die Augen streut; er erkennt die Gegenstände entweder gar nicht, oder nicht genau und er kommt leicht vom rechten Wege ab in die Irre.

Wer einem andern durch falsche Vorspiegelungen das Urteil trübt, wer ihn vom rechten Weg, vom Weg der Wahrheit oder des Rechtes lockt, der streut ihm Sand in die Augen. Da gibt einer eine Kopie für das Originalwerk eines Meisters aus; dort preist einer die Echtheit einer falschen Ware; da gibt sich ein Halbwisser für einen gelehrten Mann, dort ein Schurke für einen Redlichen aus: sie alle streuen anderen Sand in die Augen. Hier gibt einer gefälschte Münzen aus, dort bietet ein anderer ein wertloses Heilmittel an; hier stellt einer dreist eine unwahre Behauptung auf, dort will ein Advokat eine offenbare Schuld als nichtig darstellen: all das heißt man Sand in die Augen streuen, oder auch ein X für ein U machen.

Aber man soll sich keinen Sand in die Augen streuen lassen, man soll seine Augen offen und klar halten, nicht jedem Worte Glauben beimessen, sondern genau und gründlich prüfen; denn es ist bitter, erst durch Schaden klug werden.

B. Belehrung. Unser Volk besitzt einen außerordentlichen Reichtum sprichwörtlicher Redensarten, d. h. kurzer, bündiger Ausdrücke, welche unter einem anschaulichen Bilde eine Wahrheit, eine Lehre enthalten. Solche Ausdrücke sind Blüten der echten Volkspoesie, gleich den Sprichwörtern*), ja „sie sind", wie M. Sailer richtig bemerkt, „oft malerischer als diese und so mannigfaltig, launig, beißend,

---

* Über diese siehe S. 27.

wie diese.“ Sie sind als Keime der Sprichwörter zu betrachten, und aus ihnen hat sich zweifellos manches Sprichwort entwickelt. So sehr sie in den Sprichwörtern verwandt sind, so unterscheiden sie sich doch von diesen nach Inhalt und Form. Das Sprichwort enthält eine aus der Lebenserfahrung gewonnene Wahrheit, eine Sitten- oder Lebensregel. Die sprichwörtliche Redensart aber enthält selten einen in sich abgeschlossenen Gedanken in einem ausgebildeten Satze, sondern nur einen bestimmten Begriff in feststehender, volkstümlich gewordener Form, und zwar in der Regel in einem Bilde. Die sprichwörtlichen Redensarten haben oft auch eine witzige oder satyrische Spitze. Mit den Sprichwörtern haben sie das gemein; daß sie zu allgemeiner Anerkennung gelangt und landläufig geworden sind.

Ihrem Sinne nachzuforschen ist eine anregende Beschäftigung, und ihre Anwendung gibt der sprachlichen Darstellung Anschaulichkeit, Kraft und Nachdruck.

Man geht bei den Erklärungen derselben von der sinnlichen Bedeutung der Redensart zur geistigen (moralischen) über und reiht Beispiele aus dem Leben an.

C. **Aufgaben:** a. Mit Andeutungen.

1. Mit einem fremden Kalbe pflügen.

Dieses Gleichnis stammt von Simson, dessen Weib Delila ihm die Deutung eines Rätsels entlockte und den Philistern verriet. (Buch d. Richter, Kap. 14.) Man wendet es an, wenn jemand sich den Schein gibt, als habe er eine Arbeit ausgeführt (eine That vollbracht), die doch eines anderen Verdienst ist.

Beispiele: Ein Schüler läßt sich seine Arbeiten von anderen fertigen und gibt sie für eigene aus. Ein Prüfling läßt sich Beihilfe von anderen leisten. Ein Schriftsteller gibt fremde Arbeiten für eigene aus. Jemand spendet Wohlthaten von Mitteln, die ihm andere zur Verfügung gestellt, aber er verschweigt dieses. Es nutzt einer die Erfindung eines anderen aus. Es erreicht einer auf einer Ausstellung einen Preis mit fremder Arbeit u. s. w.

Ähnlich: Sich mit fremden Federn schmücken.

2. Aus dem Regen in die Traufe kommen.

Regen uns unangenehm, — wir suchen Schutz. Da kommen wir oft in eine Traufe, die uns noch mehr belästigt. Mancher will einer Widerwärtigkeit entgehen und gerät in eine noch schlimmere; z. B. ein Kranker, der ein unrechtes Mittel anwendet — ein Auswanderer 2c.

3. Den Bock zum Gärtner machen.

Der Gärtner schützt und pflegt den Garten. Der Bock stößt zwar die Eindringenden zurück, aber er verdirbt die Pflanzen. Man

würde daher sehr unklug handeln, wenn man ihn zum Gärtner setzte. Anwendung: Wenn man jemand ein Geschäft anvertraut, in dem er nur schaden würde; z. B. einem Unredlichen eine Kasse, einem Unsittlichen (etwa weil er kenntnisreich ist) die Erziehung von Kindern überträge ꝛc. ꝛc.

Anm. Den gleichen Sinn hat „Den Wolf über die Herde setzen.“

---

b) Ohne Andeutungen.

Etwas auf die leichte Achsel nehmen. Auf beiden Achseln tragen. In einen sauern Apfel beißen müssen. Das Kind mit dem Bade ausschütten. Um des Kaisers Bart streiten. Auf Sand bauen. Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. Goldene Berge versprechen. Blauen Dunst vormachen. Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Einem eine Grube graben. Einen hinters Licht führen. Einen bei der Nase herumführen. Die Rechnung ohne den Wirt machen. Sein Schäfchen aufs Trockene bringen. Mit dem Strome schwimmen. Dem Mantel nach dem Winde hängen. Luftschlösser bäuen. Haare auf den Zähnen haben. Den Teufel an die Wand malen. Auf den Busch klopfen. Über einen den Stab brechen. Eine Faust in der Tasche machen. Öl ins Feuer gießen. Fünfe gerad sein lassen. Wie die Katze um den heißen Brei herumgehen.

2. Sprichwörter.

A. Musterbeispiele.

a. Sprichwort mit eigentlicher Bedeutung.

Ein wenig zu spät ist viel zu spät.

Zu spät ist der höchste Superlativ. Es ist eben aus, es ist vorbei, unwiederbringlich!

Ist etwas zu kurz, man kann noch ansetzen; ist etwas zu leer, man kann noch zugießen; ist etwas zu wenig, man kann es ergänzen.

Ist man aber zu spät daran, und wäre es nur eine Stunde, sie ist nicht mehr nachzuholen, sie ist vorüber geeilt für immer.

Schreckliches Wort „zu spät“, wenn es ein verlorenes Glück ankündigt, wenn es eine zersplitterte Hoffnung vor die Füße wirft, wenn es helles Morgenrot in düstere Nacht verwandelt.

Es ist dir ein unbedachtsames Wort entschlüpft. Im nächsten Augenblick überkommt dich die Reue. Es ist nur ein wenig zu spät, aber viel zu spät. Dies eine Wort raubt dir die Zufriedenheit, ja

oft das ganze Lebensglück. Ein Mensch kommt in Todesgefahr, die Hilfe naht, aber nur ein wenig zu spät. Aber dies wenig ist viel, viel zu spät: ein Menschenleben ist zu grunde gegangen! Dein Vater, deine Mutter liegt am Sterben. Sie sehnen sich nach deinem letzten Anblick, du nach dem letzten Segen. Du versäumst den Zug. Du kommst nur ein wenig zu spät, und doch viel zu spät; denn der Tod hat inzwischen unerbittlich eingegriffen.

Du drückst im Scherz, im Übermute eine Flinte auf deinen Freund ab. Im Augenblick, da sie losgeht, fährt es dir durch den Sinn: „Könnte sie nicht geladen sein?“ Einen Moment zu spät, aber unendlich zu spät. Dein Freund ist zum Tode getroffen. Nie bringst du den Stachel aus deinem Herzen, ein Mörder geworden zu sein.

Das Wort „zu spät“ hat teuere Leben gekostet, hat Schlachten verloren, hat Throne gestürzt und Dynastien vernichtet.

Zu spät kam der Kurier, der dem ungerecht verurteilten Kanzler Biener von Tirol die Begnadigung brachte. Zu spät kam Erzherzog Johann seinem Bruder Karl bei Wagram zu Hilfe; die Schlacht war bereits verloren. Zu spät ließ sich Napoleon I. in Unterhandlungen mit den Verbündeten ein, zu spät dankte er zu Gunsten seines Sohnes ab. Als Karl X. von Frankreich 1830 sich erbot, den Minister Polignac zu entlassen und dessen berüchtigte Ordonanzen zurück zu nehmen, tönte ihm als Antwort entgegen: „Zu spät!“ Bei der Julirevolution 1848 willigte Louis Philipp in seine Abdankung zu Gunsten seines Enkels. Auch hier das vernichtende „zu spät!“ Um welche Zahl könnte man diese Beispiele noch vermehren!

Der Teufel ist ein betrügerischer Küster. Er sucht den Zeiger deiner Lebensuhr fort und fort zurück zu stellen, damit du meinest, es habe nicht Eile, es sei so spät noch nicht, deine Kraft sei nicht vermindert, dein Geist nicht geschwächt.

Sei auf der Wacht; denk an das Donnerwort „zu spät!“ Warte nicht mit der Ordnung deiner Angelegenheiten, damit du nicht auch im Angesichte des Todes dir zurufen mußt „zu spät!“

(Zum Teil nach Karl Steiger.)

b. Sprichwort in uneigentlicher (bildlicher) Bedeutung.

Das Feld hat Augen, der Wald hat Ohren.

Glaube nie allein zu sein! Überall hat Gott Wächter ausgestellt, die sehen, was du thust und was dir geschieht. Hüte dich vor der Sünde, verlasse dich auf keine Einsamkeit, und hoffe überall auf die Nähe des Herrn. Auch in öder Wüste wird das Wort des Herrn vernommen, der Hilferuf des Glaubens gehört.

Siehe dich um nach allen vier Seiten, wo du etwas sagen willst, das du laut nicht sagen darfst, und schaue vorerst auch empor. Auch über dir wacht noch ein Ohr. Höreſt du nicht das Bächlein

reden und flüstern den Wald? Bewahre dir, o Mensch, ein offenes Herz und ein reines Gemüt, dann hast du nicht zu scheuen die tausendmaltausend Augen, die aus Blumen und Sternen nach dir schauen; dann hast du nicht zu fürchten das lauschende Ohr, das auch, wenn du schläfst, auf deiner Seele leiseste Bewegung horcht. Und nicht nur kennst du dann die Furcht nicht, o Freund, wenn du ein reines Herz hast, und ein edles Gemüt, sondern du bist dann auch mit der Freude vertraut und findest Genossen deiner Freude überall. Es lächelt dir das Feld ins heit're Angesicht, es stimmt der Wald mit ein in deinen Lobgesang. Es grüßt dich freundlich jeder Baum, an dem du vorübergehst, und herzlich heißt die Wiesenquelle dich willkommen. Wir wissen wohl, was du im frommen Herzen trägst, sagt dort das Blümlein dir zu Füßen, doch niemanden wollen wir's verraten, — als solchen, die uns gleichgesinnt. Freue dich, freue dich, mahnen alle Wipfel im grünen Haine; die stille, heilige Freude sei unser Gottesdienst.

(K. Steiger.)

c. Ein Sprichwort, welches in gutem und schlimmem Sinne gebraucht werden kann.

Wie du mir, so ich dir.

Das wird gewöhnlich im Bösen gebraucht. Besser thät' man, es nur im Guten anzuwenden. Wenn jemand dir auf den linken Backen schlägt, reichst du ihm auch den rechten dar? Schwerlich, sondern du suchst wohl eher den linken Backen des Backenstreichgebers, um ihn zu belehren: Wie du mir, so ich dir. Das hat seine zwei Seiten, das Gesicht nämlich, und auch das Ohrfeigen austeilen. Reich du den rechten nicht hin, schlag aber auch nicht; trags, wenn möglich, mit Geduld. Es wird ja so arg nicht sein und auch so häufig nicht kommen. Sag hier lieber: Wie du mir, so ich nicht dir. Vergelte Böses mit Gutem, und Gutes auch mit Gutem. Hier sind wir am rechten Fleck. Hier laß das Sprüchlein wahr werden. Hier thue nicht das Gegenteil und vergelte nicht Gutes mit Bösem, und merk auch noch das andere Sprüchlein: Was du nicht willst, das man dir thue, das thu auch einem andern nicht. (K. Eslin.)

d. Sprichwörter, welche im Widerspruche zu einander stehen.

Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist,

kommt nichts hin." Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden." Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zurate und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden", gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat. (J. P. Hebel.)

e. Synonyme Sprichwörter.

Unrecht Gut gedeiht nicht. Unrecht Gut ist ein Funken im Kleiderkasten. Wer gestohlen Brot ißt, füllt sich den Bauch mit Steinen. Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Herrn.

Es kann nicht wachsen, denn es liegt ein Stein auf ihm. Es hat nicht Licht noch Sonne. Eine glühende Kohle unter das Strohdach getragen, wie viel hast du gewagt, wie augenscheinlich dein Verderben! Mit ungerechtem Gute bringst du einen Funken in deinen Kleiderkasten, wirf ihn wieder heraus, so bald möglich, trag ihn auf seinen Herd, sonst wird er dir warm machen, dein ganzes Haus in Rauch aufgehen lassen, dir die Hölle heizen. Der Teufel kann den leichter fassen, der klebrige Finger hat.

Unrecht Gut schlägt seinen eigenen Herrn, und das ist ein Schlag nicht mit der Rute, sondern ein Schlagfluß, der es zurückführen soll zum rechten Eigentümer. Es ist ihm ein Bad verschrieben und er muß in's Wasser kommen — jedes Wörtlein droht mit einem Hagelwetter. Immer unruhig ist, wer unrecht gethan.

Unrecht Gut gedeiht nicht. Es kann freilich auch wachsen, doch wenn es wächst, so wächst es dem, der es genommen, zur Last, wie Kropf oder Höker. Wer gestohlen Brot ißt, der füllet sich den Bauch mit Steinen; dick mag er werden, aber nicht gesund. Es mag zunehmen unrecht Gut, und ist gleichwohl kein Segen darin. Fleisch, in das die Würmer kommen, hat sich auch gemehrt, doch nicht zum rechten Gedeihen. Du magst dein Auge daran ergötzen, aber deinen Kindern bringt's Entsetzen.

Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben — womit in keinem Falle gesagt sein will: was geerbt wird, sei gerechtes Gut.

(K. Steiger.)

B. Belehrung. Die Sprichwörter sind nach Inhalt und Form gleich wichtig für den deutschen Sprachunterricht, und es gebührt ihnen in der Schule eine besondere Berücksichtigung. In ihnen ist ein reicher Schatz von Erfahrung, vom Volk selbst in Jahrhunderten gesammelt, niedergelegt worden. Passend bezeichnet man sie als „Weisheit auf der Gasse". Ein besonderer Vorzug derselben ist die bündige Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes und bei vielen echt poetischer Gehalt. Die meisten sind in uneigentlichem Sinne zu nehmen, und die Bilder sind in der Regel sehr zutreffend und gemeinverständlich. Eben so haben unsere Sprichwörter mit sehr seltenen Ausnahmen hohen moralischen Wert. Laster und Thorheit werden an den Pranger gestellt, Recht und Sittlichkeit gepriesen und empfohlen.

Daß es auch der Leichtfertigkeit gelungen ist, ein oder das andere Sprichwort in Umlauf zu bringen, darf uns nicht wundern. Aber es ist gewiß ein Beweis für den sittlichen Geist unseres Volkes, daß solche Sprichwörter sich nur spärlich finden.

Andere Sprichwörter sind an sich nicht falsch und verwerflich, können aber in schlimmem Sinne gebraucht werden. (S. S. 25 u. 31). Das Sprichwort weiß mit wenig Worten viel zu sagen; es ist tief- und scharfsinnig. Es will nicht überreden, sondern überläßt es jedem, wie er es nehmen will. Eben seine Kürze und Verständlichkeit machen es dem Volke so lieb und erleichtert das Festhalten im Gedächtnis. Was in wenigen Worten als Wahrheit einleuchtet, gefällt mehr, als eine lange Erörterung. Das Sprichwort ist eine unvertilgbare Macht geworden, und es wird oft der Entscheid bei Streit und zwiespältiger Meinung, gleich wie es oft einen schwanken Willen zum rechten Entschlusse bringt.

Als Bildungsmittel für die Jugend nimmt es einen hohen Rang ein. Dieser den Sinn für die Volkssprichwörter aufschließen, heißt sie befähigen, aus der Erfahrung gute Gedanken aufnehmen, sie in das eigenste Denken des Volkes einführen, ihre Einsicht läutern, ihr Gemüt erwärmen und ihren Willen stärken. „Die Sprichwörter sind das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache geben kann" (Gervinus).

Es ist eine gute Vorübung für die Abhandlungen, Sprichwörter erklären zu lassen. Hierbei geht man, wie die Musterbeispiele zeigen, zunächst auf den Wortsinn ein, weist dann, wenn das Sprichwort bildlich, auf die eigentliche Bedeutung hin, fügt verwandte Sprichwörter bei und sucht durch Beispiele aus dem Leben, durch Erzählungen, Fabeln rc. das Sprichwort zu vollem und allseitigem Verständnisse zu bringen.

C. **Aufgaben.**

a. Sprichwörter im eigentlichen Sinne.

Andeutungen:

1. Jung gewohnt, alt gethan.

Die Jugendeindrücke die lebhaftesten und bleibendsten. Darum bekommt in der Jugend das ganze Wesen des Menschen schon ein bestimmtes Gepräge, welches nur höchst selten in spätern Jahren verwischt wird. Namentlich haftet das, was man durch Gewohnheit, d. h. durch oft wiederholtes Thun, sich angeeignet hat. „Gewohnheit ist die zweite Natur.“ — Beispiele!

Nutzanwendung. Verwandte Sprichwörter: Was ein Haken werden will ꝛc. Man muß das Bäumchen ziehen, so lange es jung ist ꝛc. Was ein Dorn werden will ꝛc.

2. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.

1. Überall drohen dem Menschen Gefahren (welche?). 2. Darum Vorsicht nötig, sie, soweit es uns möglich, abzuwenden. 3. Ein Thor ist gewiß der, welcher sich selbst in Gefahr begibt, d. h. etwas unternimmt, sich an etwas wagt, von dessen Gefährlichkeit er überzeugt ist. 4. Kein Wunder, wenn er der Gefahr erliegt — zugrunde geht. (Beispiele.) 5. Doch das Sprichwort nicht so zu verstehen, daß man gar nichts unternehmen soll, wobei Gefahr zu fürchten oder vorauszusehen. Wenn die Pflicht ruft, dürfen wir selbst den wahrscheinlichen Untergang nicht scheuen. (Beispiele.)

3. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

1. Man hört so oft die Aeußerung: hätte ich das vorher berechnet! — hätte ich das nochmal zu thun, ich würde es anders machen u. s. w.

2. Die meisten Menschen bedenken bei ihrem Thun die Folgen nicht und werden erst durch Schaden klug. (Nachweis an Beispielen.)

3. Welche Lehre gibt uns das Sprichwort? Verwandte Sprüche: Erst wäg's, dann wag's. Erst besinn's, dann beginn's.

4. Undank ist der Welt Lohn.

Die Fabel von der Schlange und vom Bauern.

Die Erfahrung bestätigt dies hundertfältig, im kleinen wie im großen (Kinder und Eltern, Lehrer und Schüler ꝛc. — Kolumbus, Sokrates).

Welches sind die Ursachen dieser Erfahrung:

a) Leichtsinn, b) Stolz und Neid, c) Selbstsucht.

Lehre: Man rechne nicht auf Lohn und Anerkennung in der Welt, wenn man seine Pflicht erfüllt; — den Lohn suche man im eigenen Gewissen.

Man kränke sich auch nicht bei erlittenem Undank; man tröste sich mit anderen. Aber man vergesse selbst des Dankes nie, den man andern schuldet. (Der Heiland und die 10 Aussätzigen. Wen Falschheit kränkt und Undank quält, der geh' bei Zeiten aus der Welt.)

5. Alles hat seine Zeit.

Auf Erden ist alles den Wechsel unterworfen. Jedes Jahrhundert zeigt einen anderen Charakter. Auch im Leben des Menschen zeigt sich dieser Wechsel: Kindheit, Jugend ꝛc. ꝛc.

Nutzanwendung: Vieles ziemt sich nicht für die Jugend, was dem reiferen Alter gestattet ist; umgekehrt steht vieles dem Manne nicht mehr an, was der Jugend nicht verargt wird. In der Jugend aber ist auch die Zeit der Saat, des Lernens, der Vorbereitung auf einen ernsten Lebensberuf.

Auch in einzelnen hat alles seine Zeit. Ordnung der Lehrstunden, Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, Schlaf und Wachen. Viele Menschen gehen zugrunde, weil sie nicht an das Gesetz der Zeit sich binden.

Aufgaben zu selbstständiger Bearbeitung.

Müßiggang ist aller Laster Anfang. Gleich und gleich gesellt sich gern. Aller Anfang ist schwer. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Armut thut dem Alter weh. Viele wissen viel, aber keiner hat ausgelernt. Blinder Eifer schadet nur. Eintracht bringt Macht. Erfahrung macht klug. Seines Fleißes darf sich jeder rühmen. Fröhlich in Ehren mag niemand wehren. Wie gewonnen, so zerronnen.

b. Sprichwörter mit uneigentlicher Bedeutung.

Andeutungen:

1. Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden.

I. Einleitung: Der Ungeduld, welche den Erfolg nicht erwarten kann, — dieses Sprichwort zum Troste.

II. Durchführung: Größe Roms! — Kleine Anfänge — allmähliches Wachsen zur Weltstadt — und zum Weltreiche.

So alles Gute, Große, Dauernde im Leben. Beispiel:

Der Baum, — so geistiges Wachstum, — so auch die allgemeine Kultur. (Belege aus der Geschichte.)

Verwandte Sprichwörter: Auf einen Hieb fällt kein Baum. Gut Ding will Weile haben. Steter Tropfen höhlt den Stein.

III. Schluß: Wir sollen uns nicht entmutigen lassen, wenn wir in dem oder jenem Streben und Unternehmen nicht so rasch zum Ziele gelangen.

2. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

I. Einleitung: Wie fein, fast unsichtbar im einzelnen Faden, spinnt die Spinne in der Nacht ihr Gewebe! Aber am Morgen, wenn die Sonne, das vom Tau benetzte Feld bescheint, erblicken wir dieses dicht mit dem so feinen Netze bedeckt.

Überleitung: So kommt alles, was im Verborgenen geschieht, an den Tag.

II. Durchführung: (Beispiele.) Die Sonne bringts nicht an den Tag von Chamisso; — das Rebhuhn als Verräter heimlichen Mordes ꝛc. ꝛc. Der Gedanke, daß das Verborgene offenbar wird, ist: a. ein Trost für den unschuldig Verklagten; (Ausführung.) b. eine Strafe für den heimlichen Sünder.

III. Schluß: Dieser Spruch soll uns vorschweben, wenn die Versuchung an uns tritt, im Verborgenen Böses zu thun.

3. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

I. Einleitung: Heller Glanz des edlen Goldes. Aber oft Täuschung: Messing, Glasscherben ꝛc.

II. Durchführung: So im Leben nicht alles so glänzend, als es von ferne und auf den ersten flüchtigen Blick scheint. — Beispiele aus dem Leben: scheinbarer Reichtum —, scheinbare Gesundheit —, Bildung —, Tugend! —

Sprüche: Der Schein trügt. Auch rote Äpfel sind wurmstichig. Außen hui, innen pfui. (Abr. St. Cl.)

4. Es fällt kein Meister vom Himmel.

1. Wer ist ein Meister?
2. Meisterschaft wird nicht angeboren, sondern erworben.
3. Nur angestrengtes Ringen führt zur Meisterschaft.
4. Man soll sich also keine Mühe und Anstrengung verdrießen lassen.
5. Man muß aber auch einen Meister suchen, um von ihm zu lernen. Vor diesem soll man sich in Demut beugen und seinen Winken folgen.

5. Man muß die Haut nicht eher feil bieten, als bis man den Bären hat.

Einl. Bezugnahme auf die Fabel, welche diesem Sprichwort die Entstehung gab.

Durchf. Man glaube nicht alles erreichen zu können, was man erstrebt und erhofft; man nehme nie das Wahrscheinliche für gewiß, das Unsichere für sicher, male sich nie die Zukunft zu schön aus; denn

1. Fehlgeschlagene Hoffnungen machen verstimmt, ja oft unglücklich und meistens mutlos.
2. Das gegenwärtige Gute entgeht einem leicht im Haschen nach einem zukünftigen Besseren.
3. Wer ein Ziel nicht erreicht, wird dem Spotte preisgegeben, wenn er zuversichtlich gethan.

Schluß. Man darf zwar nach Besserung seiner Lage streben, aber immer nur in der Grenze des Erreichbaren.

6. Zur freien Bearbeitung:

Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Keine Rose ohne Dornen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. Morgenstunde hat Gold im Munde. Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder. Wenn man den Bogen zu scharf spannt, reißt er. Wer den Kern will, muß die Nuß knacken. Der Weg zum Verderben ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Auf Regen folgt Sonnenschein. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ein jeder strecke sich nach seiner Decke. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer an den Weg baut, hat viele Meister.

c. Sprichwörter, welche in gutem und schlimmem Sinne gedeutet werden können.

Andeutungen:

1. Man lebt nur einmal in der Welt.

I. Deutung in gutem Sinne: Weil man nur einmal lebt, weil dieses Leben entscheidet für Glück oder Unglück, weil wir in diesem Leben unser ewiges Heil begründen: so sollen wir stets uns dieses Sprichwort vorhalten. Was geschehen, nicht mehr ungeschehen zu machen; was versäumt, nicht mehr nachzuholen.

II. Deutung in schlimmem Sinne: Der Genußsüchtige spricht: Man lebt nur einmal in der Welt —: also genieße man, was man genießen kann; denn die Welt ist ja da zum Genuß. —

III. Parallele zwischen diesen Ansichten. Folgen, wenn man nach der ersten oder nach der zweiten Anschauung handelt.

2. Man muß aus der Not eine Tugend machen.

I. Verwerfliche Deutung: Wenn man in Not ist, sich sonst nicht mehr helfen kann, so sind auch verwerfliche Mittel erlaubt, z. B. Notlügen — Unredlichkeit, Täuschung ꝛc. (Beispiele.)

II. Rechte Anwendung: Wenn man unverschuldet in Unglück gerät, so soll man es ertragen, sich z. B. nicht schämen, es zu bekennen, Arbeiten zu verrichten, die man früher nicht nötig hatte, — sich einschränken ꝛc. ꝛc.

3. Man muß mit dem Strome schwimmen.

1. Erklärung des wörtlichen Sinnes.
2. Die Anwendung auf das Menschenleben.

a. Wann dürfen wir mit dem Strome schwimmen?

Wenn das, was allgemein gethan wird, etwas Nützliches und Erlaubtes ist. Der Gewerbsmann muß mit der Zeit fortschreiten. Neue Erfindungen muß man sich zu nutze machen. (Eisenbahnen, Gasbeleuchtung, Maschinenbetrieb ꝛc.)

b. Wann dürfen wir nicht mit dem Strome schwimmen?

Wenn die Menge thut, was lächerlich, nachteilig, verwerflich, unerlaubt ist. Sonderbare Kleidermoden; Genuß- und Vergnügungssucht; Rennen und Jagen nach materiellem Besitz ꝛc.

Dies ist allerdings schwierig; aber das Gute will durch Kampf errungen sein, und nur im Kampf wird uns der Sieg.

Zu freien Arbeiten: Einmal ist keinmal. Unter den Wölfen muß man heulen. Man muß den Mantel nach dem Winde hängen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wer zum Heller gemünzt ist, kommt nimmermehr zum Thaler. Schuster bleib bei deinem Leisten. Geld macht den Mann. Jeder für sich, Gott für uns alle. Wes Brot ich eß', des Lied ich sing'. Selber essen macht fett. Ende gut, alles gut.

d. Sprichwörter, welche einander widersprechen.

Andeutungen:

Der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem eigenen Vaterlande.
Der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen wurde.

Beide Sprichwörter beziehen sich auf die Geltung des Menschen in seiner Heimat; nach der ersten gilt er dort am wenigsten, nach dem letzten am meisten. Auf welcher Seite die Wahrheit? Beide Sprichwörter gründen sich auf Erfahrung, aber auf abweichende, unter verschiedenen Umständen.

1. Wenn ein Mensch von niedriger oder unbedeutender Herkunft sich durch Talent, Thatkraft rc. hervorthut, wird er am wenigsten in seiner Heimat anerkannt. Das Vorurteil, der Neid, beleidigter Stolz rc. rc. hindern dies. „Kann denn von Nazareth auch etwas Gutes kommen!“ — (Beispiele aus der Geschichte.)

2. Dagegen findet unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Mensch an seinen Verwandten, Jugendgenossen rc. am ersten Unterstützung und Hilfe in seinen Bestrebungen. Namentlich halten diejenigen auf ihn, welche an seiner Erziehung mitgewirkt haben: Eltern, Lehrer rc. rc.

„Daheim gilt ein Mann für zwei.“

So können noch bearbeitet werden:

1. Anfangen ist leicht. Aller Anfang ist schwer. 2. Des Guten kann man nicht zu viel thun. Man kann des Guten auch zu viel thun. — 3. Mit Harren und Hoffen hats mancher getroffen. Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. — 4. Durch Fragen wird man klug. Wer viel fragt, geht viel irr. — 5. Ein Jeder ist seines Glückes Schmied. Seinen Freunden gibt es Gott schlafend. — 6. Sprich nicht mit dir selber: man möchte sonst meinen, dein Zuhörer sei ein Narr. Am meisten sprich mit dir selber. — 7. Ein Wort ist kein Pfeil. Wörter sind auch Schwerter. — 8. Dem Gottlosen die Neige. Die Neige ist für die Frommen. —

e. Synonyme Sprichwörter.

1. Andeutungen:

Ende gut, alles gut.

Syn.: Es liegt nicht am Anheben, sondern am Ausführen. Anfangen ist leicht, beharren ist schwer. Einen schönen Tag soll man am Abend loben. Es sei der Anfang, wie er kann, das Ende trägt das Lob davon. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Jede Sache hat ihren Anfang, ihren Verlauf und ihr Ende. Dieses ist bestimmend für die Beurteilung des Erfolges. Das Ende (das Ziel) faßt man auch bei jedem Unternehmen, bei jeder Thätigkeit ins Auge. In der Regel stehen Beginn und Fortgang einer Handlung und Ende (Erfolg) in Einklang. Oft aber nimmt etwas einen ganz andern, ja entgegengesetzten Ausgang als den erwarteten oder erstrebten. Das sagen die obigen Sprichwörter (Beispiele.) Das Mißlingen ist oft verursacht durch Zufälligkeiten, widrige Ereignisse —, es ist ein unverschuldetes. Oft aber erreichen wir das Ziel nicht, weil es uns an Ausdauer, Mut, oder an den erforderlichen Kräften, Mitteln rc. fehlt. Darum ist das Anfangen als leicht, das Vollführen als schwer bezeichnet. (Beispiele.) Man kann daher nie ein Unternehmen loben, ehe es zu Ende geführt ist. Keinen Menschen können wir, nach Solons Ausspruch, vor seinem Ende glücklich preisen.

2. Ähnliche Sprichwörter zu freier Bearbeitung.

1. Viel Geschrei und wenig Wolle. Viel Lärmen um nichts. Das schlechteste Rad am Wagen knarrt am meisten. Hunde, die viel bellen, beißen wenig. Große Worte und nichts dahinter. Leere Ähren stehen hoch.

2. Die Not hat keinen Feierabend. Not bricht Eisen. Not kennt kein Gebot. Die Not macht erfinderisch. Not lehrt beten.

3. Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reißt sie gerne. Gestrenge Herren regieren nicht lange. Allzustraff gespannt, zerspringt der Bogen. Allzuscharf macht schartig. Allzuviel zerreißt den Sack.

4. Wie man sich bettet, so schläft man. Wie der Baum fällt, so wird er liegen. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Wie die Arbeit, so der Lohn. Wer gut sattelt, reitet gut.

5. Wenn der Baum gefallen ist, so macht ein jeder Holz. Wenn der Zaun fällt, springen die Hunde darüber. Wenn der Hund unten liegt, beißen ihn alle Hunde. Wer da fällt, über den läuft alle Welt. Ein Kranker ist gut schlagen. Wenn der Wolf alt wird, reiten ihn die Krähen. Tote Katzen beißen selbst die Mäuse. Den toten Bären kann jeder Hase am Barte zupfen. Wer den lebenden Löwen nicht anzusehen wagt, zupft den toten am Barte. Die Katze aus dem Haus, ist Herr die Maus.

Suchet synonyme Sprichwörter auf zu folgenden und erklärt sie:

1. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. 2. Wenn das Kalb ersoffen ist, deckt der Bauer den Brunnen zu. 3. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. 4. Wie die Aussaat, so die Ernte. 5. Unrecht Gut gedeiht nicht.

---

3. Dichtersprüche (Sentenzen).

A. Musterbeispiel.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andere wird sich von selber machen.
Goethe.

Ist es nicht eine eigentümliche Erscheinung, daß sich die meisten Menschen mehr um andere als um sich selbst kümmern, insbesondere wenn es gilt, Mängel und Fehler zu entdecken und vor die Öffentlichkeit zu bringen?

Mit Tadel, mit absprechendem Urteile über die — wirklichen oder vermeintlichen — Gebrechen anderer sind die Leute gleich bei der

Hand, während sie ihre eigenen Schwächen gar zu gerne übersehen. Die schlimmen Seiten unserer Nebenmenschen pflegen wir nur gar zu leicht durch das Vergrößerungsglas zu betrachten, unsere eigenen dagegen so milde als möglich zu beurteilen. Es scheint dies ein alter Erbfehler des Menschengeschlechtes zu sein, denn schon unser Heiland geißelt ihn in dem Gleichnisse vom Splitter im fremden und Balken im eigenen Auge.

Ist denn aber diese Handlungsweise zu billigen, und dient sie zum Wohle des Einzelnen wie des Ganzen?

Gewiß nicht; denn durch hartes, vorlautes, namentlich ungerechtes Urteil über andere erbittern wir diese nur, und es wird sicher durch derartigen Tadel nur in den seltensten Fällen eine Besserung bewirkt.

Wäre deshalb nicht gerade das umgekehrte Verfahren das richtige und empfehlenswerte? Denn soferne wir unsere eigenen Fehler erkennen, liegt es ja auch in unserer Macht sie zu verbessern. Jeder Mensch ist doch sich selbst der nächste und hat die Pflicht, täglich vollkommener zu werden, und jeder hat auch genug zu thun mit sich selbst und seinen eigenen Angelegenheiten. Würden nun alle Menschen diese Achtsamkeit auf sich selbst stets üben, ihre Pflichten in Familie und im öffentlichen Dienste gewissenhaft erfüllen, fortwährend auf ihre eigene Vervollkommnung bedacht sein: so hätten sie wohl kaum mehr Zeit und Lust, sich viel mit anderen Menschen und deren Verhältnissen zu beschäftigen, da ja „jeder genug zu kehren hat vor seiner eigenen Thüre.“ Das will uns auch der Dichter ans Herz legen, wenn er sagt: „Thu nur das Rechte in deinen Sachen.“

Keineswegs will er damit sagen, daß man seiner Nebenmenschen gar nicht zu achten brauche, sich etwa ganz teilnahmslos gegen sie verhalten, ja sich gar von ihnen abschließen solle. Nein, das Wohl und Wehe anderer soll uns am Herzen liegen; wir sollen fremdes Glück möglichst zu fördern suchen, wir sollen, zumal wo für uns eine besondere Verpflichtung vorliegt — z. B. als Lehrer, Vorgesetze u. s. w. — unser Auge schon auf die unserer Sorge Anvertrauten gerichtet halten, denn das gehört ja recht eigentlich zu „unseren Sachen,“ d. h. Obliegenheiten. Nur vor unbefugtem und nutzlosem Einmischen in fremde Angelegenheiten sollen wir uns hüten, nach dem Spruche: „Was deines Amts nicht ist, da lasse deinen Vorwitz.“

Gerade dadurch wird das Wohl des Ganzen am sichersten gefördert, wenn jeder in seiner Stellung bestrebt ist, seiner Pflicht nach allen Seiten zu genügen. Wenn alle Glieder gesund und kräftig sind, wenn alle die ihnen von der Natur zugewiesenen Verrichtungen regelmäßig vollziehen, dann ist es auch um das Wohl des Körpers gut bestellt.

Nicht minder wird es gut bestellt sein in Familie, Gemeinde

und Staat, wenn jeder Einzelne „das Rechte thut in seinen Sachen," — denn das andere wird sich dann schon „von selber machen."

B. Belehrung. Einen gleich kostbaren und reichen Bildungsschatz, wie die Volkssprichwörter, bilden die Aussprüche erleuchteter Männer — der Dichter und Denker. In solchen Dichtersprüchen (Reim- und Sinnsprüchen, Sentenzen, Epigrammen ꝛc.) ist nicht nur eine Fülle von praktischer Lebenserfahrung und -Weisheit niedergelegt, wie in den Volkssprüchen, sondern es tritt uns auch in denselben eine hohe (ideale) Lebensanschauung entgegen, und sie zeichnen sich überdies durch ihre vollendete, künstlerische Form aus, so daß sie in hohem Grade bildend und veredelnd auf den jugendlichen Geist zu wirken vermögen. Viele Dichtersprüche sind im Laufe der Zeit Volkssprichwörter geworden. Andere wurden wenigstens zum Gemeingut der Gebildeten und werden von diesen kaum seltener zitiert, als die Sprichwörter. Solche zum Gemeingute gewordene Sprüche nennt man mit einem passenden Ausdruck „geflügelte Worte." *)

Aufgabe der Schule ist es deshalb, ihren Zöglingen auch solche kostbare Edelsteine mit in das Leben zu geben, sie also mit solchen Sprüchen nicht nur bekannt zu machen und diese dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern sie auch zu klarem Verständnisse zu bringen, damit sie in denselben Ziel- und Richtpunkte für das Leben selbst gewinnen, denn „Sprüche, Sentenzen, Aphorismen ꝛc., soferne sie von Denkern und edlen Menschen kommen, sind für denjenigen unbestreitbar die größten Schätze, der sich derselben nicht bloß zu erinnern weiß, sondern der auch hauptsächlich nach denselben handelt."

Es ist gewiß eine fruchtbare und dankbare Übung, derartige Sprüche als Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten zu geben.

Für die Bearbeitung gelten dieselben Grundsätze wie für die Sprichwörter. Man hat sich vor allem die Begriffe zu verdeutlichen und aus ihrer Beziehung aufeinander den Sinn des Ganzen festzustellen; man weist sodann die ausgesprochene Wahrheit nach, belegt sie durch andere Aussprüche, durch Beispiele aus der Erfahrung, und zieht Folgerungen für das praktische Leben. (Nutzanwendung.)

C. Aufgaben.

a. Mit Andeutungen.

1. Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle! (Goethe.)

1. Klagen über Mißlingen, Mißgeschick, Unzufriedenheit über persönliche Lage hört man, so weit die Sonne scheint. (Verschiedene Alter, Ämter, Stände, Lebensstellungen.)

---

*) Eine Zusammenstellung der bekanntesten und Aufklärung über deren Ursprung enthält L. Büchners treffliches Buch: „Geflügelte Worte."

2. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Der Spruch sagt es: a. Viele wählen, geben sich eine Lebensstellung, die sich nicht für sie, ihre Kräfte, Fähigkeiten, Verhältnisse schickt; wollen zu hoch hinaus, aus ihrem Kreise heraus, daher denn durch das Ungeschick, das Mißgeschick. „Eines schickt sich nicht für alle." b. Sie treiben das Werk (Tagewerk, Beruf) nicht, wie sie sollten, („sehe jeder, wie er's treibe") — mit Eifer, Besonnenheit, Hingebung. Eines, aber das eine aus allen Kräften und von ganzem Herzen. c. Sie behalten nicht das Ende, den Ausgang im Auge („sehe jeder, wo er bleibe"); ohne einen festen Grund kann kein Bau bestehen, und wer bauen will, soll erst mit sich zu Rate gehen, ob ers auch hinauszuführen vermöge. Wer kein bestimmtes Lebensziel ins Auge faßt, für das er sich mit allem Ernst bereitet, wer seine Güter (leibliche oder geistige), plan- und zwecklos verschwendet, bei dem ist's kein Wunder, wenn sein Werk und Glück keinen Bestand hat; er hat nicht zuvor „gesehen", bedacht, „wo er bleibe." d. Es gibt gar viele Hindernisse im Wege, in Gestrüpp und Steinen, aber noch mehr in dem Schwinden, in der Unzugänglichkeit der eigenen Kraft und Macht; da ist Gefahr genug, daß, wer steht, falle. (Anwendung.)

2. Geld, der Meister aller Sachen,
Weiß aus nein oft ja zu machen.

1. Mit Geld läßt sich was anfangen, man kann damit, wenn alle Mittel fehl schlagen, nein in ja, schwarz in weiß, Lüge in Wahrheit, Untreue in Recht, Dummheit in Klugheit, Zorn in Sanftmuth, Haß in Liebe verkehren. Wie manchen faulen Prozeß hat dieser Meister aller Sachen [und Menschen], dieser Rechtsverdreher gewinnen helfen, wie manchen trügerischen Handel zu stande gebracht, wie manchen Einspruch beschwichtigt! 2. Was folgt daraus für solche, die über diesen Meister nicht zu verfügen haben? sie müssen wohl ja ja und nein nein sein lassen. Und das ist ja auch das beste. Treue, Wahrheit geht über Gold und Silber. Es sollte überall so gelten, trotz des Geldes, das mit Unrecht aller Sachen und der Köpfe und Herzen Meister ist. Und, Gott sei Dank, übt das Geld auch nicht über alle solche Macht [darum im Spruche „oft"], — und es bringt auch das Ja und das Nein manchmal zu ihrem Rechte. Vergl. Rückert: Die beiden Gulden.

3. Kämpf und erkämpf dir eignen Wert;
Hausbacken Brot am besten nährt.

1. Ein Wort aus Claudius' güldenem ABC. 2. Jeder Mensch, der nicht am Niedern, Gemeinen hängt, strebt danach, etwas Rechtes zu sein, zu werden, zu gelten. 3. Aber die meisten möchten das Ziel erreichen ohne Mühe, ohne Kampf. So geht es nicht. Ein Wert

den wir dem Ruhme der Voreltern, dem Verdienste anderer, den Ahnen, dem ererbten Reichtum verdanken, ist eben kein eignes, selbsterrungenes Gut, und darum wenig wert. 4. Aber solch eigner Wert fällt uns nicht in den Schoß wie eine reife Frucht am Baume. Es müssen mannigfache Mühen geübt, Beschwerden getragen, Hindernisse überwunden, auch Feinde besiegt werden: man muß den eignen Wert sich erkämpfen. 5. Der Gedanke wird durch ein Gleichnis erläutert: hausbacken, d. h. im eignen Hause gebackenes Brot ist am kräftigsten, nährt uns am besten. So gedeiht uns der Wert am meisten zum Segen und Gewinn, den wir unserer eignen Mühe, Arbeit verdanken, uns erkämpft haben.

4. Was du Gutes thust, das schreib in Sand,
Was du empfängst in Marmorwand. (Goethe.)

1. Die Menschen pflegen es umgekehrt zu machen. Was sie Gutes gethan, vergessen sie nie, wollen's auch von andern, vornehmlich von dem Empfänger, immer unvergessen wissen, rechnen's ihm hoch an und „schreiben es auch dem Himmel, der es lohnen soll, gewissenhaft, sorgfältig an.“ Dagegen was sie Gutes empfangen, schlagen sie dem Geber gering an und sich nur zu bald aus dem Sinn. Und auch mit den Wohlthaten aus Gottes Hand machen sie's so. Aber was sie Schlimmes erlebt, was sie Böses von Menschen erfahren, schreiben sie in Marmorwand. 2. So sollte es nicht sein. Was du Gutes thust, schreib in Sand, — mag es in Windes Hauch im nächsten Augenblick verwehen. Für das Gute, das du thust, damit es von den Leuten gesehen und gepriesen, vom Himmel angerechnet und belohnt werde, hast du deinen Lohn dahin. Und sieh genau zu, wie viel von deinen guten Thaten ist denn solchen Lobes und Lohnes wert? Und wenn nun beides der That nicht auf der Stelle folgt, wie wird dir dann sein? Man soll das Gute thun um des Guten willen. Aber was dir an Wohlthaten zu teil wird, auch kleine Liebeserweisung und geringe Handreichung, das schreib in Marmorwand, daß du's nie vergissest, immer vor Augen und im Herzen hast und dich, wenn dir gegenteilige Erfahrungen kommen, solche Erinnerung erheben, erquicken, trösten kann. So ists edel und wohl gethan. Man kann eines Menschen Sinn und Charakter nicht besser erkennen, als aus der Art, wie er Wohlthaten gibt, und wie er sie empfängt.

5. Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da. (Goethe.)

1. Wie treiben es die meisten Menschen? Sie jagen und rennen und trachten ohne Unterlaß, ohne Rast und Ruh nach dem, was sie „das Glück“, „das Gute“ nennen. Verschiedene Arten des [ver-

meintlichen] Glückes. Ruhm und hoher Stand, Macht, Geld und Gut, freies, sorgenfreies, genußreiches Leben. 2. Warum kommen die meisten nicht zum Ziele? a. Sie schweifen umher, bald da-, bald dorthin, nehmen sich bald dies, bald das zum Ziele, suchen's bald auf dem, bald auf jenem Wege. b. Sie kommen nie zur Ruhe und Besinnung über das [Glück und Gute], was ihnen geworden („immer weiter"). c. Sie sehen und suchen das Glück nicht, wo es ist. 3. Wie sollen wir's machen? a. Sieh — bedenke, erkenne, was du hast (Freuden, Eltern, Geschwister, Amt, Freunde, Natur, Gaben des Geistes und Leibes)." „Das Glück verwöhnt uns leicht durch seine Gaben; man hat soviel man braucht und glaubt doch nichts zu haben." Laß dir genügen. b. Suche das Glück nicht in der Weite, in der Ferne, in der Höhe, wie die Mehrzahl der Menschen thut. c. Ergreife das Glück. Hast du es (am rechten Orte, das rechte Glück, den rechten Weg für dein Glück) gefunden und erkannt, so halt es fest, laß es dir nicht entgehen. „Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden." Beherrsche es, mache es dir unterthan. d. Lerne es ergreifen. Denn auch das will gelernt sein durch Übung des Urteils, Kraft des Willens, kluge Benützung der Umstände, treue Arbeit, Selbstbeherrschung, Genügsamkeit.

6. Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht,
Kein Wunder, wenn er zugrunde geht. (Goethe.)

1. Es gibt der Menschen genug, die unterlassen, was sie können (wozu sie Mittel, Anlagen, Geschick, Verstand, Vorbildung, Fähigkeit haben) und sich unterfangen, was sie nicht verstehen. Bauer — Bücher; Handwerker — fremdes Geschäft, Spekulationen; Gelehrte, Beamte — fremde Beschäftigungen, zu denen ihnen Kraft, Zeit, Bildung mangelt. Vgl. Schuster, bleib bei deinem Leisten. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz. 2. Woher diese Erscheinung? Sie lassen sich nicht genügen an dem, was sie sind und haben, wollen mehr gelten, mehr erwerben, gehen über den Kreis hinaus, in den sie gestellt und für den sie mit Kräften ausgerüstet, von Jugend an vorgebildet sind. 3. Folgen: a. unglücklich ist der Mann: denn er verliert, was er hatte, und gewinnt nicht, was er erstrebt (weil er „es nicht kann"); er verliert die Freude an dem Leben und Wirken, weil er, was er treibt, nicht recht und nicht mit Frucht thut; er wird in dem Zweiten nimmer ein Meister, während er in dem Ersten die Meisterschaft verliert und verschmäht. b. Er geht zugrunde — in seiner äußeren Lebensstellung — innerlich, denn er verliert in dem Schwanken des Thuns und Trachtens nach fremden, fernen, ihm unerreichbaren Zielen allen sittlichen Halt.

Zu weiteren Aufgaben bieten die Sprüche von Goethe, Rückert, Müller, Sentenzen aus Schillers Dramen hinreichend Stoff. (Vergl. Leseb. II, Nr. 180—192.)

D. Erklärungen (Kommentare) zu Dichtungen.

1. Rätsel.

a. Musterbeispiel.

Charade v. J. P. Hebel.

Ein Silbenpaar zieht jährlich hin und her u. s. w. Hebels sämtl. Werke, Stuttg. Koch, I, S. 212. Lesebuch II, 199.

Dieses Silbenrätsel ist ein Neckrätsel, weil es zwei Deutungen zuläßt, von denen die eine so nahe liegt, daß sie nicht schwer zu finden ist. Jeder Leser sagt befriedigt: Ich habe die Lösung. Das erste Silbenpaar sind die Störche. Diese ziehen jährlich von uns fort übers Meer; ihr Gefieder ist vorwiegend weiß; sie vertilgen die Schlangen und Kröten, und nur die Flucht in die Steinschlüfte und in die Tiefe des Sumpfes kann diese retten. Die dritte Silbe aber ist das Nest. Die zwei Großen, die drinnen wohnen, sind die Alten, die Kleinen, die Jungen. Und das Ganze kann nur das Storchennest sein. Ist doch dies ein künstliches Geflecht von Reisern und dgl., zwar groß und offen daliegend, aber für Störche eben recht. Und nun kommt der Dichter und macht uns einen Strich durch unsere Lösung; und sagt: das Storchennest das paßt schon; aber die Lösung soll nicht so leicht sein, es muß noch eine gesucht werden. Da koste's schon angestrengtes Nachdenken. Also alle bisher aufgezählten Züge müssen passen, aber das Ganze bleibt auf der Erde und ist im Winter willkommen, im Sommer dagegen entbehrlich.

Die Lösung ist: Winterschuh.

Auf das erste Silbenpaar Winter paßt alles, was wir auf Storch gedeutet haben, wenn sich die Anwendung auch so augenfällig nicht ergibt.

Der Winter wechselt zwischen der nördlichen und südlichen gemäßigten Zone; sein weißes Gewand ist der Winter, und wehe den Schlangen und Kröten, wenn er naht. Sie müssen sich tief in Erde und Schlamm zum Winterschlafe vergraben, wenn sie dem Winter nicht zur Beute fallen wollen.

Im Schuh steckt die große Zehe mit den kleinen — und sie wandeln aus und ein beim Aus- und Anziehen.

Der Winterschuh ward früher gewöhnlich aus den Bändern der Wolltücher geflochten, darum „künstliches Geflecht", und wenn dies auch gerade nicht zierlich war, für die Füße war es gerade recht im Winter.

B e l e h r u n g. Von jeher haben sich die Menschen im Aufgeben von Rätseln gefallen, und die Literatur aller Völker weist Rätseldichtungen auf. Wem wäre das von Ödipus gelöste Rätsel der Sphynx, oder das Rätselspiel der Königin von Saba mit Salomo fremd? Durch Rückert sind uns auch die arabischen Rätsel des Hariri bekannt geworden. Die altnordische Literatur weist ebenfalls Rätsel auf. (Vergl. die Dichtung vom König Heidrek.) Das Rätsel findet sich nicht nur in der Literatur der modernen Völker, es ist auch allenthalben im Volke selbst heimisch*), gleich dem Sprichwort und Volkslied. Leute aus dem Volke und Gebildete finden in der Lösung von Rätseln eine unterhaltende und anregende Beschäftigung. Auch im Jugendunterrichte hat es die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden, und kein gutes Lesebuch der Gegenwart läßt es vermissen.

Ein gutes Rätsel enthält nur Merkmale, welche auf den Gegenstand desselben passen; aber es werden vorzugsweise solche vorgeführt, die auch anderen Gegenständen (Begriffen) zukommen; dabei stellt man scheinbar Widersprechendes zusammen, um die Lösung zu erschweren. Ebenso wird das Rätsel gewöhnlich durch ein Bild gegeben.

Ein Rätsel, in dem ein über die Alltäglichkeit sich erhebender, interessanter oder beziehungsreicher Stoff in vollendeter Form dargestellt ist, heißt p o e t i s c h e s R ä t s e l. Dieses soll nicht bloß zum Nachdenken anregen, sondern auch auf Phantasie und Gemüt wirken.

Bei unseren schriftlichen Arbeiten über Rätsel handelt es sich weniger um die Lösung derselben, im Gegenteil, diese wird schon als bekannt vorausgesetzt, sondern darum, das Zutreffende nachzuweisen, den Gedankeninhalt zu entwickeln, den poetischen Wert darzulegen und bei bildlich gegebenen Rätseln die Übereinstimmung zwischen Bild und Sache nachzuweisen.

Zu den besten unserer poetischen Rätsel gehören die Friedrich v. Schillers, dreizehn an der Zahl, und sämtlich zu verschiedenen Aufführungen des dramatischen Märchens „Turandot“ gedichtet. Der Mehrzahl derselben ist auch die Auflösung in poetischer Form beigefügt.

c. Aufgaben.

1. Der Pflug v. Schiller. (Lesebuch II, 194 Ziff. 5).

1. Der Pflug als Werkzeug des Bauern wird gering geachtet.

2. Der Kaiser von China pflügt jährlich am Feste des Ackerbaues, welches am Neujahrstage begangen wird, mit eigener Hand. „Größter Kaiser“ hat den Sinn „Kaiser des größten Reiches.“

---

*) Vergl. Simrocks deutsches Rätselbuch.

3. Am nächsten ist der Pflug dem Schwert verwandt.

Er verletzt wie dieses, aber er verbeitet Kultur gleich diesem. (Vgl. Wolfg. Müllers Gedicht „Schwert und Pflug.“ Lesebuch II, 13).

4. Er hat den Erdkreis überwunden. Der Pflug verwandelte den wüsten Boden in fruchtbares Ackerland. Wo er auftrat, wurden die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet und die reißenden Tiere verdrängt.

5. Er macht das Leben sanft und gleich. Der Ackerbau gewöhnte die Menschen an Geselligkeit und sanftere Sitten. Er brach die Gewalt des Stärkeren über den Schwächeren.

6. Er hat die größten Reiche gegründet und die ältesten Städte erbaut. Jäger und Nomaden kennen noch keinen geordneten Staat. Nur Ackerbau bietet diesem eine sichere Grundlage. Städte wurden erst möglich, als sich durch den Ackerbau eine seßhafte Bevölkerung gebildet hatte.

7. Niemals hat er Krieg entzündet, und Heil dem Volk, das ihm vertraut. Der Ackerbauer ist ein Mensch des Friedens gegenüber dem Jäger. Auch der Ackerbau treibende Staat ist friedliebend; er trachtet nicht nach Eroberungen, wie der See und Handelsstaat. Wie von jeher, so ist auch heute noch der Ackerbau die erste und unversieglichste Quelle des Volkswohlstandes.

Anm. Weiter ausgeführt hat Schiller diese Ideen im „Spaziergang“ und im „Eleusischen Fest.“

2. Der Blitz v. Schiller. (Lesebuch II, 194, 4.)

Der Blitz wird unter dem Bilde einer Schlange vorgeführt, die nicht auf Erden gezeugt sei. (Warum?) Das Bild an sich schon zutreffend, denn die Schlange ist gefährlich und gefürchtet, verbreitet Schrecken und Grausen, wie der Blitz.

Die Eigenschaften der Schlange: Schnelligkeit und Mut werden dem Blitze im höchsten Grade beigelegt, und mit Recht.

Als Beispiel von der Gewalt der Schlange wird angeführt, daß sie den Reiter samt den Roß vernichte ꝛc.

Sie liebt die höchsten Spitzen (Inwiefern?)

Nun werden Merkmale angeführt, die einer wirklichen Schlange nicht zukommen: Nicht Schloß und Riegel, noch Harnisch hält sie ab. (Nachweis!) Den stärksten Baum zerknickt, das Erz zermalmt sie. (Ausführung!)

Aber sie kann nur einmal dräuen und schaden; sie stirbt im eigenen Feuer. (Ausführung!).

3. Hebels Rätsel: 1. In eine lichte Rotunda schaut ꝛc.

2. Kennt ihr, von Frost und Sonnenschein geschützt ꝛc. (Hebels sämtl. Werke, I. Bd. S. 209).

4. Schillers Rätsel: Das Schiff. Das Auge ꝛc. ꝛc. (Leseb. II, 194.)

5. Aufgaben nach freier Wahl.

II. Lyrische, didaktische und epische Gedichte.

A. Musterbeispiele.

1. Erklärung eines kleineren lyrischen Gedichtes.

Wanderers Nachtlied v. Goethe.

„Über allen Wipfeln ist Ruh" u. s. w. (Leseb. II, 125.)

1. (Entstehung des Gedichtes). Goethe schrieb dieses einfache, rührende Gedichtchen am 7. Sept. 1783 mit Bleistift auf die hölzernen Fensterpfosten eines Sommerhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau. Es ist der unverfälschte Ausdruck der damaligen Stimmung des Dichters, wie denn Goethe überhaupt seine meisten Poesien unmittelbar aus den Erlebnissen und Eindrücken seines eignen Lebens schuf, weshalb er selbst sagt, seine Gedichte seien eigentlich Gelegenheitsgedichte. Er war damals durch zu viele Amtsgeschäfte in seinem dichterischen Schaffen gehemmt und fühlte sich beengt und gedrückt. Er sehnte sich aus dem Drange der Geschäftslast hinaus, nach jener inneren Ruhe, die ihn auf der Bergeinsamkeit so wohlthuend umgab.

2. (Inhalt des Gedichtes.) Dieser wird uns recht klar, wenn wir uns Ort, Zeit und Ursache der Entstehung vergegenwärtigen. Hoch über den Gipfeln der Bäume, hoch über der Erde und ihrem unruhigen Treiben wandeln die Sterne am wolkenlosen Himmel ihre ewigen, unverückbaren Bahnen. Aber auch auf die Berge hat sich der Abendfriede gelegt. Kein Windeshauch rauscht durch die Bäume; auch diese scheinen zu schlafen. Der Sang der Vöglein ist verstummt, auch sie „schlafen im Walde." Allüberall Friede, Ruhe, Sabbatstille. Da stand der Dichter einsam und sinnend. In seinem Innern wogte es; ihm war jener Abendfrieden noch nicht beschieden. Aber sein ahnendes Gemüt sagte ihm: Auch du wirst die Abendruhe finden!

Ob er damals schon die letzte Ruhe, den Frieden des ewigen Lebensabends in den ergreifenden Worten aussprechen wollte:

„Warte nur! Balde
Ruhest du auch," —

dies ist nicht bestimmt ausgedrückt. Aber eben dieses unbestimmte noch verschleierte Sehnen macht das Gedicht so ergreifend.

Später allerdings, fast nach einem halben Jahrhundert, als der im tiefsten Lebensabend stehende Greis auf der Höhe jene Verse noch-

mal überlas, da deutete er diese Worte auf seine baldige ewige Ruhe. Thränen rannen über seine Wangen, er sprach tief bewegt: „Ja warte nur, balde ruhst du auch!“ — Er schwieg eine halbe Stunde und verließ dann die Höhe.*)

3. (Form des Gedichts.) Die ungewöhnliche poetische Kraft dieses Gedichtchens beruht in seiner Kürze; denn wenn man Erhebung des Gemüts bezwecken will, muß man in großen Zügen malen und alle Nebenvorstellungen meiden. Auch die ungetrübte Naturwahrheit trägt zur Wirkung bei, aber nicht minder auch die glücklich getroffene metrische und sprachliche Form. Es wechseln Jamben, Trochäen und Daktylen. Der ruhige Trochäus am Anfang versetzt uns in eine ernste Stimmung; in den beiden nächsten Versen wird die Bewegung lebhafter, die innere Gemütsbewegung gleichsam versinnlichend. Von besonders ansprechender Wirkung ist der Vers „die Vöglein schweigen im Walde,“ gegen den dann der Schluß mit seinen ernsten Rhythmen einen eigentümlichen, befriedigenden Gegensatz bildet.

Auch die Reime und die Kürze der meisten Verse unterstützen die Wirkung des Ganzen, gleichwie auch die tiefen und schweren Vokale **u** und **au** in den Reimwörtern zur ernsten Färbung wesentlich beitragen. Dagegen klingt dann der volle Vokal **a** wie tröstend und erhebend an unser Ohr. Das Gedicht ist musikalisch im vollsten Sinne des Worts und auch vielfach von Komponisten in Töne gesetzt worden.

2. Erklärung eines kleineren didaktischen Gedichts.

Die Worte des Glaubens von Fr. v. Schiller. (Leseb. II, 183, Hopf III, 3.)

I. In diesem Gedichte, dessen Entstehung ins Jahr 1797 fällt, stellt Schiller, wie Hoffmeister sagt, die Ergebnisse des tiefsinnigsten Denkens dem Kindersinne faßlich dar. Die höchsten Ideen, auf denen das sittliche Leben des Menschen beruht, die Ideen der Freiheit, der Tugend und des Daseins Gottes werden als solche bezeichnet, die nicht von außen her stammen, d. h., die nicht erst durch Vernunftbeweise festgestellt zu werden brauchen, sondern die ursprünglich in der Brust des Menschen liegen, und deren er sich nicht entschlagen kann, so lange er nicht ganz entartet ist. Sagt er sich los von diesen ewigen Ideen, so ist ihm aller Wert, d. h. die menschliche Würde geraubt, und er sinkt zum Tiere herab. Mit tiefer Wärme und hohem Schwung hat der Dichter die Bedeutung der Freiheit, der Tugend und des Glaubens an einen unendlichen Gott dargelegt, und mit Recht durfte Körner von diesem Gedichte sagen, alles, was Sprache, Verslaut, Rhythmus und Würde des Tones vermag, um einen Gedanken ohne Beimischung eines sinnlichen Stoffes im glänzendsten Lichte aufzustellen, habe Schiller in diesem Gedichte geleistet.

---

*) Vergl. Stilbuch II. Kurs S. 23.

II. 1. Freiheit ist hier im Sinne von „freier Willensbestimmung“ aufgefaßt, die, wie Schiller in seinen ästhetischen Briefen sagt, dem Menschen notwendig zukomme und ihm weder gegeben noch genommen werden könne. Außerdem könnte man versucht sein zu behaupten, daß der Mensch von der Wiege bis zum Grabe durch gewisse Verhältnisse gefesselt sei, gefesselt durch physische Zustände und durch äußere Umstände. Doch von der physischen Freiheit ist nicht die Rede, und darum hebt Schiller ausdrücklich den Sklaven hervor, der, wenn auch in Ketten geboren, doch sittlich, d. h. innerlich frei sei; der Herr des Sklaven kann wohl über dessen Leib verfügen, allein er kann nicht eingreifen in die innere Überzeugung desselben.

Aber der Dichter stellt auch ausdrücklich die sittliche Freiheit in Gegensatz zur falschen Freiheit, zur Zügellosigkeit und rohen Gewalt. Wir finden dies überhaupt sehr häufig bei Schiller. Sehr erklärlich. Gerade Schiller ist ja der Sänger, der begeisterte Herold der wahren Freiheit; um so tiefer mußte er es verabscheuen, daß mit dem Worte Freiheit zu seiner Zeit so großer Mißbrauch getrieben wurde, wie er ihm in den Greueln der französischen Revolution vor Augen trat. Diese Verurteilung der Zügellosigkeit, die sich für Freiheit ausgibt, finden wir z. B. in der Widmung des Tell (Leseb. II, 172), im Liede von der Glocke, im Spaziergang u. a. m.

Die ächte Freiheit muß ruhen auf dem Grunde der Gesetzmäßigkeit, fern von Selbstsucht, Herrsch- und Habgier. Der wahrhaft freie Mensch wahrt auch seine Freiheit nach unten und oben. Er stimmt nicht ein in das rasende Geschrei des thörichten Pöbels, aber er ist auch keine feile und feige Seele gegenüber den Mächtigen. Das Bewußtsein seiner Menschenwürde gibt ihm Mut und Vertrauen bei Anfechtungen von unten und von oben.

2. Unter Tugend ist nicht etwa bloß eine Neigung zum Guten, pflichtgemäße Gesinnung, sondern strenges Handeln nach den Forderungen den Moral verstanden. „Die Tugend ist kein leerer Schall“ erinnert an Hallers Vers: „Freund, die Tugend ist kein leerer Name!“ Wohl ist es schwer, stets tugendhaft zu handeln, darum sagt Schiller — wohl im Anklang an das Bibelwort vom siebenmaligen Fall des Gerechten täglich — „und sollt er auch straucheln überall!“ Dieser Ausdruck ist als Hyperbel zu fassen und dahin zu mildern, daß, wenn auch der Entschiedenste dann und wann vom strengen Pfade der Tugend abweichen sollte, er immer wieder seinem Ziele zustreben könne und solle. Mit dem Ausdruck „göttlich“ soll die Tugend als der höchste Grad menschlicher Vollkommenheit, als der Sieg des in ihm lebenden Gottesbewußtseins bezeichnet werden. Mit den Worten: „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt,“ soll dargelegt werden, daß die Tugend nicht gerade bedingt ist von einem hohen Grade von Intelligenz, sondern von einem unverdorbenen Gemüte, wie Goethe sagt:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

3. Es gibt ein höchstes Wesen, erhaben über Raum und Zeit und über allem Wandel. Raum und Zeit sind die Formen, in denen der Mensch alles aufzufassen genötigt ist. Ihm ist die Unendlichkeit, vor welcher der Begriff des Raumes, und die Ewigkeit, vor welcher der Begriff der Zeit schwindet, gleich unfaßbar. Aber dem höchsten Wesen kommen Unendlichkeit und Ewigkeit zu. Darum kann auch bei diesem kein Wechsel sein. „Höchster Gedanke" läßt sich in zweifacher Weise deuten: als die höchste Idee, deren der Mensch fähig ist, denn in der Gottesidee haben schließlich alle Ideen ihre Wurzel und ihren Halt, und als höchste Intelligenz, als Inbegriff aller Weisheit und Macht; auf die höchste Macht deutet auch der „heilige Wille," mit dem Nebenbegriffe der Güte und Liebe.

III. Die Schlußstrophe knüpft an die Einleitungsstrophe nach Inhalt und Form an. Sie enthält eine Mahnung, den Glauben an diese Worte stets zu bewahren, weil darin zugleich die Wahrung der Menschenwürde liege. In der That, wenn der Mensch festhält am Glauben an Gott, wenn er aus allen Kräften nach Tugend strebt, wenn er seine sittliche Freiheit wahrt, so erfüllt er den Zweck seines Daseins und er erhebt sich über das sinnliche, materielle Leben zum idealen, göttlichen.

3. Erklärung eines epischen Gedichtes.

Die Bürgschaft von Fr. v. Schiller. (Leseb. II, 46. Hopf II, 12.)

1. Entstehung und Stoff. Schiller dichtete diese Romanze vom 27.—30. August 1798 und übersandte sie am 4. Sept. an Goethe, der ihm Hygins Fabelsammlung als Quelle für den Stoff mitgeteilt hatte. Dieses Buch, von Hygin, einem Freigelassenen des Kaisers Augustus verfaßt, enthält unter 244 kleineren Erzählungen auch folgende:

Als in Sicilien der höchst grausame Tyrann Dionysius herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichtete, wollte Möros den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten den Bewaffneten zum Könige. Im Verhör antwortete er, er habe den König töten wollen. Dieser befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Möros bat um einen dreitägigen Urlaub zur Verheiratung seiner Schwester; er wolle den Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius überliefern, der dafür bürgen werde, daß er am dritten Tage zurückkehre. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verehelichung seiner Schwester und erklärte dem Selinuntius, wenn Möros nicht an dem Tage sich einstellte, so müsse er die Strafe erleiden, doch Möros wäre dann frei. Als dieser nun die Schwester verehelicht hatte und auf dem Rückwege war, schwoll plötzlich der Strom durch Sturm und Regen so an, daß man weder zu Fuß noch schwimmend hinüber konnte, Möros setzte sich ans Ufer und begann zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben solle. Der Tyrann

aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, weil schon sechs Stunden des dritten Tages vorüber waren, und Möros nicht erschien. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht verflossen. Als nun schon neun Stunden verflossen waren, befahl der König, den Selinuntius zum Kreuze zu führen. Indem er nun hingeführt ward, da erst holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: „Halt, Henker, da bin ich, für den er gebürgt!“ Die Begebenheit wurde dem König gemeldet. Dieser ließ sie vor sich führen, bat sie um Aufnahme in ihre Freundschaft und schenkte dem Möros das Leben.

Diese Erzählung findet sich in abweichender Form auch bei anderen Schriftstellern des Altertums, so bei Jamblichus, welcher die Freunde Damon und Phintias nennt und als Pythagoräer bezeichnet. Diese bildeten eine politisch-religiöse Sekte und waren zu gegenseitiger unverbrüchlicher Freundschaft verpflichtet. Auch verlegt Jamblichus gleich anderen Schriftstellern die Begebenheit in die Zeit des jüngeren Dionysos, Hygin und nach ihm Schiller in die des älteren (406—367 v. Chr.).

2. Grundgedanke des Gedichtes und Gestaltung des Stoffes zur Darstellung dieses Grundgedankens. Der Grundgedanke des Gedichtes ist: Freundestreue ist kein leerer Wahn; es gibt edle Seelen die sie ausüben, ihr jedes Opfer bringen und das gegebene Wort halten auch unter den schwierigsten Verhältnissen.

Diesen Grundgedanken voll und klar hervortreten zu lassen, war die Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte. Er selbst sagt in einem Briefe an Körner, er habe sich bestrebt alle im Stoffe liegenden Motive herauszufinden, und er habe die ganze Ballade gleich der vom Kampf mit dem Drachen mit „ganzer Besonnenheit gedacht und organisiert.“

Dies zeigt uns auch die ganze Durchführung des Gedichtes. Alles was sich nicht auf die Freundestreue bezieht, thut Sch. kurz ab. Darum wird die Scene der Ergreifung des Möros (Damon) bis zum Urteilsspruch des Königs ganz knapp, aber freilich mit unvergleichlicher dramatischer Wirkung dargestellt, rasch über die Vermählung der Schwester und die Vorbereitungen zur Hinrichtung weg gegangen. Dagegen vermehrt Schiller die Hindernisse, die dem Möros bei der Heimkehr entgegentreten. Die ursprüngliche Erzählung enthält nur das eine vom angeschwollenen Strom. Die brennende Hitze und die Gefahr des Verschmachtens, wie den Überfall durch Räuber hat der Dichter erfunden. Auch die Einführung der Wanderer und ihr Ausruf: „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen“, noch mehr die Erscheinung des Philostratus mit dem Rufe: „Zurück, du rettest, den Freund nicht mehr, so rette das eigene Leben!“ dient diesem Zwecke. Hier wird die Treue auch auf die schwerste Probe gestellt. Bei den übermenschlichen Anstrengungen, die physischen Hindernisse zu überwinden, leuchtete doch die Hoffnung, durch rechtzeitiges Eintreffen den Tod des Freundes zu hindern. Diese Hoffnung war jetzt geschwunden.

Jetzt galt es einen schwereren Kampf, den Kampf mit dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb.

Aber hier zeigt sich auch der Adel der Gesinnung im glänzendsten Lichte. Kann Möros auch den Freund nicht mehr retten, so will er seine Ehre makellos wahren und zugleich dem Dionys den Beweis liefern, daß es eine Freundestreue bis zum Tode gebe, und daß der Tyrann mit seiner niedrigen Meinung im Irrtum sei. Nach Schillers Darstellung hat Dionys offenbar deshalb die Bitte des Möros bewilligt, weil er nicht anders dachte, als dieser würde unmöglich zurückkommen, wenn er einmal in Freiheit gesetzt sei, denn: „da lächelt der König mit arger List": Ja, er reizte gewissermaßen zu solchem Fernbleiben durch das Versprechen „doch dir ist die Strafe erlassen." Nach den oben erwähnten anderweitigen Darstellungen dieser Begebenheit war dies selbst Zweck der ganzen Verurteilung und Freigabe; denn die Verurteilung des Möros soll nur eine fingierte gewesen sein, um zu prüfen, ob die Treue bis zum Tode, zu welcher die Pythagoräer verbunden waren, in der That geübt würde.

Auch die Freundschaft des Selinuntius (Phyntias) steht über alle Anfechtung erhaben da. Ohne alles Bedenken erfüllt er die Bitte des Freundes und liefert sich dem Tyrannen als Bürge aus, und nichts kann seinen Glauben erschüttern, daß Möros sein Wort einlösen werde. Darum ist es denn auch durchaus nicht so verwunderlich, daß Dionys Begnadigung eintreten ließ und die beiden Freunde um Aufnahme in ihren Bund bat. Man vergegenwärtige sich nur die Situation und man wird dies nicht nur wohl motiviert, sondern selbst ganz natürlich finden.

Konnte der König, da die gesamte Einwohnerschaft, vorher schon aufs höchste gespannt und tieferregt, jetzt so erschüttert ist von der nicht mehr erwarteten Ankunft des Möros, daß „kein Auge thränenleer" bleibt, noch die Hinrichtung vollziehen lassen? Und mußte die allgemeine Bewegung nicht auch ihn ergreifen, zumal seine zuversichtliche niedrige Meinung von der Freundestreue plötzlich einen so gewaltigen Stoß erlitt, und er, der Tugend der beiden Freunde gegenüber, sich wahrhaft klein vorkommen mußte! Wenn auch Tyrann im Altertum nicht die schlimme Bedeutung hatte, wie gegenwärtig, sondern einen Selbstherrscher bezeichnete, so hat doch Schiller Dionys als „finsteren Wüterich" voll „arger List" dargestellt. Aber warum sollte nicht auch in dem Herzen eines solchen ein edler Funke zu wecken sein? Gerade darin wollte Schiller den höchsten Triumph der Freundestreue darstellen, daß sie selbst das harte Herz des Tyrannen erschüttert.

3. Weitere künstlerische Beherrschung und Verwertung des Stoffes. Abgesehen von dieser Durchführung, so weit sie sich auf die Darstellung des Grundgedankens bezieht, zeigt sich noch in anderen Punkten Schillers Meisterschaft in Verwendung eines Stoffes. Der dramatischen Wirkung im Eingang haben wir schon gedacht. Diese dramatische Belebung zeigt sich auch noch im Auftreten des

Wanderers und des Philostratus, sowie am Ende des Gedichtes. Der Dichter strebte nach Einheit und Zusammenhang der Erzählung. Dies erzielt er dadurch, daß er den Möros zum Mittelpunkt derselben macht. Darum läßt er diesen zu Selinuntius gehen, während bei Hygin dessen Anwesenheit am Hofe des Königs angenommen ist; deshalb führt er des Möros Wanderung vom Abschiede von der Schwester bis zur Ankunft in Syrakus in „sich stets verwandelnden Bildern" vor, wobei durch das Einfügen der Tageszeiten vom frühesten Morgen bis zum sinkenden Abend die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Bilder sehr gehoben wird. Da es gleichwohl wünschenswert blieb, die gleichzeitigen Vorgänge in Syrakus nicht außer acht zu lassen, werden diese durch das Auftreten der Wanderer und des Philostratus gegenwärtig erhalten, ohne daß von der Einheit der Haupthandlung abgesprungen wird.

4. Gattung und Form des Gedichtes, sowie poetische Schönheiten im einzelnen. Im Musenalmanach für 1799 sind die beiden, ziemlich gleichzeitig entstandenen Gedichte „der Kampf mit dem Drachen" und „die Bürgschaft" als Romanzen bezeichnet; so nennt sie auch Körner in einem Briefe an Schiller, wogegen dieser sie in seiner Antwort Balladen heißt. Der Begriff von Ballade und Romanze ist allerdings noch etwas schwankend; wenn man aber der treffenden Definition Schenkels folgt, wonach die Romanze „die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit des gebildeten selbstbewußten Geistes" verherrlicht, während in der Ballade das Walten „der dunklen Schicksals- und Zaubermächte" vorherrscht, so muß man beide Gedichte entschieden als Romanzen auffassen.

Das Gedicht ist strophisch gebaut; jede Strophe enthält sieben Verse, von welchen die Verse 1, 4 und 5 je vier, die Verse 2, 3, 6 und 7 je drei Takte (Füße) zählen. Die Reimordnung ist folgende: a b b a a c c, und zwar sind die Reime a stumpf (männlich), die Reime b und c klingend (weiblich). Das Versmaß, wie der Reim sind dem Inhalte angemessen. Die flüchtigen Jamben, vermischt mit stürmenden Anapästen lassen die ungeduldige Eile und die ängstliche Spannung sehr gut zum Ausdruck gelangen. Der dreimal sich wiederholende männliche Reim gibt dagegen einen festen Halt und bildet so ein nötiges Gegengewicht gegen die raschen Jamben und Anapäste. Auch im Bau der Sätze und in der Wahl und Stellung der Wörter bietet sich uns viel Charakteristisches und Zutreffendes. Wie wirkungsvoll sind die kurzen, bestimmten Sätze im Eingang! Sie zeichnen gewissermaßen das energische, wortkarge Wesen Damons (Möros'). In Str. 6 ist der übergetretene Strom mit einer onomatopoetischen Kunst geschildert, die nur von der Schilderung des rieselnden Quelles in Str. 13 übertroffen wird. Mit welchem Zauber treffen diese Verse das Ohr! In Str. 8 dagegen fallen die Satzpausen nicht mit dem Versschlusse zusammen, und die so entstehende Störung des rhythmischen Flusses ist sehr bezeichnend für die Herzensangst des Möros. Sehr bemerkens-

wert ist auch Str. 9. Wie eindrucksvoll sind die Alliterationen in V. 2 und 3 und wie bezeichnend der gleiche Reim! In V. 4 ist wieder in den kurzatmigen Sätzen die Angst, im Satze „da faßt er sich Mut“, auch sein fester Entschluß ausgedrückt, während im langgedehnten Schlußsatze die Anstrengung des Schwimmers anschaulich wird. Bedeutende poetische Wirkung wird erzielt durch die Nachstellung des Attributs -- „die Stimme, die rufende“, „der Freund, der liebende“ —, durch die häufig auftretenden gedehnten Verben — „spähet, weint, fleht, fliehn, erwürget, — endlich durch häufiges „und“ im Anfang der Verse.

Solcher einzelnen Schönheiten könnten noch mehr hervorgehoben werden; doch mag es an den genannten genügen. Diesen gegenüber verschwinden einzelne zu große Freiheiten im Reim, die sich Schiller nach der hierin etwas laxen Gepflogenheit seiner Zeit gestattete, z. B. die häufigen gleichen Reime: nicht — nicht (Str. 18), an, an (Str. 20), herab, hinab (Str. 6), oder Reime wie Kniee, Mühe (Str. 12), Syrakus, Philostratus (Str. 15), von anderen unreinen Reimen, wie Keule, Eile, Fähre, Meere ganz zu schweigen. Wie gesagt, diese kleinen Verstöße gegen strenge Reimbildung treten ganz zurück vor der durchgängigen Schönheit, Kraft und Anschaulichkeit der sprachlichen Darstellung, und es ist ganz erklärlich, daß die Bürgschaft eine Lieblingsdichtung unserer reiferen Jugend ist und namentlich gern zu deklamatorischen Vorträgen gewählt wird.

---

b. Belehrung. Bereits im II. Kurse haben wir an Literaturstücke, besonders an Gedichte, verschiedene Aufsatzübungen geknüpft. (Vergl. II. K. S. 1—27). Wir erweitern nun diese Übungen, indem wir tiefer in das Verständnis des Inhalts und der Form der Dichtungen einzudringen streben.

Vor allem handelt es sich darum, die Idee eines Gedichtes, den Grundgedanken zu erfassen. Dieser ist in vielen Gedichten in bestimmten Worten offen ausgesprochen, z. B. in vielen Fabeln (vergl. Pferd und Bremse, (Leseb. I, 4,) in Gleims Hirsch, der sich im Wasser besieht, Leseb. II, 2 u. a. m.), aber auch in anderen Dichtungen, so in Herders Legende „Der gerettete Jüngling“ (Leseb. II, 38) oder in Schillers Ring des Polykrates, „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil.“ „Noch keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu’n.“ Bei anderen Gedichten ergibt sich der Grundgedanke aus dem Gesamtinhalte, z. B. bei der „Bürgschaft“, dem „Erlkönig“ u. a. m.

Sodann fragt es sich, wie hat der Dichter seine Idee zur Darstellung gebracht? Damit kommen wir auf den Stoff, sofern ein solcher nicht etwa vom Dichter frei erfunden, sondern nur zu seinem poetischen Zwecke verwertet wurde.

Wir werden da finden, daß der Dichter den ihm gegebenen Stoff — sei er eine Begebenheit des Lebens in der Gegenwart, oder ein überlieferter aus Geschichte, Sage, Literatur rc. — vielfach umge-

staltet, manches weg läßt, anderes beigiebt, anderes ändert. In der Verwertung eines Stoffes zu einem kunstgemäßen Gedichte zeigt sich die poetische Kraft des Dichters.

Außerdem handelt es sich um klare Erfassung des poetischen Gehaltes, um Entwicklung der in einem Gedichte oft nur kurz in wenigen Zügen angedeuteten Gedanken und sittlichen Ideen. Namentlich bei den didaktischen und lyrischen Gedichten ist dieser Ideen- und Gedankengehalt näher zu entwickeln und auf das Leben anzuwenden. Dadurch gestaltet sich die Arbeit zu einer Erörterung. Ist die Entstehung eines Gedichtes oder der Anlaß zur Entstehung bekannt, so kann man auch darauf hinweisen, weil hierin oft schon der Schlüssel zum Verständnisse liegt. Endlich faßt man auch die poetische und sprachliche Form eines Gedichtes sowohl im allgemeinen, als auch im einzelnen ins Auge und hebt Eigentümliches und Bedeutsames hervor.

Man kann dabei auch, um ein Gedicht erschöpfend zu kommentieren, auf die bereits im II. Kurs in Betracht gezogenen Gesichtspunkte zurückkommen. Es würde sich dann etwa folgender Plan als zweckmäßig empfehlen:

1. Entstehung des Gedichtes.
2. Inhalt desselben; Stoff, sofern er ein gegebener ist.
3. Grundgedanke.
4. Künstlerische Durchführung (Disposition).
5. Charakteristik der Personen.
6. Gattung Form des Gedichtes.
7. Mitteilungen über den Dichter.
8. Vergleich mit anderen verwandten Gedichten.

Es ist aber weder nötig, noch möglich oder empfehlenswert, bei jedem Gedichte all diese Gesichtspunkte zum Maßstabe zu nehmen; oft genügt nur der eine oder der andere, je nach der Natur und dem Inhalte des Gedichtes.

b. Aufgaben.

Zum Musterstück 1. „Wandrers Nachtlied.“

1. Schäfer's Sonntagslied von Uhland. (Leseb. II., 130.)

Lieblingslied unseres Volkes, besonders der Liederchöre. Kurz, anspruchslos, einfach, herzgewinnend im Ausdruck, von musikalischem Klang, Eigenschaften, welche beim echten Volksliede sich finden. Die tiefe Empfindung ist auch mehr angedeutet als ausgemalt. Denken wir uns einen Sonntag auf dem Lande. Aller Lärm der Woche schweigt; auf der Flur arbeitet weder Mensch noch Tier. Sonntagsruhe ringsum. Durch diese tönt der Klang der Morgenglocke aus dem Thale. Oben auf einer Höhe weilt einsam ein schlichter Mann aus dem Volke, ein Schäfer, den sein Beruf hindert, am allgemeinen

Gottesdienst teilzunehmen. Aber gerade er wird im tiefsten Herzen von Andacht ergriffen. Er wirft sich auf die Kniee nieder, von niemand gesehen, als von Gott. Aber der Glockenton versetzt ihn im Geiste in das Gotteshaus; er fühlt sich eins mit der andächtigen Gemeinde „viele beten ungesehn" mit ihm. In seiner weihevollen Stimmung erblickt er die Natur in anderem Lichte als am Werktage. Erd und Himmel verklären sich, sie feiern mit ihm den Tag des Herrn; ja ihm ist, als ob sich der Himmel mit seiner Herrlichkeit ihm erschließe.

Wie einfach ist dieses Motiv, aber wie ergreifend! Wer hat solche Stimmung an einem Sonntagsmorgen im Freien nicht selbst schon empfunden? (Durchführung.)

Die Form sehr treffend gewählt. Kurze Strophen, kurze Verse, kurze elliptische Sätze. Besonders wirkungsvoll derselbe Satz am Anfang und am Schlusse.

2. Des Knaben Berglied v. Uhland. (Leseb. I 61.)

Der Hirtenknabe, so arm er ist, er schaut mit dem Gefühle eines Herrschers herab auf die niedere Welt. Er möchte sein Leben nicht tauschen mit dem in einem Schlosse. Das belebende Element, das Licht, leuchtet ihm am längsten. Der Fluß, der in der Ebene trüb und träge hinschleicht, er ist klar und bietet den besten Trank; er rauscht freudig über die Felsen. Der Berg ist des Knaben Eigentum. Da kann er frei umherschweifen, mit seiner Herde da und dorthin treiben, während drunten alles abgegrenzt und da und dort der Zutritt versperrt ist. Sturm und Wetter fürchtet er nicht. Warum?

Der Sinn des Satzes „Laßt meines Vaters Haus in Ruh!" scheint etwas dunkel. Es ist wohl das Heimathaus im Thale gemeint, in dem des Knaben Vater haust. Für sich fürchtet der Knabe nichts von Blitz und Sturm, wohl aber für seines Vaters Haus. Er fleht um Schutz für dieses. Ein rührender Zug.

So spricht aus den Worten des Knaben, den wir uns nicht zu jung denken dürfen, ein stolzes Selbstgefühl. Warum ist er zu diesem berechtigt?

Aber trotz seiner Einsamkeit oben auf den freien Bergen ist er dem Vaterlande nicht entfremdet. Im Gegenteil, eben sein Freiheitssinn ist es, der ihn freudig niedersteigen läßt, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Diese Strophe (die letzte) ganz besonders wirkungsvoll. (Hinweis auf die Gebirgsbewohner und ihre Heimats- und Vaterlandslieder — Schweizer, Tiroler 2c.)

Näheres über Vers- und Satzbau. Sehr treffend der Kehrreim „Ich bin der Knab vom Berge." Wie der Knabe stolz und allein auf seinen Bergen, so dieser Satz ohne Reim im Gedicht. (Ausführung.)

3. Der schwäbische Ritter und sein Sohn, von Fr. Leop. v. Stolberg. (Leseb. II, 167.)

Vergleichung des Knaben vom Berge mit dem Ritterknaben; bei beiden hohes Selbstgefühl und Drang für das Vaterland zu kämpfen, mit dem Unterschied, daß der Ritterknabe unter allen Umständen und sofort schon in den Kampf ziehen will, der Knabe vom Berge dann, wenn dem Vaterlande Gefahr droht. Begründung dieser Verschiedenheit in der bisherigen Lebensweise und Erziehung.

Der Hirtenknabe hat seinen Freiheitssinn, seinen Mut und sein Selbstvertrauen erworben auf den freien Bergen. Er dürstet nicht nach Ehre und Ruhm, er will nur die Heimat verteidigen. Der Edelknabe wuchs auf unter Waffen und Bildern ruhmreicher Siege. (Erklärung u. Nachweis.) Anlaß zum Verlangen an seinen Vater, ihn nun mit dem Schwerte zu bewaffnen, gab ihm der Durchmarsch von Kriegern. Während die andern Knaben nur Befriedigung ihrer Neugierde und Schaulust fanden, erregte dies den Ritterknaben aufs tiefste. Seine Betrübnis ist der stärkste Beweis, wie ernst es ihm mit seinem Vorhaben ist. Ein solcher kriegerischer Thatendrang ist durchaus nicht befremdlich. Die Geschichte weist viele Beispiele auf, daß Jünglinge, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, mit Freude und Begeisterung in den Krieg zogen. (So der jugendliche Sohn des Kaisers Adolf von Nassau in die Schlacht bei Göllheim.) Besonders die Befreiungskriege 1812—13 weisen zahlreiche Beispiele auf. Traten doch selbst zarte Jungfrauen, die sich als Männer verstellten, in die Reihen der Freiwilligen (z. B. Eleonore Prohaska aus Potsdam).

Der Dichter hat nicht den Anlaß zur Bitte, sondern diese selbst an die Spitze des Gedichtes gestellt. Dadurch wird schon an sich eine bedeutende Wirkung erzielt, diese aber noch gesteigert, weil dieselbe Bitte nochmal am Schluße wiederkehrt. Was ist über Vers- und Satzbau dieses Gedichtes zu sagen? —

4. Aus Schillers Lied an die Freude.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie*) den Forscher an. 2
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn. 3
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahne wehn, 6
Durch den Riß gesprungner Särge
Sie im Chor der Engel stehn. 8

I. Schillers Lied an die Freude, geb. 1785, ist ein begeisterter Hymnus voll Schwung und Glut der Empfindung. Er ist der Aus-

*) Die Freude.

druck der damaligen glücklichen Stimmung Schillers, da er in Körner einen edlen, treuen Freund gefunden. Das Überquellen der Empfindung trübt hie und da die Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken; die Bilder sind kühn, manchmal dunkel, aber sie bergen einen reichen Gedankeninhalt.

Dies zeigt auch die vorstehende (5.) Strophe.

II. 1. Vers 1 und 2. Der Brennspiegel sammelt alle Lichtstrahlen in einem Punkt. Der Forscher strebt unablässig nach der Wahrheit; er sammelt die einzelnen Wahrnehmungen und Erfahrungen, bis ihm eine Wahrheit in vollem Lichte sich darstellt. Das ist die höchste Freude für den forschenden, nach Wahrheit strebenden Geist. (Archimedes, Newton, Galilei, Kepler u. a.)

2. V. 3 und 4. Noch schwieriger oft, als eine Wahrheit erforschen, ist der Weg zur Tugend. Darum sagt der Dichter, daß die Bahn zu derselben auf steilen Hügel führe, und er bezeichnet den nach Tugend ringenden Menschen als „Dulder." Der Mensch muß nicht nur sich selbst überwinden, seine Sinnlichkeit beherrschen, sondern Spott und Verkennung der Welt tragen. Aber am Ziele winkt ihm der Lohn: innere Beseligung.

3. V. 5 und 6. Dieses Bild ist nicht so leicht zu deuten. Der Glaube hat das Übersinnliche, das Göttliche zum Gegenstande. Gott aber ist der Inbegriff des höchsten Lichtes. Was dem menschlichen Verstande zu schauen verschlossen bleibt, das sieht das Auge des Glaubens. Wo der Menschenverstand im Dunkel tastet, ist der innig Gläubige umflossen vom göttlichen Lichte. Der unerschütterliche Glaube ist ihm auch Quelle der höchsten Freude und Beseligung. Er hat den Sieg errungen über Zeit und Welt, und darum flattert ihm als Zeichen des Sieges die Fahne.

4. V. 7 und 8. Wieder ein kühnes Bild. Am Sarge wohnt keine Freude, der Sarg ist Symbol der tiefsten Trauer. Aber durch „geborstne Särge sieht man die Freude im Chor der Engel stehn."

Wie ist dies zu deuten? Der Sarg schließt nicht das Leben überhaupt ab, sondern nur das irdische Leben. Über den Sarg weg sehen wir ein höheres, lichtes Leben. Gerade das ist unsere höchste Freude. Also auch über das Grab hinüber wirft für den Gläubigen die Freude ihre Sonnenstrahlen. (Ausführung!)

III. So viele Mühen und Kämpfe das Leben auch für uns hat, so Hartes wir erdulden, so schweren Schmerz wir tragen müssen: es ist das alles vergänglich. Wer ausharret, erringt Freuden, die alles Leid vergessen machen. Dies spricht der Dichter klar aus in den folgenden Versen des Chors:

Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die beſſ're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

5. Aufgaben nach freier Wahl im Anschlusse an die Lektüre.

Zum Musterstück 2. „Die Worte des Glaubens."

1. Spruch des Confucius von Fr. v. Schiller. (Leseb. II, 185.)

a. „Dreifach ist der Schritt der Zeit ꝛc."

I. Hinweis auf Confucius (eigentlich Kong—fu—tse d. h. der verehrte Lehrer), den Reformator der in Verfall geratenen altchinesischen Religion (ca. 450—480 v. Chr.) und seine 205 Sprüche in dem Buche Ta—hio (= große Lehre). Schiller hat übrigens den Stoff zu diesen Sprüchen nicht dem Confucius entnommen, sondern nur die Überschrift gewählt, weil sie, wie die Sprüche des chinesischen Reformators, tiefernste Gedanken enthalten.

II. 1. Schiller charakterisiert zuerst die drei Momente der Zeit kurz, aber treffend, sodann spricht er aus, daß der Mensch dem unabwendbaren Gange der Zeit gegenüber völlig machtlos sei. (Nachweis!)

2. Dann wird uns nahe gelegt, wie wir trotz des unabänderlichen Gesetzes im Schritt der Zeit, ja gerade wegen desselben, den Wechsel zu unserem Wohle nutzbar machen sollen.

a. Man nehme die zögernde zum Rat, aber nicht zum Werkzeug, d. h. zum Vorbild der That. Der erste Teil des Satzes läßt sich nach zwei Richtungen deuten: α. Die „zögernde" ist die Zukunft. Man lasse diese nie aus dem Auge; denn alles Thun der Gegenwart ist bestimmt, in der Zukunft Frucht zu tragen. Man halte stets den Blick offen und frage sich bei jedem Schritte, was daraus für die Zukunft erwachsen kann. β. Wie die Zukunft als „zögernd" bezeichnet wird, so soll man im Ratschlagen, in der Entscheidung bei wichtigen Dingen nichts übereilen, man soll seine Entschließungen nur nach allseitiger und gründlicher Prüfung fassen.

Anders aber steht es mit der That. Wenn einmal ein Entschluß nach reifer Überlegung gefaßt ist, soll man ohne Zögern, mutig und fest an dessen Ausführung gehen und sich durch Hindernisse nicht zurück schrecken lassen.

„Langsam im Rat,
Schnell zur That."

b. Man wähle nicht die fliehende zum Freund. Man gebe sich nicht dem Genusse des Augenblickes hin, so daß man die kostbare „Gegenwart" — denn nur diese gehört uns zum Wirken — versäumt und die Zeit vergeudet. Man suche in der Gegenwart nicht bloß Freude, Wohlsein, Sinnengenuß, sondern man arbeite, schaffe und wirke zu eignem und fremden Wohl.

c. Man wähle nicht die bleibende (die Vergangenheit) zum Feind.

Man thue nichts, dessen man sich später anzuklagen, das man zu bereuen hätte, nichts, das uns aus der Vergangenheit mit Angst, Furcht und Schrecken erfüllt. Nicht eine Stunde der Vergangenheit soll sich dräuend gegen uns erheben.

b. „Dreifach ist des Raumes Maß ꝛc." v. Schiller.

1. Seitenstück zum vorigen. Hinweis auf Zeit und Raum und deren Bedeutung für das Menschenleben. Beide dreifach! — Die Maße des Raumes wie der Zeit gelten nur für den Erdgeborenen; in Wirklichkeit sind Raum und Zeit unendlich. Für die Verhältnisse des Raumes spricht das der Dichter auch aus. (Nachweis.)

2. Die drei Raumverhältnisse als Vorbild für das Streben des Menschen:

a. Wir sollen rastlos vorwärts streben, unser Ziel mit Aufgebot aller Kräfte zu erreichen suchen, in unserer Ausbildung nie stille stehen.

b. Aber wir sollen nicht bloß auf das beschränken, was für unseren Lebensberuf zunächst nötig ist; wir sollen auch in die Breite streben, d. h. umfassendes Wissen, allgemeine Bildung uns anzueignen suchen.

c. Damit wir aber vor Verflachung bewahrt bleiben, müssen wir in die Tiefe streben, d. h. überall auf Gründlichkeit, Sicherheit, Klarheit sehen.

3. In den Schlußversen ist zusammengefaßt, wie wir zu möglicher Vollkommenheit, soweit von einer solchen beim Menschen überhaupt gesprochen werden kann, gelangen können: Beharrung, d. h. Ausdauer, Beharrlichkeit führt zum Ziel, und in der Fülle, d. h. Vielseitigkeit erringen wir Klarheit, da immer eines das andere beleuchtet ꝛc.; im Abgrund wohnt die Wahrheit, hat hier der Sinn: zur Wahrheit, so weit sie überhaupt vom Menschen erforscht werden kann, gelangt man nur durch völliges Versinken in einen Gegenstand.

2. Der Sämann von Fr. v. Schiller.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn.

I. Der Dichter vergleicht gute Bestrebungen mit dem Ausstreuen des Samens. Diesen vertraut der Landmann der Erde an in der Hoffnung freudigen Gedeihens.

So Saat des Guten in die „Furche der Zeit," d. h. in das Leben der Gegenwart. Denn auch das Gute wächst und reift langsam, ja viel langsamer und unmerklicher, als die Pflanzensaat.

II. Es wird der Vorwurf erhoben, daß die Menschen sich bedenken, solche geistige Saat auszustreuen.

Daran mag die Schuld tragen die Lauheit oder Trägheit des Menschen, der Mühe und Anstrengung scheut; oder der Mensch läßt sich abschrecken, weil seine Saat nicht gleich, oft gar nicht Frucht bringt.

Beides ist nicht „weise." Zur Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch bestimmt und zwar soll seine Thätigkeit nicht dem flüchtigen Augenblicke gewidmet sein, er soll nicht bloß arbeiten um des lieben Brotes willen, sondern er soll geistige Saaten streuen für sich und andere (Ausführung — Beispiele!).

Thöricht ist es, die Hände in den Schoß zu legen, weil nicht gleich die Früchte der Arbeit reifen. Hinweis auf den Landmann, der sich nicht abschrecken läßt durch die vielen Gefahren, welche seiner Saat drohen (Ausführung!).

III. Man werde also nicht müde, zur rechten Zeit geistige Saaten zu streuen. Der Frühling des Lebens besonders ist die Zeit der Saat. Die Ernte wird dem eifrigen Sämann gewiß nicht fehlen.

3. Der Kaufmann von Fr. v. Schiller.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die vom frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn;
Trag es gnädig Neptun, und wiegt es schonend ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Der Kaufmann vermittelt den Austausch der Erzeugnisse verschiedener Länder. Zu dem Ende muß er weite und gefahrvolle Reisen unternehmen, nicht nur zu Land, sondern auch zur See. Der Handel ist der Vater der Schiffahrt. Als Repräsentanten des seefahrenden Kaufmanns führt der Dichter sidonische Männer (= Phönizier) an. Warum wohl?

Der Dichter wünscht dem Schiffe glückliche Fahrt, die Neptun (der Gott des Meeres) verleihen möge.

Warum sagt er „Wiegt es schonend ihr Winde?" Warum spricht der Dichter den Wunsch aus: „In bewirtender Bucht rausch ihm ein trinkbarer Quell! Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann."

Sein Geschäft ist für die Menschheit so wichtig, daß der Kaufmann verdient, unter höherem Schutz zu stehen. Wohl wird er zunächst von eignem Interesse bewegt: er sucht Gewinn. Aber „an sein Schiff knüpft das Gute sich an," — er steht im Dienste der Menschheit, er ist ein Träger der Kultur. (Näher ausführen.)

4. Fr. Rückert: „Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag ꝛc.“ (Leseb. II, 189, 15).

I. Rückerts zahlreiche Spruch- und Lehrdichtungen (Vierzeilen, Angereihte Perlen, Weisheit des Brahmanen) gehören unter die vortrefflichsten dieser Gattung. Sie enthalten Schätze tiefer Weisheit in anmutender Form. Selbst einem scheinbar trockenen und spröden Stoff weiß dieser Dichter Leben und Geist einzuhauchen und ihn ansprechend zu gestalten. Dies erkennen wir recht deutlich aus den Versen, welche er über die sechs Wörtchen „ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag“ geschrieben. Wer sollte glauben, daß man in diese anscheinend so wenig inhaltsvollen Wörter, die nur höchstens für die Grammatik von Bedeutung zu sein scheinen, eine Summe tiefernster Lebensweisheit legen könnte? Rückert hat dies vollbracht und dargethan, daß diese sechs Wörtchen uns jeden Tag in Anspruch nehmen, daß an sie sich unser Wollen und Handeln kettet.

II. 1. Ich soll: Dies ist das urewige Naturgesetz, das jedem Menschen ins Herz geschrieben ist; das Gewissen ist es, welches uns klar und bestimmt sagt, was wir zu thun und zu lassen haben. Es zeigt uns auch das Ziel, nach dem wir zu streben haben: Gesetzmäßigkeit, Gerechtigkeit, sittliche Vollkommenheit.

2. Ich muß: Dies nennt der Dichter eine Schranke, in welcher Welt und Natur uns halten.

Wohl ist der Mensch frei; aber seine Freiheit ist keine schrankenlose. Sie findet eine Beschränkung der Welt, d. h. der Gesamtheit gegenüber. Der einzelne muß seinen Willen dem Willen der Gesamtheit unterordnen; er muß sein Interesse dem Intresse des Ganzen nachstellen. Aber auch der Natur gegenüber ist er nicht völlig frei. Er kann nicht ungestraft über die Gesetze der Natur sich hinweg setzen, nicht z. B. sich des Schlafes, der Nahrung enthalten. Selbst sein irdisches Leben muß der Mensch der Natur zum Opfer bringen. Aus der Erde ist sein Leib entsprungen, zur Erde kehrt er wieder zurück.

3. Ich kann! Wenn das harte Wort „muß“ uns mit Kleinmut erfüllen möchte, richtet uns das andere, ich kann wieder auf. Mit hohen Vorzügen, mit trefflichen Kräften ist der Mensch von der Natur ausgestattet. Er hat sich die ganze Erde, alle Kräfte der Natur dienstbar gemacht; sein Geist ist forschend in die Tiefe der Erde und des Meeres und die fernen Räume des Weltalls gedrungen. Welche trefflichen Werke hat die Menschenkraft geschaffen? (Nachweis!).

Können ist die große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.“ (Goethe.)

4. Aber das Können nutzt nur dann, wenn der Mensch auch will. Mit Recht nennt Rückert den Willen die höchste Krone, das Siegel der Freiheit, das dem Geiste des Menschen aufgedrückt ist.

Wenn auch der Mensch durch Welt und Natur in gewisse Schranken gehalten ist, innerhalb dieser Schranken, besonders im Gebiete des Geistigen und Sittlichen ist er frei. Er erhebt sich durch diese Freiheit des Willens über die bloße Naturnotwendigkeit. Er handelt zielbewußt, handelt nach Gründen.

Ein Abglanz des Göttlichen liegt in dieser Freiheit des Willens, die Schiller in seinem Gedichte, die Worte des Glaubens (Strophe 2) so hoch gefeiert. Ebenso wahr ist dessen Wort: „Der Wille macht den Menschen groß und klein."

5. Je größer ein Gut, desto größerer Mißbrauch ist möglich; je bedeutender die Macht, desto näher die Gefahr der Ausschreitung. Darum ist wie Rückert sagt, in dem Wort „ich darf" dem Thor der Freiheit ein Riegel, dem Siegel eine Inschrift gegeben.

Die Freiheit des einzelnen darf keine unbeschränkte sein, sie darf nicht egoistischen Zwecken dienen, sie findet eine Schranke im Sittengesetz, nach welchem wir auch die Rechte fremder Personen achten, ja, ihr Wohl wie das unsrige fördern sollen.

6. Ich mag — nennt Rückert das Unbestimmte, das zwischen allen schwimmt. In der That, das Wörtchen ist von keiner so scharf ausgeprägter Bedeutung, als seine übrigen fünf Geschwister. Wird es doch auch gebraucht für sollen.

> Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
> So mögen die Ritter den Knappen beschämen"; —

ebenso für dürfen:

> Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
> Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.
> Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
> Er mag ihn behalten, er ist sein eigen"; —

auch für können:

> Uns mag kein Glücklicher entbehren.

In Altbayern wird volkstümlich durchweg „mögen" für können gebraucht.

Aber doch hat dieses Wort auch seinen bestimmten Sinn. Ich mag dieses Buch nicht lesen, ist etwas anderes als ich will — ich darf es nicht lesen. Mögen ist ein durch unsre Neigung, Stimmung ꝛc. bestimmtes Wollen. (Beispiele).

III. Diese sechs Wörtchen sind also nicht bloß wichtig für uns in ihrer Anwendung in der Sprache, sondern in viel höherem Maße für unser sittliches Leben. Sie nehmen uns wirklich fortwährend in Anspruch, wenn wir den rechten Weg zwischen äußerem Sollen und innerem Können, zwischen dem einschränkenden Müssen und dem be=

freienden Wollen, zwischen subjektivem Mögen und objektivem Dürfen finden wollen.

Der Dichter zeigt uns den Stern, der uns diesen Weg zeigt:

Nur wenn du, Herr, mich lehrst, weiß ich was jeden Tag,
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich mag.

Weitere Aufgaben: Diese bieten die Dichtungen von Schiller, Goethe, Rückert, Müller, Schäfer u. a. in genügender Zahl.

Aufgaben zum Musterstück 3.

1. Der Graf von Habsburg v. Schiller. (Leseb. II, 71).

a. Gedichtet April 1803, als die letzte von Schillers trefflichen Romanzen, während des Dichters Vorbereitsstudien zu Tell.

b. Stoff aus Aeg. Tschudis († 1572) Schweizerchronik, Bd. I, S. 166. Wir geben die Stelle getreu nach dem Original.

„Dero Zit reit Graf Rudolf von Habspurg (harnach Künig) mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie Er in ein Ouw (Au) kam allein mit sinem Pferdt, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach durch das Gestüd (Gestäude, Gesträuch) zu erfaren, was das wäre, do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen H. Sacrament, und sin Meßner, der Im das Glögkli vortrug, do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nider und tet dem H. Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das Sacrament nebend sich, fieng an sin Schuh abzeziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester, wo Er uß wölt? der Priester antwurt: Ich trag das H. Sacrament zu einem Siechen, der in grosser Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd: Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Saerament uff sin Pferdt sitzen, und damit bis zum Krancken fahren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß Er, und fur der Weidny (der Jagd) nach. Do nun der Priester wieder heim kam, bracht Er selbst Graf Rudolfen das Pferdt wider mit grosser Dancksagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt. Do sprach Graf Rudolf: Das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpfer getragen hat. Dunckt Uech daß Irs mit GOtt und Recht nit haben mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst, dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut ze Lechen hab. Der Priester sprach: Her, nun wölle GOtt Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an Uech legen". Am andern Morgen reitet Rudolf in das Kloster Var, um eine selige geistliche Klosterfrau zu besuchen. Diese, welche vom Vorfall gehört, sagt ihm: „Das wird der Allmächtig GOtt Uech und Uewer Nachkommen hinwider begaben, und söllend fürwar müssen, daß Ir und Uewer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend." Weiter berichtet Tschudi: „Darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von

solcher Tugend, auch von Mannheit dises Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sin Nam im gantzen Rich rumwürdig und bekant ward, daß Er hernach ze römischen Künig erwelt ward." *)

c. Dichterische Verwertung des Stoffes.

Mit der von Tschudi erzählten Begebenheit brachte Sch. die Krönung Rudolfs zu Aachen in Verbindung; er verknüpft die zeitlich und räumlich auseinander liegenden Handlungen zur organischen Einheit, indem er den Priester als Sänger bei dem Krönungsfeste auftreten läßt. Dadurch wird auch die möglichst gesteigerte Wirkung hervor gebracht. Die Idee des Gedichtes kann durch das Bibelwort ausgedrückt werden: „Was ihr gethan habt dem geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Wahrlich, es soll auch nicht unbelohnt bleiben!" Im Gedicht selbst ist dies in Str. 11 ausgesprochen.

Um das göttliche Walten rein darzustellen, läßt Sch. die Beziehungen des Priesters zu seiner Wahl ganz unbeachtet. Ebensowenig wird der Klosterfrau erwähnt, und er gibt der dankenden, unbestimmte Segenswünsche enthaltenden Rede des Priesters einen bestimmten prophetischen Hinweis: „Euch blühen sechs liebliche Töchter." Dadurch, daß Sch. den Priester als Sänger auftreten läßt und ihm die Prophezeihung in den Mund legt, deutet er sehr wirkungsvoll den uralten Zusammenhang zwischen Priester, Sänger und Prophet an.

d. Form des Gedichtes. Diese entspricht ganz der Erhabenheit des Stoffes. Die Strophen sind umfangreich, kunstvoll gebaut. Jede Strophe teilt sich in den 4 Verse umfassenden Aufgesang und den 6 Verse enthaltenden Abgesang. (Es kann das Versmaß und die Reimordnung im einzelnen angegeben werden).

Die Sprache feierlich, ernst, volltönend und wohlklingend. (Man beachte z. B. nur die Reimworte in der 1. Strophe.) Kräftig wirken auch die melodischen Genitive: Rudolfs heilige Macht (welche noch?). Welche poetischen Schönheiten finden sich besonders in Strophe 4. 5. 12?

Noch sei bemerkt, daß Sch. wohl wußte, der Böhmenkönig habe bei jener Krönung seines Schenkenamtes nicht gewaltet. Aus welchen Motiven mag er ihn dennoch eingeführt haben?

Es können an diese Arbeit noch folgende Aufgaben angeschlossen werden:

1. Disposition des Gedichtes.
2. Vergleichung des Charakters Kaiser Rudolfs mit dem des Königs in Uhlands „Sängers Fluch."

---

*) In dem Beinhause zu Meggen, dem Pfarrdorfe in der Nähe der Trümmer des Schlosses Neu-Habsburg, findet sich die Geschichte dargestellt mit einer Inschrift, wonach Graf Habsburg hier Gott und den Priester geehrt habe:

„Sein Pferdt gibt er dem Pfarrer
Und machtet ihn zu reiten,
Empfangt zum Lohn die Kaisers-Kron
In kurz erlebten Zeiten."

3. Vergleich dieser Romanze mit den Kranichen des Ibykus.

4. Der Sänger von Goethe, der Sänger bei Rudolf und der Sänger Uhlands.

5. Die fahrenden (höfischen) Sänger des Mittelalters.

2. Der Ring des Polykrates v. Schiller. (Leseb. II, 45).

a. Stoff. Dieser bei Herodot (III Bd. 39 ff). Er sei kurz skizziert: Polykrates (ca. 500 v. Chr.) hatte sich gewaltsam zum Herrscher von Samos aufgeworfen, von seinen mitherrschenden Brüdern den einen getötet, den andern vertrieben, dann seine Macht durch glückliche Kriege ungemein gemehrt. Das Glück war ihm beispiellos günstig. Darum schrieb ihm Amasis, König von Ägypten, mit dem er Gastfreundschaft geschlossen hatte, und öfter Geschenke tauschte, einen Brief, worin er zuerst das seltene Glück des Polykrates hervorhebt, aber unter Hinweis auf „die neidische Gottheit“ auch ausspricht, besser sei Wechsel von Glück und Mißgeschick, da er „noch nie vernommen, daß einer, der beständig Glück gehabt, nicht zuletzt ins Verderben geraten wäre.“ Er gibt dem Polykrates den Rat, sich selbst Schmerz zu bereiten, indem er sein teuerstes Kleinod wegwerfen solle. Polykrates befolgte seines Freundes Rat und warf einen kostbaren Ring ins Meer. Nach 5—6 Tagen fand sich dieser im Bauche eines Fisches. Dieser teilte das seltsame Ereignis dem Amasis mit, der dann durch einen weiteren Brief dem Polykrates die Freundschaft aufkündete, „denn er fürchtete, wenn dem Polykrates etwas Schreckliches begegne, darüber großen Schmerz zu empfinden, weil er sein Gastfreund sei.“ An einer späteren Stelle (III, 120 ff.) berichtet Herodot auch das grauenvolle Ende des Polykrates. Er wurde durch einen persischen Satrapen hinterlistig nach Magnesia gelockt, auf schreckliche Weise gemartert (wahrscheinlich geschunden) und ans Kreuz geschlagen.

b. Dichterische Verwertung des Stoffes. Welche Abweichungen vom ursprünglichen Stoffe nahm Sch. vor, und zu welchem Zwecke? — Durchführung der Handlung.

c. Grundgedanke. Dieser ist schon bei Herodot durch Amasis ausgesprochen. (S. oben). Es ist dies die Schicksalsidee der alten Griechen, wornach zu großes Glück notwendig ins Gegenteil umschlagen müsse, weil es den Neid der — bei den Alten menschlich gedachten — Götter, da sie selbst keines vollkommenen Glückes sich erfreuen, wachrufe.

Die griech. Mythologie ist reich an Beispielen solchen Götterneides: Die Eifersucht der Juno vernichtet Semele und verfolgt das Kind Herkules; sie verfolgt Latona aufs unbarmherzigste, wie diese wiederum Niobe u. s. w. Auch auf Krösus und Solon kann hingewiesen

werden. In der christlichen Anschauung hat eine solche Ansicht vom Götterneide keinen Raum, weil die Gottheit vollkommen ist. Aber jede Erhebung wird auch gestraft (Luzifer), und das Unglück ist meistens selbst verschuldete Strafe. Auch die Erfahrung zeigt, daß Glück und Unglück im Menschenleben wechseln. Schiller hat dies sehr oft, merkwürdig mit Anlehnung an die Schicksalsidee der Alten, ausgesprochen. So in der Glocke (Nachweis!), dann im Wallenstein:

Man nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu! u. s. w.

darauf Gordon:

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,
Nicht Hoffnung möcht ich schöpfen aus dem langen Glück.
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben;
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wallenstein: — — —

Wohl weiß ich, daß die irdischen Dinge wechseln,
Die bösen Geister fordern ihren Zoll.
Das wußten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwilliges Unheil,
Die eifersüchtige Gottheit zu versöhnen.

Nachdem Wallenstein dann ausgesprochen, daß er das größte Opfer gebracht, da sein bester Freund gefallen, und zwar durch seine (W's.) Schuld, fährt er fort.

Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt.

Auch viele Volkssprichwörter weisen auf den Unbestand des Glückes hin (Welche?).

Wie hat der Dichter seine Aufgabe, diese Idee darzustellen, gelöst?

Warum wohl hat er vom Ende des Polykrates gänzlich geschwiegen?

Welche Änderungen am überlieferten Stoff nahm Sch. vor, um für das Gedicht die Einheit des Ortes und der Zeit zu gewinnen?

Auch das von Amasis angegebene Motiv zur Kündigung der Gastfreundschaft hat Sch. durch ein anderes ersetzt. Inwiefern ist dieses besser? Was wäre vom streng ethischen Gesichtspunkte auch gegen dieses einzuwenden?

Es dürfte auch auf den Ring hinzuweisen sein, der in Sage und Geschichte so oft als Glücks- oder Unglücksbote vorkommt.

Was ist über die Form des Gedichtes zu sagen? Charakteristik des Amasis.

Weitere Aufgaben im Zusammenhang mit diesem Gedichte:

1. Die Leiden vom heidnischen und christlichen Standtpunkte aus betrachtet.

2. Hochmut kommt vor dem Fall.

3. Vergleichung der Erzählungen von Polykrates und der Jungfrau von Stavoren*). (Leseb. II, 67).

3. Der Zauberlehrling v. Goethe. (Leseb. II, 25.)

1. Den Stoff nahm G. aus Lucians „Lügenfreund,“ wohl nach Wielands Übersetzung (I, 149).

Dort erzählt Eukrates, er habe in Ägypten einen Mann Namens Pankrates (d. h. ein Mann, welcher alles vermag) kennen gelernt, der einem Mörser, Thürriegel oder Besen Kleider anlegte und ihn durch ein Zauberwort in einen Menschen verwandelte, der dann alle von ihm geforderten Dienste leistete. War er nicht mehr nötig, so sprach Pankrates eine andere Zauberformel, und der Diener ward wieder, was er zuvor gewesen. Eukrates erhorchte das Zauberwort und wandte es in Abwesenheit des Pankrates an. Der zum Menschen verwandelte Stößel trug nach Geheiß Wasser, aber er war nicht mehr in den Stößel zurück zu zaubern. Eukrates zerhieb den Diener mit der Axt; da wurden es zwei Personen. Endlich kam Pankrates und machte die zwei Knechte wieder zum Stößel.

Diese Erzählung stammt sicher aus einer noch älteren, wahrscheinlich morgenländischen Quelle. Sie kommt in Abweichungen auch in Märchen verschiedener Völker vor, so in „Tausend und eine Nacht,“ bei der Verwandlung in Störche, in der normannischen Sage vom Pfarrer und Küster, wo letzterer den Teufel beschwört, aber nimmer los werden kann, bis ihm der Pfarrer von demselben befreit; auch deutsche Märchen klingen daran an, so „Töpfchen koch!“ „Knüppel aus dem Sack,“ und der „Similiberg.“

b. Eine Vergleichung der Lucian'schen Erzählung mit Goethes Gedicht zeigt uns recht augenscheinlich, wie der Dichter einem an sich spröden Stoffe erst die Seele einhaucht. Von einer poetischen oder sittlichen Idee ist bei Lucian keine Spur. Dessen Erzählung hat nur den Zweck, ein Beispiel grober Aufschneiderei zu geben. Anders bei G. Dieser benützt die Fabel nur als Grundlage zur Darstellung einer Idee, die in den drei letzten Versen ausgedrückt ist. Viehoff erläutert diese:

„Nur der Meister kann die Geister gefahrlos aufrufen, d. h. niemand darf die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben aufregen, der nicht auch die Macht besitzt, ihren Aufruhr zu beschwichtigen.“

Heinr. Kurz bemerkt noch:

„Wer als Lehrling den Meister spielen will, muß es sich gefallen lassen, daß die Geister ihn höhnen und erdrücken; der Meister ist an seinem Verderben unschuldig.“

---

*) Poetisch behandelt von Simrock, Adolf Böttger und Viehoff.

Das Angstwort des Lehrlings „die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los" ist zu einem geflügelten Worte geworden. (Wann wird es angewendet?) Das Wort geht auch auf Entfesselung der Volksleidenschaften u. s. w.

c. In Beziehung auf poetische Gestaltung, Dichtform und Sprache ist diese Ballade (warum Ballade?*) ein vollendetes Meisterwerk.

Die ganze Begebenheit wird uns mit Ausnahme des Schlusses, wo der Meister eintritt, im Selbstgespräche des Lehrlings vorgeführt. (Dramatisches Leben, steter Fluß der Handlung, fortdauernd steigende Spannung.) Dazu die ungemeine Einfachheit, Kürze, Klarheit der Sprache, — Verschmähung jedes Schmuckes.

Der Eile und Angst entsprechen die kurzen Verse und knappen Sätze. (Eingehen auf einzelnes.)

Saupe sagt: „Es gibt in unserer ganzen poetischen Literatur kein zweites episches Gedicht, in welchem die Erzählung so rein dramatisch behandelt wäre, wie hier. Alles, selbst die unbedeutendste Thatsache, erscheint als unmittelbar geschehende Handlung; alles ist in unaufhörlicher, leidenschaftlicher Bewegung, bis der Meister erscheint und in hohem, gebietendem Tone die bewegte Scene zum ruhigen Abschluß bringt."

4. Das Lügenfeld v. Adolf Stöber. (Leseb. II, 58.)

a. In diesem Gedichte ist Historisches, Sagenhaftes und vom Dichter Erfundenes zu einem Gesamtbilde verwebt. (Was ist am Stoffe geschichtlich, sagenhaft, erfunden?) Zu welchem Zwecke hat der Dichter der Sage und Geschichte noch Eigenes zugefügt?

b. Grundgedanke: Frevel der Kinder an ihren Eltern und Treubruch Untergebener gegenüber ihren Herrschern wird bestraft.

c. Durchführung des Gedichts, künstlerische Gestaltung. (Dabei ist hervorzuheben die Schilderung des Schauplatzes, wodurch wir auf die Handlung vorbereitet werden; die teilweise Wiederholung der 2. Strophe in Str. 11 u. 13.)

d. Disposition. Gattung und Form des Gedichtes: Episches Gedicht mit lyrischen Anklängen. Moderne Nibelungenstrophe, doch durchgängig in Jamben ohne Anapäste. Dadurch wird ein gewisser Ernst bewirkt.

Einzelne Schönheiten: malende Beiwörter (wo?), wohlklingende, durchaus reine Reime, Assonanz bei der Cäsur in Str. 1 V. 1 und 2 (in welchen Versen noch?); onomatopoetische Sprachformen (Nachahmung der Naturvorgänge). „Lustig rauscht dazwischen;" auch „öde", „meilenweite Strecke" sind bezeichnend. „Von dumpfem Rasseln dröhnte", u. a. m. (Nachweis.)

---

*) S. Seite 49.

f. Näheres über den Dichter. Adolf Stöber, ein Elsässer, der, wie schon sein Vater Ehrenfried Daniel Stöber, und sein älterer Bruder August Stöber, deutsche Sprache und Dichtkunst in seiner Heimat pflegte, da diese noch französisch war, ist geb. 1810 zu Straßburg, machte Studien zu Straßburg als Theologe, wurde Hauslehrer zu Metz und Bordeaux, dann Privatlehrer in seiner Heimat, später Pfarrer. Noch wirkt er als Präsident des reformierten Konsistoriums und Oberschulrat zu Mühlhausen i. E. Er wird von J. Hub (in „Deutschlands Balladendichter") als das bedeutendste lyrische Talent des Elsasses bezeichnet werden. Er hat sich namentlich auch durch elsässische Sagen- und Geschichtsforschung verdient gemacht.

Weitere ähnliche Aufgaben nach freier Wahl im Anschlusse an die Lektüre.

Anm. Materialien für den Lehrer bieten:

H. Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern; ca. 100 Bdch., jedes einzeln 1 M.

H. Viehoff, Schillers und Goethes Gedichte erläutert.

K. Leimbach, ausgewählte deutsche Dichtungen mit Erläuterungen. 4 Bde.

Lüben und Nacke Einführung in die deutsche Literatur. 3 Bde.

E. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. 5 Bde.

Diese Schriften wurden auch bei den vorstehenden Musterstücken und Aufgaben zurate gezogen.

II. Stufe.

Abhandlungen.

A. Die Chrie.

A. Musterbeispiele.

Nr. 1. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet;
Doch den Verzagten holt er ein.“

Disposition.	Ausführung.
I. Eingang: Von wem und bei welcher Gelegenheit wurde dieser Satz ausgesprochen?	I. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein!“ ruft der letzte Perserkönig, der unglückliche Darius Kodomannus, als der große Entscheidungskampf gegen die Macedonier bei Arbēla beginnt, seinem zweimal geschlagenen Heere zu.
II. Erklärende Umschreibung der Sentenz.	II. Fürchtet ihr vielleicht den Tod, will er sagen, wohlan! so wisset, daß derjenige, welcher sich in naher, ringsum drohender Gefahr befindet, ihr weit sicherer vermittelst Besonnenheit und Mut, als durch Ängstlichkeit und Verzagtheit entgeht; daß ihr also gerade dadurch, wodurch ihr Rettung hofft, durch die Flucht, euch ins Verderben stürzen, und dagegen, wenn Rettung möglich ist, sie finden werdet im mutigen Widerstande.
III. Begründung des Satzes.	III. Wenn nun gleich dieser Gedanke nicht hinreichend sein möchte, im Anblicke der Gefahr aus Furchtsamen Mutige zu machen, so läßt sich doch nicht leugnen,

a. Furcht wirkt nachteilig auf den Geist, der Mut dagegen schärft und stählt denselben.

daß er viel Wahres enthält. a. Denn erstlich raubt das Gefühl der Furcht dem Menschen die Ruhe, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, deren er bedarf, um die Gefahr richtig zu ermessen und die nötigen Mittel zur Abwendung oder Rettung zu erkennen und auszuführen; ja der Taumel, in dem er sich befindet, stürzt ihn wohl gar in neue und noch schlimmere Gefahren. Dagegen hält der Mut das Bewußtsein klar, und die Besinnung fest, und alles, was geschehen kann und muß, wird von dem Unverzagten schnell erwogen und angewandt; er findet einen Ausweg im dichtesten Gedränge und triumphiert nicht selten über seine Verfolger.

IV. Gegensatz: Furcht wirkt auch nachteilig auf den Körper, während Mut die Körperkraft erhöht.

IV. Aber was noch weit schlimmer ist — die Furcht raubt dem Verzagten sogar das Maß von körperlicher Kraft, das erforderlich ist, um die Gefahr abwehren zu können. Er fühlt seines Armes Muskeln erschlaffen, der Schenkel Sehnen versagen ihm den Dienst, und rettungslos sinkt er in den Abgrund, den er hätte noch vermeiden können. Doch der Tapfere erhält den vollen Gebrauch seiner physischen Stärke, er darf sich zur Zeit der Not auf seine gewohnte Schnelligkeit und Gewandtheit verlassen, ja der Anblick der Gefahr scheint seine Kräfte noch zu verdoppeln, und was er vorher nicht vermocht hätte, vermag er im Augenblicke der Entscheidung. Der Verfolger selbst ehrt seinen mutigen Gegner und bietet ihm oft Leben und Freiheit an, während der Feige verächtlich dem Schwerte oder der Kette des Sklaven überlassen wird.

V. Gleichnisse aus der Natur:
a. Der furchtsame Vogel, welcher der Schlange in den Rachen fällt;
b. der mutige Hund, der sich des wilden Ebers erwehrt.

V. So verliert der geflügelte Bewohner der Lüfte, wenn die Schlange, das kriechende Gewürm am Boden, mit funkelnden Augen und giftatmendem Rachen ihn anblickt, den Gebrauch seiner Schwingen, vergißt das Fliegen und wird dem langsam heranrückenden Untiere zur sicheren Beute; aber der tapfere Hund, am schäumenden Eber hangend, vermeidet besonnen die tötlichen

Hauer, hält mit verdoppelter Kraft den Schnaubenden fest und teilt mit dem herbeieilenden Jäger den schwer errungenen Sieg.

VI. Beispiele aus der Geschichte: Alexander vor Gaza; Cortez auf der mexikanischen Tempelzinne; Karl XII.

VI. Was machte auch einen Alexander, einen Cortez, einen Karl XII. so siegreich, als ihr unerschütterlicher Mut! Ohne diesen hätte Philipps Sohn vor Gazas Mauern die zum Stoße schon gehobene Hand des wilden Arabers mit raschem Schwertschlag nicht von dem Arm getrennt, hätte der Spanier auf jenem Turme die beiden jungen Mexikaner, die ihn über die Brüstung mit hinabzureißen versuchten, nicht den grausen Weg in die Tiefe allein machen lassen, wäre der nordische Held nicht ein Gegenstand der Bewunderung bei den Osmanen gewesen und hätte es nicht wagen dürfen, diese asiatische Barbaren so übermütig zu reizen.

VII. Das Zeugnis — Ausspruch Alexanders: Volkssprichwörter.

VII. Auch haben ausgezeichnete Menschen zu allen Zeiten Gesinnungen, den Worten des Perserskönigs ähnlich, ausgesprochen. Sagte nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, Alexander, als er den Trank seines Arztes nebst Parmenios Brief in der Hand hielt, nach langer Überlegung: „Ich will lieber durch eines anderen Verbrechen, als durch meine eigene Schuld sterben?" Hat nicht die Ansicht des Volkes sich in Sprüchen geäußert, wie jener alte: „Fortes fortuna juvat!" (Dem Tapferen ist das Glück hold) oder — was dasselbe sagt — „Wagen gewinnt!"

VIII. Schluß: Nutzanwendung.

VIII. So sei denn zur Zeit der Gefahr unser Wahlspruch: „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein!" Ist Sieg möglich, so wird er uns in diesem Falle zu teil werden; ist uns aber bestimmt zu fallen, so fallen wir groß bei uns selbst und anderen.

(Falkmann.)

Nr. 2. Steter Tropfen höhlt den Stein.

I. Eingang*).

Bei Mißlingen unserer Pläne pflegen wir die Schuld auf unsere unzulänglichen Kräfte zu schieben.

Wenn wir aber den Gründen des Mißerfolges genauer nachforschen wollten, würden wir finden, daß weniger Mangel an Kraft, als an Ausdauer die Schuld trägt.

II. Umschreibung. Der fallende Tropfen ist schwach, unbedeutend, der Stein dagegen hart.
Demnach höhlt der oftmals niederfallende Tropfen den Stein.

Auf das Leben angewandt, will dies uns lehren, daß man auch mit geringer Kraft Großes erreichen kann, wenn man die erforderliche Ruhe und Ausdauer bewahrt.

I. Wenn wir die großartigen Pläne und kühnen Hoffnungen, an denen gewiß kein Alter reicher ist als die Jugend, mit den Erfolgen unserer Handlungen vergleichen, so beschleicht uns nicht selten ein beschämendes Gefühl der Enttäuschung. Gerne pflegen wir dann, wie der Apotheker in Herrmann und Dorothea, die Schuld unserer geringen Erfolge auf die Schwäche der menschlichen Natur und deren unzulängliche Kräfte zu schieben; — sollte es nicht heilsamer für uns sein, den Gründen und Ursachen unseres Mißerfolges nachzuforschen? Sicher würden wir dann in den meisten Fällen finden, daß es uns nicht an Kraft gefehlt, wohl aber an Ausdauer; und doch ist diese allein imstande, große Erfolge herbeizuführen.

Diese Tugend will uns der Dichter einschärfen, wenn er uns den Spruch vorhält: „Steter Tropfen höhlt den Stein."

II. Der Sinn dieser Sentenz ist unschwer. Ein fallender Tropfen ist zwar von geringem Gewichte, ist wenig bemerkbar, ist etwas Kleines und Unbedeutendes; ein Stein dagegen ist hart, selbst mit scharfem Instrumente oft schwierig auszuhölen; und dennoch gelingt dies dem Tropfen, aber freilich nicht durch einmaliges Fallen, sondern durch stete, gleichmäßige Wiederholung. Wenden wir dies auf menschliches Thun und Handeln an, so will der Spruch uns sagen, daß auch geringe Kraft bei Fleiß und Ausdauer Großes zu erreichen vermöge, daß der Erfolg unserer Bemühungen weniger abhängig sei von der Größe des Kraftaufwandes als von dessen Stetigkeit. Harre aus und du wirst gekrönt, ruft uns der Spruch zu, und das mit vollem Rechte.

*) Dieser ist aus dem Inhalte des Spruches selbst hergeleitet, und zwar wird vom Gegenteil ausgegangen.

III. Beweis. 1. Durch Ruhe werden wir die rechten Wege und Mittel erkennen;
2. Durch Ausdauer mit unserem Werke und den zu überwindenden Hindernissen vertraut werden, und die letzteren immer weniger fürchten.

3. In der Erkenntnis der Schwierigkeiten aber liegt der erste Schritt zum Siege.

III. Denn in der That, aus verschiedenen Gründen können wir auf das Gelingen unserer Arbeit rechnen, wofern wir dieselbe mit Ruhe und Ausdauer betreiben. Die Ruhe setzt uns in den Stand, mit klarem Blicke unsere Wege zu wählen und die Mittel zu prüfen, die uns zur Erreichung des Zieles am dienlichsten scheinen. Die Ausdauer aber, die stetige Wiederholung derselben Bestrebungen und Schritte macht uns mit unserm Werke immer vertrauter; und wenn auch anfangs in demselben Maße, wie unsere Bekanntschaft mit dem Gegenstande fortschreitet, die Schwierigkeiten und Hindernisse sich zu mehren scheinen, so dürfen wir uns dadurch weder abschrecken noch entmutigen lassen. Denn gerade in der Erkenntnis der Schwierigkeiten liegt der erste Schritt zum Siege, und nur durch Prüfen, Irren, Suchen, Verwerfen und Wiederbeginnen lernen wir allmählich die richtigen Wege finden, die wirksamen Hilfsmittel ergreifen und anwenden.

IV. Gegenteil. Nichts ist nachteiliger als hastige Eile, Unbeständigkeit und Wankelmut.

Wenn etwas nicht gleich gelingt, werden wir leicht kleinmütig;

wenn sich uns Beschwerden entgegenstellen, klagen wir über ein feindseliges Geschick und lassen uns von Feigheit überwältigen; wir verlieren das Vertrauen zu uns selbst.

IV. Die Vorteile dieser Handlungsweise werden wir noch mehr würdigen lernen, wenn wir die Folgen des entgegengesetzten Verfahrens, nämlich der hastigen Eile, der Unbeständigkeit und des Wankelmutes uns vorführen. Weshalb sind wir so manchem guten Vorsatze, so vielen hochfliegenden Plänen und Entschlüssen untreu geworden? Gestehen wir es nur, — wir wurden kleinmütig, als das mit Hast und blindem Eifer begonnene Werk sich nicht im ersten Anlaufe nach Wunsch gestalten wollte; als Unebenheiten und Beschwerden unsern Pfad unbequem machten, blieben wir stehen, kagten über unser grausames Geschick und die zwingende Gewalt der Umstände und kehrten unserm Ziele feige den Rücken. Diese Unbeständigkeit aber brachte uns dreifachen Nachteil: Die Zeit die wir aufwanden, ist verloren, unsere Kräfte sind erschöpft, unsere Mutlosigkeit flößt uns Mißtrauen ein gegen uns selbst,

und so werden wir nie etwas Ersprießliches erzielen:

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich. (Goethe.)

V. Gleichnis. Die emsige Biene.

V. Wie die emsige Biene von früh bis spät geschäftig ist, die Blütenstäubchen mühsam zu sammeln, aus denen sie den köstlichen Honig bereitet, wie sie mit ausdauerndem Fleiße Zelle an Zelle reiht, bis der künstliche Bau vollendet ist, so bedarf es zu allen großen Werken der Zeit und der

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur an Sandkorn reiht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

VI. Beispiel.

1. Demosthenes.

2. Die Schnecke im Wettlaufe mit dem Hasen.*)

3. Suezkanal. Gotthard.

VI. Was uns so die Vernunft durch Gründe beweist und die Natur in unzählichen Gleichnissen vorhält, dasselbe lehren uns tausende von Beispielen auf dem Felde der Geschichte wie auf dem Gebiete der Sage und Fabel. Wer kännte nicht die zähe Ausdauer, mit der ein Demosthenes die Hindernisse der Natur überwand und zum Meister der Redekunst sich ausbildete? Wer erinnert sich nicht an die Fabel, die uns erzählt, daß im Wettlaufe zwischen dem Hasen und der Schnecke die ruhige Ausdauer dieses langsamsten aller Tiere über die Hast und Unbeständigkeit jenes Schnellfüßlers den Sieg davon trug? Die Grabung des Suezkanales, die Durchbohrung des Gotthard, sind sie nicht die glänzendsten Beweise, was menschliche Kraft, wofern sie mit Ausdauer gepaart ist, zu leisten vermag?

VII. Zeugnis.

VII. Und um uns gleichsam auch den letzten Zweifel an der Wahrheit und Wichtigkeit unseres Satzes zu heben, treten

---

*) Dies könnte auch unter Ziff. V gestellt werden.

ähnliche Sprüche und Sentenzen dem erörterten Ausspruche gleichsam als Zeugen zur Seite, und ihre Stimmen sind ebenso zahlreich und glaubwürdig.

1. Sprichwörter.

Zunächst legen Sprichwörter von anerkannter Giltigkeit Zeugnis ab, wenn sie sagen: „Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche"; oder „Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden", und „Gut Ding will Weile haben."

2. Ausspruch von Goethe.

Ebenso gewichtig fällt das Ansehen Goethes in die Wagschale, der uns zuruft:

„Wer etwas Tüchtiges leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die größte Kraft.

VIII. Schluß. Mahnung, des Spruches stets zu gedenken.

VIII. Da wir nun gewiß von dem lebhaften Wunsche beseelt sind, in der uns angewiesenen Sphäre etwas Gutes und Treffliches zu leisten, so können wir uns die weise Mahnung unseres Spruches nicht oft genug vorhalten, und um ja des Erfolges unserer Arbeit sicher zu sein, sollten wir auf jedes Werk, das wir beginnen, zur Mahnung und zugleich zur Ermutigung die Worte schreiben:

„Steter Tropfen höhlt den Stein."

B. Belehrung: Die Chrie*) ist die Durchführung eines inhaltsvollen Ausspruches (Satzes) nach einem bestimmten Schema. Als Begründer derselben gilt der griechische Rhetor**) Aphthonius von Antiochien (300 v. Ch.) Sie wird mit Recht als eine besonders bildende Vorübung für die Beredsamkeit, wie für die Abhandlung in freier Form geschätzt und beim deutschen Unterrichte mit Vorliebe gepflegt.

In rechter Weise angewendet, gibt sie dem Schüler sichere Anhaltspunkte, einen Satz in geordneter Weise durchzuführen, ohne in die Gefahr des Abschweifens zu geraten. Nur soll man ihn nicht zu starr an das Schema binden, sondern ihm allmählich freiere Bewegung gestatten.

Sie gliedert sich, streng nach dem Schema durchgeführt, folgendermaßen:

---

*) Chrie heißt der Wortbedeutung nach: Anwendung, d. h. eines Satzes nach seiner Erklärung und Ausführung.

**) Lehrer der Beredsamkeit.

I. Eingang (exordium).

Dieser soll nach der Regel der Alten in einem Lobe des Autors bestehen. Da aber dies für Schüler schwer möglich, zudem auch bedenklich ist, so geht man besser vom Hinweis auf den Autor überhaupt[1]) oder vom Werke[2]) in dem der Spruch enthalten ist, oder von der Entstehung desselben[3]) aus, oder man nimmt, wie bei jeder anderen Abhandlung, die Einleitung von der Sache selbst[4]) her.

1) Aufgabe 1. 3. 4.

2) Aufgabe Nr. 8.

3) Musterstück Nr. 1.

4) " " 2. Aufg. Nr. 2. 8.

Bei Sprichwörtern kann man auf die Bedeutung, den Wert und die Entstehung der Sprichwörter im allgemeinen hinweisen.

Es ist nicht daraus notwendig, der Chrie einen solchen Eingang zu geben, ja bei manchen Sätzen würde er in ungezwungener Weise gar nicht anzuwenden sein. Man kann deshalb auch sofort mit dem zweiten Punkte beginnen.

II. Die erklärende Umschreibung des Satzes (expositio).

Diese hat den Satz nach Inhalt und Form zu erschließen und den Kern desselben darzulegen. Dies geschieht durch Zerlegung des Hauptgedankens in seine Teile, durch Erklärung der schwierigeren Begriffe, durch Herausschälung des Grundgedankens aus seiner bildlichen Form. (Wort-, Sach- und Sinnerklärung.) Es ist dies keineswegs leicht, wenn man nicht bloß den Satz einfach nur wiederholen oder Phrasen machen will. Um eine passende Umschreibung zu geben, muß man schon über die Hauptsätze der Beweisführung im Klaren sein. Es empfiehlt sich daher, erst im Konzepte oder Entwurf diese auszuarbeiten, weil dann die Umschreibung weniger Schwierigkeiten bieten und ungezwungen auf die Beweisführung überleiten wird.

III. Die Beweisführung (argumentatio oder causa) [auch probatio].

Diese ist der Hauptteil der Chrie, indem die Wahrheit oder Wichtigkeit des ausgesprochenen Satzes nachgewiesen wird. Man darf jedoch in der Beweisführung nicht zu weit sich zu verbreiten, um das ebenmäßige Verhältnis der einzelnen Teile der Chrie nicht zu stören. Auch handelt es sich hier nur um die inneren (logischen) Beweise, da die äußeren in eigenen Punkten behandelt werden.

IV. Das Gegenteil (contrarium).*)

Man weist nach, daß das Gegenteil des aufgestellten Satzes unrichtig oder nachteilig sei, wodurch der eigentliche Satz selbst gestützt wird.

---

*) Auch refutatio = Wiederlegung (der entgegengesetzten Ansicht).

In manchen Aufgaben kann das Gegenteil schon in der Sentenz selbst ausgesprochen sein (vgl. Musterbeispiel, 1, S. 67). Dann fallen Punkt 3 und 4 in einen zusammen. Diese Vereinigung ist übrigens auch außerdem zulässig (s. die Aufgabe Nr. 7: Ohne Können nutzt das Kennen nichts). Auch kann dieser Teil ganz wegfallen. (Aufg. 2. S. 77).

V. Das Gleichnis (simile). Man veranschaulicht die Richtigkeit des aufgestellten Satzes durch eine bildliche Vergleichung.

Das Gleichnis nimmt man am besten aus der Natur und aus Fabeln; es kann aber auch dem Menschenleben entnommen werden. (Aufg. 1. S. 77.)

Die Gleichnisse können sich auch auf das Gegenteil beziehen.

Anm. Das es für Schüler schwer hält, einen passenden Übergang vom Gegenteil zum Gleichnis zu finden, so werden hier einige Andeutungen angefügt:

1. Sogar am Leben der Tiere und an der Pflanzenwelt kann man beobachten, daß unser Ausspruch auf Wahrheit beruht.
2. Die Natur selbst, die erste und beste Lehrerin, bestätigt die Richtigkeit 2c.
3. Menschen, die so handeln, gleichen u. s. w.
4. Ähnlich finden wir es in der Natur (Tierwelt, Pflanzenwelt 2c.).

VI. Das Beispiel (exemplum).

Am geeignetsten sind Beispiele aus der Geschichte; doch auch die Sage und gewöhnliche Erzählung, die Dichtung und Mythe, sowie das tägliche Leben können solche bieten.

Andeutungen für Übergänge zu den Beispielen:

1 Wie wahr obige Behauptung (oder: die Behauptung, daß 2c. 2c.), zeigt uns die Geschichte des Altertums (aller Zeiten — der Römer 2c. 2c.).
2. Auch aus der Geschichte treten uns Beispiele für die Bestätigung unseres Satzes 2c. entgegen.
3. Allbekannt ist die Heldenthat (That, Begebenheit 2c.).
4. Wem wäre nicht aus der Geschichte bekannt, daß 2c. 2c.
5. Werfen wir einen prüfenden Blick in das Buch der Geschichte, so werden wir finden 2c. 2c.

VII. Das Zeugnis (testimonium):

Aussprüche von Denkern und Dichtern, Volks- und Bibelsprüche, welche den Satz stützen, oder auch auf das Gegenteil sich beziehen.

Das Zeugnis muß mit dem Beispiel ebenfalls in entsprechende Verbindung gesetzt werden. Anknüpfungen sind zu suchen, etwa

1. Die Lehren der Geschichte haben wir uns in Erinnerung gerufen; wenden wir uns jetzt zu den Zeugnissen hervorragender Denker 2c.

2. Was Natur und Geschichte in Bild und Beispiel vorhalten, dafür erheben als lebendige Zeugen ihre Stimmen rc.
3. Dem in unserem Ausspruch enthaltenden Gedanken haben auch hervorragende Dichter Ausdruck verliehen rc.

8. Der Schluß (conclusio).

Derselbe besteht gewöhnlich in einer praktischen Nutzanwendung oder Ermahnung; letztere hat der Schüler auf sich selbst und seine Mitschüler zu richten, da es unbescheiden wäre, wenn er zu anderen in belehrendem Tone sprechen wollte.

Anmerkg. 1. Genau genommen besteht die Chrie aus denselben Hauptteilen wie jede Abhandlung: I. Einleitung (exordium und expositio); II. Beweisführung und zwar 1. direkte — positive (argumentatio), 2. indirekte — negative (contrarium), 3. Beweis durch die Ähnlichkeit (simile), 4. historischer und Erfahrungs-Beweis (exemplum), 5. Autoritätsbeweis (testimonium). III. Schluß. (S. die Belehrung über Abhandlungen. S. 112 ff.)

Es kann daher auch unter Umständen der eine oder der andere Teil weggelassen, oder zusammengezogen, oder es kann eine andere Anordnung getroffen werden (vgl. die Aufgaben Nr. 1. 2. 7. 9).

2. Für Schüler bietet das Auffinden von Gleichnissen, und noch mehr von Beispielen aus der Geschichte und von Zeugnissen die meiste Schwierigkeit. Der Lehrer wird deshalb hier vor allem unterstützend zur Seite stehen.

C. Aufgaben.

1. Vollständige Dispositionen.

1. Der nächste Weg zur Erhabenheit ist Demut. (Mich. Sailer.)

I. Ein wichtiger und wahrer Spruch aus dem Munde eines Mannes, der aus einer einfachen Bauernfamilie stammend, sich zum hochgeachteten Universitätslehrer empor gearbeitet hatte, und vom König Ludwig I. zum Bischofe von Regensburg ernannt wurde, und der noch heute in gesegnetem Andenken fortlebt.

II. und III. Die höchste Größe oder Erhabenheit besteht eben darin, daß man in den Augen Gottes und aller reinen Geister etwas gelte. Dies ist aber ohne Demut unmöglich; gerade sie gibt erst Wert vor Gott und ist die Grundlage aller Tugenden. Je früher ich also meiner eigenen Schwäche und meines persönlichen Unwertes mir bewußt werde, je mehr und ernstlicher ich mich dem Selbsttadel und strenger Prüfung unterziehe, desto leichter werde ich den Weg zur Vervollkommnung und Erhabenheit finden.

IV. Fehlt aber dem menschlichen Herzen die Demut, also das Gefühl eigener Geringheit und Wertlosigkeit vor Gott, so ist ihm damit das nächste Streben nach Wert und Vervollkommnung abgeschnitten.

V. Wie der Lehrling dadurch den ersten Schritt zur Meisterschaft macht, daß er fühlt und einsieht, wie wenig er noch versteht und wie viel er sich noch zu üben hat; wie der Pilger erkennen muß, daß das Ziel seiner Sehnsucht noch weit vor ihm liege, und noch große Hindernisse zu überwinden seien: so muß auch der nach Größe und Vollkommenheit strebende Mensch erst die Einsicht gewinnen, daß er noch sehr arm und klein sei und fortwährend ringen und streben müsse.

VI. Dies bezeugt sowohl die Weltgeschichte, als das Leben der größten Männer. Denken wir nur an Johannes den Täufer, an Karl d. Gr., Heinrich III., Gottfried von Bouillon ꝛc.

VII. „Wer sich selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreiche.“ Matth. 18. 4. „Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch am Tage der Heimsuchung erhöhe.“ 1. Brief Petri 5, 6. „Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.“ Luk. 14, 11. „Gott erhöht die Niedrigen.“ Luk. 1. 52. Dichterspruch: Wer sich lobt alleine, des Ehr' ist gar kleine. — Bilde dir auf äußern Schein niemals was auf Erden ein; äußerer Schein ist Puppenspiel, scheine nicht, doch sei recht viel.

VIII. Streben wir also vor allem nach wahrer christlicher Demut, folgend dem Rufe des Heilandes: „Lernet von mir Demut.“

2. Nichts ist unbeständiger als das Glück.

I. Ein wahrer und ernster Spruch, der sich aber nicht auf das innere Glück — Tugend und gutes Gewissen —, sondern nur auf jene Güter bezieht, welche die Welt gewöhnlich unter Glück versteht.

II. Welche sind diese? a. Schönheit, b. Lust und Sinnengenuß, c. guter Fortgang in den Unternehmungen, d. Macht, Ansehen, Ehre und Einfluß, e. Reichtum und Besitz. Alle diese Dinge haben nur eine kurze Dauer.

III. VI. u. VII. a. Wie bald welkt die Schönheit des Leibes dahin; eine leichte Krankheit, ein einziger Unfall zerstört sie in wenigen Stunden. „Alle Herrlichkeit des Fleisches ist wie die Blume des Feldes; nur eine kleine Zeit, und die Blume ist verblüht.“ „Heute lieb und morgen leid, das ist der Welt Beständigkeit.“

(Freidanks Bescheidenheit.)

b. „Dein Palast wär' ein festes Thor
Stünde nicht *pochend* der Tod davor.“

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein *ew'ger Bund* zu flechten.“ (Sch.)

„Ich lebe, und weiß nicht, wie lang;
Ich sterbe, und weiß nicht, wann;
Ich reise, und weiß nicht, wohin;
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin."
(Altdeutscher Denkreim.)

c. Oft haben die größten Fürsten und Eroberer nur eine kurze Zeit regiert; wie man die Hand umdreht, war all ihr Glanz dahin.

d. Polykrates, König von Samos. — Krösus, König v. Lydien. — Menzikoff. — Kaiser Napoleon I.

e. Petrus Damiani sagt: „Gott hat es so gefügt, daß gerade bei den höchsten Würden es kund werde, wie flüchtig die Glorie des irdischen Lebens sei."

„Sammelt nicht Schätze, welche Rost und Motten verzehren ꝛc."

„Dies Haus ist mein, und doch nicht mein;
Es wird auch nicht des Zweiten sein;
Der Dritte bleibet auch nicht hier;
Dem Vierten geht es grad wie mir;
Der Fünft und Sechste wandern d'raus:
Jetzt sag' mir, wem gehört dies Haus?"
(Altdeutscher Denkreim.)

V. und VIII. Da es also mit allem irdischen Glücke ist, wie mit Glas, das heute glänzt und morgen zerbricht, so lasset uns nach jenen Gütern streben, die unvergänglich sind. (Sommer.)

3. Gold ist schädlicher als Eisen.

(Ferro notentius aurum.)

I. Ovid, einer der größten römischen Dichter, Zeitgenosse des Augustus. Reichtum und Üppigkeit der Römer fingen an, die alten strengen Sitten zu verdrängen. Statt des früheren eisernen Zeitalters begann ein „goldenes." Ovid sah die verderbliche Wirkung des Goldes, darum war er zu jenem Ausspruche berechtigt.

II. Gold steht für Reichtum, und der Dichter will die Gefahren des Reichtums nahe legen, die noch größer seien als der Schaden, den das Eisen (als Symbol des Schwertes und Krieges) anrichte.

III. Nachteile des Goldes:

A. Es verleitet zu Wohlleben und Genußsucht, verweichlicht und entnervt einzelne und ganze Völker, und führt zu allerlei Lastern.

B. Es verleitet zu Habsucht und

C. zu Neid, für den, der es nicht besitzt.

D. Es ist ein Mittel zu Bestechung und zur Verlockung zu Ungerechtigkeiten.

E. Es kann zum Mammon werden, dem der Mensch sich ganz hingibt und Höheres vernachlässigt.

IV. Einwand: a. Das Eisen sei schädlicher als Mordwaffe. Widerlegung: Nur vereinzelt, außer im Krieg. Aber letzterer nicht so schädlich, als die durch übermäßigen Reichtum hervorgerufene Entsittlichung. b. Gold auch wohlthätig. Zugegeben in Ausnahmsfällen; in der Regel aber wirkt es nachteilig.

V. Daß der glänzende Schein trügt, zeigt uns die Natur in verschiedenen Bildern: Giftschwamm; Tollkirsche; die schillernde Schlange, der buntgefleckte Tiger und der Leopard.

VI. Beispiele aus der Geschichte: Jason (goldenes Vließ), Griechenland (Bestechungen Philipps von Macedonien mit Hinweis auf dessen Wort: „Ein mit Gold beladener Esel öffnet alle Thore.“ Aus der neuern Geschichte: Spanien. Aus der Erfahrung: Mancher, der plötzlich zu Reichtum kam, geriet durch diesen ins Verderben.

V. Zeugnisse: Sprichwörter: „Gold, der Vater aller Sachen, weiß aus ja oft nein zu machen.“

Herder:

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen;
Wer dich entbehrt, hat Müh; wer dich besitzt hat Leid.

Der Steinmetz in Schillers Tell:

Mit eurem Golde — alles ist euch feil
Um Geld; wenn ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten. Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' ihr kamet,
Mit euch ist die Verzweiflung eingezogen.

VI. Man lasse den Spruch sich zur Warnung sein, daß man nicht zu sehr nach Reichtum strebe, und man beneide nicht den, der damit beglückt scheint. (Nach Naumann.)

4. „Wer sich nicht nach der Decke streckt, Dem bleiben die Füße unbedeckt.“ (Goethe.)

I. Goethes Sprüche allgemein verbreitet; viele wurden Volkssprüche und geflügelte Worte. Sie sprechen die tiefsten Lebenswahrheiten in einfachen, kräftigen Worten aus.

II. Wer sich nach seinen Verhältnissen einzurichten weiß, sich nicht in die ihm angewiesene Lage zu fügen versteht, wer seine Bedürfnisse nicht nach seinem Einkommen bemißt, wird bald sogar des Notwendigen entbehren und mit selbstverschuldetem Mangel zu kämpfen haben.

III. Er beraubt sich durch Aufwand für entbehrliche Dinge, vielleicht auch für kostspielige Vergnügungen und Liebhabereien der Mittel, deren er zum Lebensunterhalte bedarf, und durch welche er sich wohl auch noch manches andere verschaffen könnte, was zu den wirklichen Annehmlichkeiten des Lebens gehört.

IV. Um so besser wird derjenige daran sein, der sich überall eine weise Sparsamkeit zum Gesetze macht.

V. Die Natur weiset uns überall Gleichnisse der Sparsamkeit auf. Die Pflanze zieht aus dem Boden und aus der Luft nur so viele Stoffe an sich, als sie zu ihrer Erhaltung und ihrem Wachstume bedarf; die Tiere begnügen sich mit der Nahrung und dem Aufenthaltsorte, welche ihrer Eigentümlichkeit angemessen sind; manche tragen sogar für die Tage des Mangels im voraus Sorge.

VI. An Beispielen der Sparsamkeit und Genügsamkeit ist besonders die ältere römische Geschichte reich; auch die Lebensweise der alten Deutschen zeichnete sich durch naturgemäße Einfachheit aus.

VII. Die Folgen der Verschwendung und Ungenügsamkeit hat auch Horaz kurz und treffend bezeichnet, wenn er sagt: Mit Wenigem läßt es sich glücklich leben. Wer vieles begehrt, dem mangelt vieles.

VIII. Darum beschränke deine Wünsche auf das Erreichbare, deine Bedürfnisse auf das zum mäßigen Lebensgenusse Nötige; Genügsamkeit führt zum Glück und zur Zufriedenheit, Ungenügsamkeit zum Mangel und zu dem peinlichen Gefühl unerfüllbarer Wünsche.

(Fr. Beck.)

5. Ruhe und Vorsicht sind die Kennzeichen der Weisheit.

I. Derjenige, welcher diesen Ausspruch gethan, mag wohl selbst ein weiser Mann gewesen sein, weil er die wahren Kennzeichen der Weisheit angegeben.

II. Was ist Ruhe, was Vorsicht? — Beide Begriffe fallen nahezu in einen zusammen; denn es ist Vorsicht ohne Ruhe gar nicht denkbar.

III. Wen nennt man weise? denjenigen, welcher

a. viele Kenntnisse, tiefes Wissen, besitzt; b. reiche Erfahrungen sich gesammelt hat; c. Tugend übt.

Wie aber, um Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und tugendhaft zu leben, von Anfang an Ruhe (innere Sammlung) und Vorsicht nötig sind (Nachweis bei jedem Punkte a—c), so wird derjenige, welcher gründliche Kenntnisse und Erfahrungen sich angeeignet hat und die Tugend übt, stets Ruhe und Vorsicht zeigen, sich nicht durch Leidenschaften hinreißen lassen, nie unbesonnen handeln.

IV. Finden wir diese Eigenschaften bei vielen Menschen? — Nein! (Nachweis aus der Erfahrung!) — Wenige Menschen sind es deshalb auch, welche man weise nennen kann.

V. Beispiel aus der Natur: der wachsame Hund; das Maultier auf dem Gebirgspfade; die Gemse.

VI. Aus der Geschichte: Sokrates; Kolumbus.

VII. „Sei klug, ermahnt die Schlange,
Sei wachsam, ruft der Hahn;
Stark wie ein Turm, wenn bange
Und schwere Stunden nah'n;
Sei ohne Falsch und taubenrein
Dann ist die wahre Weisheit dein."

VIII. Aufforderung, stets mit Ruhe und Vorsicht zu handeln, um mehr und mehr der Weisheit nahe zu kommen.

6. Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und in den Staub zurückkehren wirst.

(Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem revertēris.)

I. Die Erwähnung der weisen Einrichtung, durch Bestreuung mit Asche und durch den erwähnten Mahnruf den Christen an den Tod zu erinnern.

II. Die Auseinandersetzung der Worte: „Gedenke, o Mensch rc."

III. Die Begründung: Diese Erinnerung ist nützlich wegen ihrer Wirksamkeit gegen alle Laster.

IV. Das Gegenteil: Ohne diese Erinnerung verfällt man so leicht der Sünde.

V. Das Gleichnis: ein Reisender, der das Ziel seiner Wanderschaft nicht aus dem Auge verliert.

VI. Das Beispiel: Die Römer riefen einem Triumphierenden zu: „Gedenke, daß du ein Mensch bist!"

VII. Das Zeugnis: Die Weisen lehren einstimmig, der Tod sei der Lehrer des Lebens; das Wort des Kalifen Omar: „Der Tod genügt als Prediger."

Springst du freudig durch die Thür in dein neugebautes Haus,
Denk, aus dieser selben Thür tragen sie dich einst hinaus.

(W. Müller.)

VIII. Der Epilog: Da also die Erinnerung an den Tod heilsam ist, so erwehre man sich ihrer nicht, so oft man einen Todesfall vernimmt. (Nach Th. Nißl.)

7. Ohne Können nützt das Kennen nichts.

I. u. II. Ein sehr wahrer Spruch besonders für die studierende Jugend. Kenntnisse (= Kennen) sind ein großer Schatz, aber ein toter, wenn man sie nicht anzuwenden versteht.

III. u. IV. Der Mensch hat die Bestimmung, im Leben Gutes zu schaffen, zu wirken für sich und andere. Dazu bedarf er, je nach seinem Berufe, gewisser Kenntnisse. Doch diese allein genügen nicht, wenn sie nicht fürs Leben verwertet werden. Man muß also zum Wissen Übung fügen.

V., a. Beispiele: Regeln der Grammatik und Stilistik nutzlos, wenn man sie nicht praktisch anwendet, wenn man nicht richtig sprechen und schreiben kann. Ein Baumeister, der bloß Pläne entwerfen kann. So auch im sittlichen Leben. Kenntnis der Religions- und Sittengesetze nutzlos ohne Ausübung des Guten.

b. Blumen von schönen Farben aber ohne Geruch. Baum, welcher reich blüht, aber keine Früchte bringt. Wolken, welche vorüberziehen, aber keinen Regen spenden. Die Sonne in den Polarzonen, welche wohl leuchtet, aber kein Leben zu wecken vermag.

VI. Kaiser Rudolf II., ein sehr gelehrter Mann, aber thatlos als Regent.

VII. Grau, Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum. (Goethe.)

Was Theorie uns gelehrt, vergißt sich: denn, ach, wir behalten
Das nur, was späterhin wir praktisch im Leben geübt.
(J. B. Rousseau.)

„Man sollte das Verdienst eines Menschen nicht nach seinen großen Anlagen schätzen, sondern nach dem Gebrauche, den er davon macht!“ Fr. de la Rochefaucould.)

„Knospen gleicht der Gedanke, es gleichen den Blüten die Worte,
Aber der labenden Frucht gleichet die kräftige That!“

VIII. Wir sollen darnach trachten, nicht nur Wissen zu erwerben, sondern dasselbe auch im Leben nutzbar zu verwerten.

8. Mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

I. Schillers Lied von der Glocke ist sehr reich an beherzigenswerten Denksprüchen.

II. Der Mensch soll sich nicht auf das Glück verlassen.

III. a. Es ist unbeständig; es gibt und nimmt nach Willkür.

b. Es ist mächtig; weder Stand noch Reichtum, noch Klugheit und Unschuld können uns vor Unfällen schützen.

IV. Unvergänglich sind dagegen die Güter des Herzens.

V. Das Glück ist so launisch wie die Aprilsonne; es täuscht uns wie die Bilder der Fata morgana.

VI. Krösus, Cäsar, Napoleon.

VII. Dein Glück ist heute gut gelaunt,
Doch fürchte seinen Unbestand. (Schiller.)

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stet. (Derselbe.)

Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke! (Kind.)

VIII. Mache dich auf das Schlimmste gefaßt, doch vertraue auch auf Gott und strebe vor allem nach Gütern, die bestehen.

Des eiteln Glückes Gunst ist wie der Welle Schaum,
Der brauset und vergeht, — ist wie ein flücht'ger Traum,
Der, eh' wir noch erwacht, entfährt aus unsern Sinnen;
Laßt etwas unser sein, das wir behalten können. (Opitz.)

9. Welches Volk sich selbst empfunden, Ward vom Feind nie überwunden.

(Heinr. Jos. v. Collin.)

I. Wie der einzelne, so muß auch ein ganzes Volk zum Bewußtsein seines eigentümlichen Wesens und Lebens zu gelangen suchen. Denn ohne diese Kenntnis ist ein erfolgreiches Handeln unmöglich.

II. Was heißt, sich selbst empfinden? Ein Volk muß nicht nur tüchtige Charaktereigenschaften besitzen, sondern es soll sich derselben auch bewußt sein und dieselben schätzen.

III. In diesem Selbstbewußtsein liegt eine unüberwindliche Kraft, denn

1. sie setzt Vorzüge voraus,
   a. ruhmreiche Vergangenheit,
   b. Tüchtigkeit, in gewissen Beziehungen selbst Überlegenheit in der Gegenwart.
2. Eine solche begründete Selbstschätzung macht ein Volk:
   a. wachsam auf seine Ehre und empfindlich gegen jeden Angriff auf dieselbe.

b. Das Gefühl der Überlegenheit zwingt zur Anspannung aller Kräfte um diese Überlegenheit zu behaupten α. als politische Macht, β. als Träger und Beförderer der Kultur.

IV. Zwei Fehler sind der richtigen Selbstschätzung entgegen gesetzt:

a. Geringschätzung des Nationalen und Überschätzung des Fremden;

b. Selbstüberschätzung und Überhebung und ungerechte Mißachtung anderer Nationen.

V. (bezw. VI.) Beispiele: a. für richtige Selbstschätzung: die alten Griechen, die Römer, die Engländer.

b. Für Unter- und Überschätzung: die Deutschen zu Ende des vorigen Jahrhunderts; die Franzosen in der neuesten Zeit. (Weitere Beispiele!)

VII. „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an ꝛc.“
(Sch. Tell.)

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre. (Sch. J. v. Orl.)

(Weitere Zeugnisse!)

VIII. Lehre: die richtige Mitte halten zwischen Über- und Unterschätzung.

---

2. Aufgaben, für welche bloß die Beispiele aus der Geschichte und Zeugnissen gegeben werden.

1. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

A. Beispiele.

Alexander der Große hätte seine Unbedachtsamkeit fast mit dem Leben bezahlen müssen, als er, nach angestrengtem Marsche, sich erhitzt in die Wellen des zum Bade einladenden Stromes stürzte. — Karl XII., Schwedens Alexander, verlor, weil er ohne gehörige Erwägung den Zug nach der Ukraine unternahm, wohin ihn Mazeppas lügnerische Vorspiegelungen gelockt hatten, seine tapfere Armee, rettete kaum sich selbst mit wenigen der Seinigen auf das Gebiet der Ottomanen, und alle seine großen Pläne waren auf einmal vernichtet. — Der vorsichtige Fabius dagegen, den seine Zeitgenossen in ehrenvoller Bedeutung den Zauderer nannten, wendete durch seine Bedachtsamkeit von seinem Vaterlande den Untergang ab und gab seinem Kriegervolke das Selbstvertrauen und die alte Thatkraft zurück.

B. Zeugnisse:

Erst schau, dann trau; erst gründe, dann bau; erst wäg es, dann wag es; erst thu es, dann sag es.

Bei Zeit hab Rat,
Denn nach der That
Kommt er zu spat.

Süß ist der Tod fürs Vaterland.

a. König Kodrus von Athen ging, um die Seinigen zu retten, verkleidet ins feindliche Lager und ließ sich töten, weil das Orakel denjenigen den Sieg versprochen hatte, deren König getötet würde. — Leonidas mit seinen Spartanern bei Termopylä. — Arnold von Winkelried bei Sempach. — Der Dichter Theodor Körner.

b. Gut und Blut für Volk und Freiheit geben, — nenn mir die That, die sich der That vergleicht. (Th. Körner.)

Zum Opfertode für die Freiheit und Ehre seines Volkes ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu. (Th. Körner.)

Will das Schicksal mit uns enden, so stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen. (Sch.)

3. Allen zu gefallen ist unmöglich.

a. Sokrates, Themistokles, Kaiser Konrad I.; Ratsherr de Witt in Holland, Kaiser Joseph II.

b. Volkssprüche: Vergebens sucht man noch den Mann,
Der allen Leuten recht thun kann.

So viel Köpfe, so viel Sinn.

Dichterspruch: Allen immer gefallen, ist ein Glücksspiel;
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend;
Wenn's die Besten sind. Gefallen niemand
Schmerzt und kränkt.
Sollt ich wählen, ich möchte gerne die Mitte:
Wenigen gefallen und nur den Besten.

4. Zu allem Großen ist der erste Schritt der Mut.

a. Horatius Cocles, Wilhelm Tell, Ferd. Cortez; — Kolumbus, Vasco de Gama, Leonidas, Stephenson.

b. Dem Mutigen gehört die Welt. Wer wagt, gewinnt. Frisch wieder wagen, nimmer verzagen. Gott ist dem Mutigen zugewandt. (Körner.)

Das ist mein Wahrspruch fürderhin
Im rüstigen Ringen und Streben:
Ein tüchtiger Mut, ein grader Sinn
Führt sicher durch das Leben. (Fr. Binder.)

Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben erfechten,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage sich kühn in den Sturm.
Nur ungewöhnliche Kraft darf nach Ungewöhnlichem streben.
(Körner.)

Auf des Lebens kurzer Reise
Sei uns Mut das Losungswort;
Nur durch Mut gelangt der Weise
In der Ruhe sichern Port.

Was macht den Mann?
Geschicklichkeit zu möglichst vielem;
Zufriedenheit mit möglichst wenigem;
Entschlossenheit zu allem. (J. Müller.)

5. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

a. St. Meinrad; Mardochäus und Haman; Entdeckung von Verbrechen durch merkwürdige Zufälle: Rebhuhn, Hund, Katze rc. rc. Husar in Neisse; — Meister Niklas von Chamisso. Kraniche des Ibykus.

b. Es sei übel oder gut,
Was im Finstern jemand thut
Und was im Herzen wird erdacht,
Das wird noch all' an's Licht gebracht.
(Freidanks Bescheidenheit).

Lüge, wie sie schlau sich hüte,
Bricht am Ende doch das Bein;
Kannst du wahr nicht sein aus Güte,
Lern aus Klugheit wahr zu sein. (E. Geibel.)

6. Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg; Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

a. Gleichnis: Jener Mönch, welcher Abends immer sehr abgespannt war, weil er „zwei Falken zu zähmen[1]), zwei Hasen aufzuhalten[2]), zwei Sperber abzurichten[3]), einen Lindwurm zu bezwingen[4]), einen Löwen zu bändigen[5]) und einen Kranken zu pflegen habe[6]).

[1]) Die Augen, [2]) die Füße, [3]) die Hände, [4]) die Zunge, [5]) das Herz, [6]) der Leib.

b. Beispiele: Der Ritter Deodat Guzon auf Rhodus (sein Kampf mit dem Drachen nach Schiller). Peter von Szapar und Hansa Bei. (Ersterer in des letzteren Gefangenschaft, sehr er=

niedrigend behandelt ꝛc. Später letzterer in Szapars Gewalt: frei gegeben ohne ein hartes Wort.) Ludwig XVI. auf dem Schafotte.

c. Zeugnisse: Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer der Weltbezwinger,
Tapferer, wer sich selbst bezwang. (Herder.)

Wer sich selbst besiegt, hat den größten Feind bezwungen:
Wer sich siegreich selbst bekriegt, hat den schwersten Sieg errungen.

Vergilt nicht deinem Feind, ob er dir Böses thu',
So überwind'st du dich und deinen Feind dazu. (Rückert.)

7. Nichts ist so schwer zu ertragen
Als eine Reihe von guten Tagen. (Goethe.)

a. Die reichsten und mächtigsten Völker des Altertums, besonders die Römer. So auch Spanien, als es durch die Entdeckung Amerikas ꝛc. reich geworden war.

b. Der Kranz des Lebens will auch dunkle Blätter haben.

„Ist nicht ein ungestörtes Glück
Viel schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrigste Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?" (Gellert.)

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen:
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben." (Schiller.)

8. Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

Christus am Kreuze.

a. Kaiser Heinrich I. (gegen Burkard von Schwaben und Arnulf von Bayern.)

Albrecht V., der Großmütige von Bayern.

Der Husar von Neisse. v. Hebel.

b. Verzeihe deinem Feind, ob er dir Böses thu'
So überwind'st du dich und deinen Feind dazu.
(Fr. Rückert.)

Die Rach' ist eine Lust, die währt wohl einen Tag;
Die Großmut ein Gefühl, das ewig freuen mag.
(Fr. Rückert.)

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich selber überwindet. (Paul Flemming.)

9. Aufgaben zur freien Bearbeitung.

1. Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten. (Schiller.)
2. Gefährlich sind des Ruhmes hohe Bahnen.
3. Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum:
Es wünschet dich enthaltsam: folge stumm. (Goethe.)
4. In müß'ger Weile schafft der böse Geist. (Schiller.)
5. In einer Stunde streckt man einen Baum zur Erden,
Der hundert Jahre hat gebraucht, um groß zu werden.
(Fr. Rückert.)
6. Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend wälzt sichs um und um;
Ist mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen fest und stumm.
(Wilh. Müller.)
7. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. (Sch.)
8. Edel bleibt das edle Gestein und läg' es im Staube;
Flög' er zum Himmel empor, bleibt doch der Staub, was er ist. (Herder.)
9. Es ist ruhmvoller, sich erheben, als niemals gefallen zu sein.
10. Der Schule wähne niemals dich entwachsen,
Sie setzt sich durchs ganze Leben fort.

B. Musterbeispiele von Abhandlungen und Belehrung über dieselben.

a. Abhandlung in gebundener Form.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle,
Weit außer sich in wilder Lust:
In sich trägt er den Himmel und die Hölle,
Und seinen Richter in der Brust. (Goethe.)

Disposition.

I. Einleitung: (Vom Allgemeinen, welches hier das Gegensätzliche ist, ausgehend). Die meisten Menschen suchen das Glück in äußerlichen Dingen.

(Dies wird im einzelnen ausgeführt):

a. Reichtum.
b. Pracht in Kleidung, Wohnung, Einrichtung.

Ausführung.

I. Keine Beobachtung ist leichter unter den Menschen zu machen, als daß die meisten ihr Glück in Dingen suchen, die außer ihnen liegen und die nur einen sinnlichen und materiellen Wert in sich tragen, und daher ist das Streben und Jagen nach solchen Dingen ein fast allgemeines.

Da sucht der eine sein ganzes Lebensziel und sein Vergnügen darin, seine Geldsäcke zu füllen und Kapital auf Kapital zu häufen, ohne daß er nur den geringsten Gebrauch davon macht; der Andere sucht es in der Pracht; sein Haus, seine Möbeln, seine Kleider, seine Gärten, alles soll ausgesucht, alles prächtig sein und es ihm niemand seines gleichen nachmachen können. Er schafft sich die schönsten Karossen an, putzt seine Bedienten am

c. Reisen.

schönsten heraus, gibt große Gastmähler: alles nur, um die Pracht seiner Einrichtung zu zeigen und vor anderen damit zu glänzen. Noch ein anderer sucht sein Vergnügen darin, die schönsten Länder der Erde, die berühmtesten Hauptstädte kennen zu lernen.

d. Ehre und Ansehen.

Wieder ein anderer strebt danach, nur immer höhere Staffeln der Ehre und des Ansehens zu erreichen, nur mit den Vornehmsten und Angesehensten zu verkehren;

e. Sinnengenuß.

noch ein anderer strebt nur nach dem, was die Sinne befriedigt: ausgesuchte Speisen und Getränke, Zerstreuungen und Vergnügungen, kurz, materielle Genüsse und Wollust aller Art, darauf geht all sein Sinnen und Trachten; dazu verwendet er alle seine Mittel.

f. Ruhe und behaglicher Lebensgenuß.

Wieder einem andern geht nichts über ungestörte Ruhe und behaglichen Lebensgenuß; alles, was einen solchen Zustand stören könnte, meidet er, und sein ganzes Streben geht darnach, nicht aus seinen gewöhnten, wenn auch an sich nicht verwerflichen Genüssen und Bequemlichkeiten aufgestört zu werden.

I. 2. Großer Übergang.
a. Zugeständnis.

Man kann zugeben, daß in den vorstehend aufgeführten Gegenständen und Genüssen viel Angenehmes für den Menschen liegt.

Allerdings muß man zugeben, daß es eine hübsche Sache ist, wenn man einen gefüllten Geldbeutel und so manches Kapital für ungünstige Zufälle im Rücken hat; daß es gar angenehm ist, hübsche Sachen um sich zu haben und nicht bloß auf gemeine Befriedigung der allernotwendigsten Bedürfnisse angewiesen zu sein; daß es gar vergnüglich, belehrend und bildend ist, fremde Länder besuchen und die Merkwürdigkeiten der Natur, die Sitten fremder Nationen kennen zu lernen, und man muß zugeben, daß es mit zu den größten Vorteilen im Leben gehört, Ehre und Ansehen zu genießen, einflußreiche Stellungen zu erreichen oder die Höchstgestellten im Staate zu Bekannten und Freunden zu haben.

b. Entgegnung. Doch wäre es ein großer Irr-

Dennoch würde der schwer irren, der da meinen wollte, daß der Mensch durch

tum, wenn man da ein volles Glück und dauernde Befriedigung zu finden glaubte. Solches können nur die inneren Güter gewähren.

II. Beweisführung. (Diese hat festzustellen, welches die Merkmale des wahren Glückes sind und dann nachzuweisen, daß diese nicht den oben aufgezählten äußeren, sondern nur den inneren Gütern zukommen).

1. a. Das wahre Glück muß dauernd sein, darf uns nicht willkürlicher Weise entrissen werden können.

b. Reichtum, Ehre vor den Menschen u. s. w. können uns aber leicht entrissen werden.

c. Dagegen die inneren Güter: Treue, Weisheit, Tugend sind unentreißbar.

diese und andre ähnliche Vorzüge und Genüsse im Leben sein Glück und seine Befriedigung erreichen und bewahren könnte.

Vielmehr vermag er dies nur durch den Erwerb von innern Gütern, von Gütern der Seele und des Geistes, wie dies die vorstehende Sentenz von Goethe so schön ausdrückt. Und daß und warum dies der Fall ist, dies wollen wir in dem Folgenden zu begründen suchen.

II. 1. a. Was den Namen eines wahren Glückes mit einigem Rechte führen soll, darf selbstverständlich nicht so beschaffen sein, daß es uns in willkürlicher Weise in jedem Augenblicke entrissen werden kann. Denn ein so leicht entreißbares Glück müßte ja seinen Besitzer notwendig täuschen und also ein unwahres sein. b. Nun sind aber alle jene vorgedachten Güter, weil sie als bloß äußerliche entweder im Genusse uns gleichgültig ja wertlos werden, oder weil sie uns jeden Augenblick entrissen werden können und uns in dem Gefühle dieser Unsicherheit an unsere eigene Schwäche erinnern, durchaus keine wahren Güter.

c. Wahre Güter sind nur die inneren Güter zu nennen, d. h. die sittlich-geistigen Schätze, weil sie niemals aufhören, weil sie ihrer Natur nach uns durch keine widrigen Zufälle entrissen werden können, und weil sie uns außerdem noch das Zeugnis eigener Würdigkeit geben.

Wer kann uns z. B. die Treue, die wir gegen Personen oder Dinge und Zustände bewahren, entreißen oder vernichten? Wer die Weisheit; wer das Bewußtsein des Guten; wer die Liebe und das Wohlwollen; wer die geistige Erkenntnis, mit der wir den Zusammenhang alles Endlichen mit dem Unendlichen und Ewigen anschauen? Alle diese Güter wohnen und

wachsen unvertilgbar in unsrer Brust, sie dauern über dies zeitliche Leben hinaus und sind also, indem sie uns zugleich das Bewußtsein des Edlen und Würdigen geben, allein wahre Güter und schließen allein ein wahres Glück in sich.

2. a. Das wahre Glück muß uns innere Befriedigung gewähren und bei Not und Prüfungen uns eine Stütze sein.

2. a. Was den Namen eines wahren Glückes nur einigermaßen als gerechtfertigt tragen soll, muß nicht nur überhaupt unentreißbar sein, sondern uns auch *fortdauernd* und *wachsend eine innere Befriedigung gewähren* und *uns* in Tagen der Prüfung und Not *eine sichere Stütze sein.*

b. Jene äußeren Güter befriedigen uns für die Dauer nicht nur nicht, sie bewirken sogar oft Leere, Öde, ja Lebensüberdruß in unserm Innern.

b. Alle jene vorgedachten Güter vermögen aber weder das eine noch das andere, und wenn sie unsern Sinnen noch so sehr schmeicheln, unsere Phantasie beleben und unterhalten, unser stolzes Selbstgefühl noch so sehr steigern: alles dieses Wohlgefühl stumpft sich nicht nur immer mehr ab, sondern läßt eine immer größere Leere und Öde in unserm Innern zurück, die sich nicht selten bis zum schrecklichsten Lebensüberdruß steigert. Noch viel weniger vermögen sie aber in Widerwärtigkeiten, denen doch kein Mensch entgeht, in Leiden und Unglück ein Trost und eine Stütze zu sein, ja sie haben uns vielmehr verwöhnt und uns zur Ertragung von Übeln unfähig gemacht, oder erschweren uns diese zum wenigsten sehr.

c. Nur die inneren Güter gewähren uns Befriedigung, Wärme, Trost.

c. Jene inneren Güter dagegen: die Treue, die Liebe, der Glaube, die Weisheit, die Erkenntnis und dergl., welche innige und tiefe Befriedigung und Wärme geht nicht von ihnen aus, und welcher Stab und Trost sind sie uns nicht in Tagen des Leidens und der Prüfung?

3. a. Das wahre Glück muß uns der Erfüllung unserer — Bestimmung immer näher bringen.

3. a. *Was den Namen eines wahren Gutes mit irgend einen Rechte führen soll, das muß* uns nicht nur bleibend sein und innere Befriedigung gewähren, sondern *uns drit-*

tens auch veredeln und vervollkommnen und uns der Erfüllung unsrer menschlichen oder vielmehr göttlichen Bestimmung auf Erden näher zu bringen imstande sein. Denn wie dürfte das ein Gut oder gar ein Glück genannt werden, das uns sittlich und geistig schwächt oder gar verschlechtert, und das nicht durch seinen Besitz zugleich ein Mittel wird, uns unsrer höheren Bestimmung auf Erden näher zu führen?

b. Die materiellen und äußeren Güter bringen uns von unseren Ziele nur ab und erschweren uns dessen Erreichung.

b. Sicherlich aber wird der, welcher lange Zeit im Genusse zeitlicher Güter ist, verwöhnt und zwar um so mehr, je sinnlicher sie sind; seine Gedanken werden mehr und mehr von dem Ewigen abgezogen und seine sittliche Kraft dadurch geschwächt; ja noch viel häufiger wird sein Herz für die Liebe zu den Mitmenschen verhärtet, sein Geist verdunkelt und sein Wandel befleckt, und er also durch deren Besitz nicht nur nicht vervollkommnet und veredelt, sondern im Gegenteil in den Staub gezogen und sittlich verderbt: daher der biblische Ausspruch, es sei schwer, daß der Reiche ins Himmelreich komme.

c. Dagegen bewirken die inneren Güter, daß man seine Gedanken mehr und mehr abwendet vom Vergänglichen und sie mehr und mehr richtet auf das Höhere, so daß man erstarkt in sittlicher Kraft und an guten Werken.

c. Umgekehrt dagegen wird der, welcher im Besitze von inneren Gütern, wie des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Erkenntnis und Weisheit und dergl. ist, je länger er sie besitzt und gebraucht, auch seine Gedanken und Bestrebungen immer mehr von dem ablenken, was bloß zeitlich und vergänglich ist, und danach sein ganzes Thun und Leben einrichten; er wird dadurch immer mehr erstarken in sittlicher Kraft und zunehmen an Tugend und an guten Werken und so also immer edler, vollkommner und reifer werden für seine himmlische Bestimmung, und das Bewußtsein dieses inneren Wachstums wird ihm Belohnung sein für seine Tugend.

III. Schluß. (Kleiner Übergang, Schlußüber-

III. a. Niemand wird nach allem diesem glauben dürfen, daß er sein wahres Glück

gang.) Zusammenfassung der Beweise in einem Gesamtschlusse.

Man kann demnach das wahre Glück nur im Ausbau des Innern, d. i. in sittlicher und geistiger Tüchtigkeit finden.

b. Beschränkung oder Entgegnung (Zurückgreifen auf die Einleitung.)

Die äußeren Güter sind allerdings nicht wertlos, ja ein bescheidenes Maß ist sogar nötig zum Lebensglück.

c. Abschluß.

Aber verwerflich ist das bloße Jagen nach solchen Gütern.

Man soll diese vielmehr als Mittel zur Erreichung des höheren Zweckes betrachten und anwenden, beim Mangel derselben den Besitzenden nicht beneiden, sondern seinen Trost in den höheren Gütern finden.

anders als in dem Ausbau seines Innern, d. h. in der Erwerbung sittlicher und geistiger Güter suchen und finden könne.

b. Und wenn auch allerdings der Besitz äußerer Güter unser irdisches, ja selbst unser inneres Wohlsein bedeutend erhöhen kann, ja ein bescheidnes Maß davon, das bei einem wohlgeordneten Leben schwerlich ausbleiben kann, dazu sogar nötiget, so bleibt es doch unumstößlich wahr, daß der Mensch weder durch ein hohes Maß äußerer Güter, noch durch einen gesteigerten sinnlichen Genuß des Lebens, sondern lediglich durch den Erwerb innerer oder sittlich-geistiger Güter sich wahres Glück verschaffen kann.

c. Thöricht ist daher das blinde Haschen und Jagen der Menge nach äußeren Gütern und Genüssen: vielmehr sollen wir vor allem uns innere Güter als der einzigen Quelle wahren Glückes und wahren Genusses zu erwerben suchen.

Wem aber ohne sein Zuthun solche äußere Güter reichlich zugefallen sind, der soll sie nicht verachten und von sich werfen, sondern sie, wie der kluge Haushalter im Evangelio, als Mittel zur Erwerbung von inneren Gütern gebrauchen und sich nicht von ihnen zur Erde herabziehen lassen. Wer dagegen von solchen entblößt ist, soll andre nicht drum beneiden, sondern bedenken, daß die Quelle wahren Glückes auch für ihn strömt und daß er im Besitze eines solchen reicher ist als jene.

b. Musterbeispiele von Abhandlungen in freier Form.

1. Welche Umstände beförderten bei den Phöniziern Schiffahrt und Handel?

(Erläuternde Abhandlung.)

Disposition.	Ausführung.
I. a. Einleitung: Verschiedenheit der Bestrebungen, nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei ganzen Staaten und Nationen.	I. a. Sowie die Neigungen und Bestrebungen der einzelnen Menschen verschieden sind, wie der eine an dem Gefallen und Vergnügen findet, was der andere verabscheut und meidet, so finden wir diese Verschiedenheit der Bestrebungen auch bei größeren Verbindungen der Menschen; bei Familien tritt sie deutlicher hervor, als bei dem einzelnen, und im großartigsten Verhältnisse erscheint sie uns bei den großen Familien, deren Mitglieder, wenn auch nicht durch die Bande der Verwandtschaft, doch durch die Gemeinschaft der Gesetze und Sprache mit einander verbunden sind: bei Staaten, bei Nationen.
Nachweis dessen aus der Geschichte der Griechen und Römer.	Schon bei den ältesten Völkern finden wir die Verschiedenheit der Bestrebungen deutlich ausgeprägt; so sehen wir, wie die Lieblingsneigung der Griechen in der Beschäftigung mit den schönen Künsten bestand; wie die Römer fast ausschließlich im Kriege ihr Vergnügen fanden, und ihr Bestreben nur darauf gerichtet war, ihr Reich auszudehnen und ihr Volk mächtig und berühmt zu machen.
b. Überleitung. Außer den Griechen und Römern	b. Neben den Griechen und den Römern fesselt ein anderes Volk des Alter-

nimmt noch besonders ein Volk unsre Aufmersamkeit in Anspruch, das der Phönizier, welches durch Schiffahrt und Handel berühmt geworden.

tums unsere Aufmerksamkeit, welches sich nicht sowohl durch Gelehrsamkeit, kriegerische Thaten und Größe, als vielmehr durch Erfindungen, Betriebsamkeit, Schiffahrt und Handel auszeichnete. Dies sind die Phönizier. Denn ihre Schiffahrt war so ausgedehnt, ihr Handel so ausgebreitet und blühend, daß es fast kein Volk gab, mit welchem sie nicht verkehrten und in Handelsverbindung standen. Durch Karavanen beförderten sie ihre Waren zu Lande, und reich belastete Schiffe liefen beständig von der phönizischen Küste aus, um die Erzeugnisse dieses Landes andern Völkern zuzuführen, oder landeten, mit dem Reichtume fremder Nationen beladen, in den geräumigen Häfen, womit die Küste dieses Landes so reichlich versehen war.

II. Durchführung: Welche Umstände beförderten bei den Phöniziern Schiffahrt und Handel?

1. a. Die Lage des Landes am Meere,

II. Welche Umstände aber waren es, die den Handel und die Schiffahrt dieses Volkes zu einem solchen Gipfel der Blüte erhoben?

1. a. Schon die Natur schien dieses Land für ein handeltreibendes Volk geschaffen zu haben; denn Phönizien war ein schmaler Küstenstrich am mittelländischen Meere, und seine zahlreichen Buchten und Häfen verhießen eine sichere Zufluchtsstätte für die Schiffe.

b. die Unfruchtbarkeit des Bodens und

b. Zudem war das Land sehr unfruchtbar; denn Früchte konnten weder an der sandigen Küste, noch im Innern des Landes, welches ganz von waldigen Gebirgen durchzogen war, gedeihen, und der Ertrag des Feldes reichte nicht hin, die Bewohner zu ernähren.

c. die Nachbarschaft mächtiger Staaten, welche der Thätigkeit der Phönizier nur die Seeseite offen ließen.

c. Und von allen Seiten von mächtigen Staaten begrenzt, waren sie außer Stand gesetzt, sich weiter auszubreiten oder neue Wohnplätze zu suchen. Daher blieb ihnen noch als einzige Erwerbsquelle das Meer übrig, und dieses mußte geben, was das feste Land versagte. Anfangs suchten sie

α. Fischerei.

ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, und so kam es, daß sie allmählich mit dem Elemente vertrauter wurden, durch welches sie sich später den Weg zu den größten Reichtümern der Erde bahnen sollten. Doch bald genügte ihnen dieser

β. Seeräuberei.

Ertrag nicht mehr. Aus Fischern wurden sie Seeräuber. Sie überfielen in ihren noch so mangelhaften Fahrzeugen die benachbarten Inseln und Küsten und kehrten immer mit reichlicher Beute beladen heim. Diesen Erwerbszweig fanden sie weit einträglicher und bequemer, als das mühsame Fischen, welches ihnen einen nur dürftigen Unterhalt gewährte.

2. Ihre Beschäftigung und allmähliche Entwicklung auf dem Meere. Sie wurden aus Seeräubern zu Kaufleuten.

2. Um nun ihre neue Beschäftigung weiter auszubreiten und ihr mit mehr Sicherheit nachgehen zu können, hielten sie es für notwendig, sich mit größeren Fahrzeugen zu versehen, zu denen der waldreiche Libanon das trefflichste Bauholz lieferte. Mit diesen wagten sie sich weiter auf das Meer hinaus, und bald war kein Ort so fern und entlegen, den nicht die Phönizier mit ihren schnellen Schiffen zu befahren wagten. Dadurch, daß sie immer auf dem Meere umherkreuzten, selbst größere Fahrzeuge angriffen und wegnahmen, wurden sie bald mit demselben so bekannt, daß sie ohne Kompaß mit der größten Sicherheit die entlegensten Gegenden zu finden imstande waren. Diese genaue Kenntnis des Meeres kam ihnen gut zu statten, als sie allmählich von der Seeräuberei abließen und ihren Vorteil auf eine friedlichere Weise suchten, nämlich dadurch, daß sie die Produkte fremder Länder gegen die Erzeugnisse ihres Landes eintauschten und aus Seeräubern Kaufleute wurden.

3. Anlegung von Kolonien, veranlaßt durch Auswanderung infolge Übervölkerung und innerer Unruhen.

3. Dieser Handel, anfangs gering und unbedeutend, entwickelte sich mit der Zeit so sehr, daß er sich bald über die ganze damals bekannte Erde erstreckte. Derselbe wurde noch besonders gefördert und gehoben durch die Anlegung von Kolonien.

Sowohl allzu große Menschenmenge, als auch innere Unruhen, wie sie in einem Staate, wie Phönizien, wo fast jede Stadt einen eigenen Staat bildete, häufig vorkamen, zwangen einen Teil der Bewohner, ihr Vaterland zu verlassen und sich ein neues zu gründen. Um nun den Verkehr mit der Mutterstadt beibehalten und ihre bisherige Lebensweise fortsetzen zu können, wählte man sich zur Anlegung von Städten solche Gegenden, welche zu diesem Zwecke besonders geeignet waren.

Durch diese Kolonien wurde der Handel der Mutterstadt bedeutend erweitert.

So wurde durch diese Kolonien, deren es bald eine große Anzahl gab, der Handel auf eine nicht unbedeutende Weise erweitert, indem die Waren der Phönizier nicht nur einen besseren Abgang fanden, sondern diese auch in den Stand gesetzt wurden, sich mit den kostbaren Produkten ihrer Pflanzstädte zu versehen, in deren Häfen die Schiffe der Mutterstadt, wenn sie von langen Fahrten zurückkehrten, Schutz und gastliche Aufnahme fanden.

4. Betriebsamkeit und Erfindungsgeist d. Phönizier.

4. Doch bei allen diesen Umständen, welche den Handel so sehr beförderten, würden die Phönizier denselben nicht so ausbilden und zu einer solchen Blüte haben erheben können, wenn sie sich damit begnügt hätten, nur im Umtausche mit den Erzeugnissen fremder Völker ihren Vorteil zu suchen und so den Hauptgewinn in deren Händen zu lassen.

a. Ihre vortrefflichen Arbeiten, besonders Purpur.

a. Allein mit ihrer Handelslust und mit ihrer Vorliebe für die Schiffahrt verbanden sie Betriebsamkeit und Erfindungsgeist; ihre Arbeiten galten im Auslande für die besten, und der phönizische Purpur war wegen seiner Vorzüglichkeit sprichwörtlich geworden.

b. Ihre Erfindungen: Buchstabenschrift, Rechenkunst, Glasbereitung.

b. Überdies waren sie die Erfinder von manchen Künsten, die zur Vervollkommnung der Schiffahrt, sowie zur Ausbreitung des Handels wesentlich beitrugen. So wird ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zugeschrieben, durch deren Anwendung sie mit größerer Leichtigkeit ihre Geschäfte betreiben und ihre

5. Überleitung zum Schluß: Höchste Blüte des phönizischen Handels und der phönizischen Schiffahrt im Altertum.

Reichtümer verwalten konnten; auch sollen sie es gewesen sein, welche das Glas erfunden haben; wenigstens machte dieses lange Zeit, da sie allein die Bereitung desselben kannten, einen Hauptbestandteil ihres Handels aus.

Von so vielen günstigen Umständen befördert, erhob sich sowohl die Schiffahrt als auch der Handel der Phönizier zu einer seltenen Blüte und erlangte eine solche Großartigkeit und Ausdehnung, daß ihnen hierin fast kein Volk des Altertums zur Seite gestellt werden kann.

III. Schluß. Über dem allzu großen Trachten nach Schätzen und Reichtümern wurde die Regelung und Befestigung des Staates allzu sehr vernachlässigt. Daher baldiger Untergang desselben.

III. Allein wie der Mensch, der mit allzu heftigem Verlangen eine Sache zu erreichen strebt, seine übrigen Angelegenheiten mehr oder minder zu vernachlässigen pflegt, so vergaßen auch die Phönizier über dem zu eifrigen Trachten nach Schätzen und Reichtümern die Sorge für die Befestigung und Sicherung ihres Staates, und so kam es, daß sie, nicht imstande, ihr Gebiet gegen die Angriffe feindlicher Völker zu schützen, im Kampfe mit kriegerischen Nationen ihre Unabhängigkeit verloren.

(J. Venn.)

---

2. Die Sprache des Winters.

(Betrachtende Abhandlung.)

Disposition.

I. *Jede Jahreszeit predigt uns von dem Schöpfer und verkündet uns tiefe Wahrheiten.

a. Der prächtige Frühling weist uns hin auf den Herrn, der nach dem harten Winter die Freuden des Lenzes sendet.

Ausführung.

I. Jede Jahreszeit predigt uns die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers und redet eine Sprache, welche dem menschlichen Gemüte sehr verständlich ist und tiefe Wahrheiten verkündet.

a. So ruft der Frühling in seiner Pracht uns zu: „Gedenke des Herrn, der nach dem kalten, unfreundlichen Winter mich wieder den Menschen sendet, der die Wälder und Wiesen aufs neue mit frischem

*) I = Einl. II. = Durchf. III = Schluß.

Grün schmückt und die schönen Blumen aus dem Schoße der Erde hervorruft."

b. Der gabenreiche Sommer fordert uns auf zum Danke gegen den Spender des Segens.

b. Der Sommer mit seinen reichen Gaben spricht zu uns: „Danke dem Herrn und preise ihn. Er hat die Felder mit wogendem Getreide bedeckt und die Weinberge und Obstbäume gesegnet, daß sie eine reiche Ernte bringen."

c. Der Herbst mahnt uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

c. Der Herbst mahnt uns durch das Welken und Fallen der Blätter an die Vergänglichkeit der Natur und des Menschen und an unsere Abhängigkeit von Gott.

II. Die Sprache des Winters.

II. Aber auch der ernste Winter ruft uns manches Beherzigenswerte zu.

1. Die Natur im Winter, besonders ihre Stille; Sie scheint in Schlaf versunken zu sein.

1. Die Erde kleidet sich in ein weißes Gewand; Schneeflocken wirbeln durch die Luft; rauhe Stürme brausen durch die öde Natur und nehmen den Bäumen die letzten vertrockneten Blätter.

Der sonst immer so lustig plätschernde Bach ist jetzt in einen Eispanzer gehüllt, und nur leise klagend fließt er unter der Eisdecke dahin. Nur hier und da piept noch ein Vögelein und sucht in dem Schnee seine spärliche Nahrung. Die ganze Natur scheint zu schlafen, und ihre Wirksamkeit aufgehört zu haben.

Aber das Gute gedeiht im Stillen.

Aber das Gute gedeiht auch im Stillen.

Unter dem Schnee entwickeln sich die künftigen Saaten.

Tief unter dem Schnee liegen im Erdboden zahlreiche Samenkörnlein, keimen und entwickeln sich, ohne daß wir es merken, bis im Frühling der laue Wind die Schneedecke wegschmilzt und der warme Sonnenstrahl sie zu freudigem Leben weckt.

So wächst auch mancher tüchtige Mensch aus der Stille und Niedrigkeit auf.

So geht es auch im Menschenleben. Mancher, später berühmte Mann, wuchs in der Stille und Niedrigkeit unter dem Einfluße treuer und frommer Eltern auf.

Beispiel: Der Heiland selbst.

Selbst unser Heiland war der Pflegesohn eines armen Zimmermannes und brachte seine Jugend in stiller Zurückgezogenheit zu; und doch hat ihm Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

2. Auf die rauhen Stürme

2. Nicht immer toben die Stürme; nicht

des Winters folgt die Wonne des Frühlings.

immer schneit's und friert's; nicht immer trauert die Erde.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muß doch Frühling werden. (Em. Geibel.)

Ja, auch auf das längste Winterleid folgt der freundliche Frühling mit seinem frischen Grün, seinen lieblichen Blüten und seiner wonnigen Luft.

So folgt auch im Menschenleben auf Leid wieder Freud.

So folgt auch im Menschenleben auf Leid wieder Freud. Auf die Tage des Schmerzes, des Kummers und der Sorgen folgen wieder tröstliche, ja fröhliche Stunden, Tage des Segens und des Glücks.

Darum sollen wir im Unglück die Hoffnung nicht sinken lassen.

Darum sollen wir auch im größten Unglück nicht verzagen, sondern unsere Hoffnung auf den Herrn setzen. Er wird nach seiner Weisheit alles herrlich zu seiner Zeit hinausführen, und wenn das Mißgeschick gar nicht von uns weichen wollte, so sprechen wir mit dem frommen Paul Gebhardt:

„Bald bricht der Tag der Freude, des ewigen Lebens an."

3. Der Winter mahnt uns zum Wohlthun gegen Arme und Notleidende.

3. Mehr als jede andere Jahreszeit fordert der Winter uns zur Barmherzigkeit auf und mahnt uns an das Schriftwort. „Selig sind die Barmherzigen."

Die Not im Winter.

Wie viele unsere Mitmenschen leiden im Winter durch Hunger und Kälte! Wie viele, welche im Sommer hinreichend Beschäftigung fanden, sind im Winter ohne Arbeit und Verdienst, so daß selbst fleißige Familien in Not geraten.

Diese fordert uns auf, zur Unterstützung der Bedürftigen.

Darum sollen wir, wenn uns Überfluß beschert ist, an unsere leidenden Mitbrüder denken und sie nach Kräften unterstützen. Wir sollen eine Befriedigung darin suchen, die Thränen der Bekümmerten zu trocknen und die Not der Dürftigen zu lindern. Dann erst handeln wir als gute Menschen und erfüllen das Gebot der allgemeinen Nächstenliebe.

III. Mahnung, die Sprache des Winters nicht zu überhören, sondern zu befolgen.

III. Wahrlich, es ist eine eindringliche Sprache, die der Winter zu uns redet, und es sind erhebende Ermahnungen, die er uns verkündet. Lassen wir diese nicht unbeachtet, sondern streben wir, sie getreulich zu befolgen.

(Nach Normann: Materialien zu deutschen Stilübungen.)

---

3. Dem Menschen steht das Recht über das Leben der Tiere zu.

(Beweisende Abhandlung.)

Disposition.

I. Der Mensch betrachtet sich als den Herrn über Leben und Tod der Tiere. Ist er hiezu berechtigt oder nicht?

II. A. (Gegenteil.) a. Wenn man sieht, wie der Mensch mit den Tieren verfährt, möchte man dieses Recht bestreiten. Denn er quält sie oft zwecklos.

b. Auf das Recht des Stärkeren darf er sich auch nicht berufen; warum nicht?

c. Ebenso wenig kann dieses Recht daraus abgeleitet werden, daß der Mensch der Nahrungsmittel aus dem Tierreiche bedürfe.

Ausführung.

I. Jedem fühlenden Beobachter ist es vielleicht aufgefallen, daß der Mensch sich für den Herrn über Leben und Tod der Tiere ansieht. Es muß sich ihm hierbei die Frage aufdrängen, ob dieses Recht ein *genommenes*, oder ein *verliehenes* sei.

II. A. a. Wenn man betrachtet, wie der Mensch im allgemeinen mit den Tieren verfährt, so wird man fast verleitet, das erste zu behaupten. Wie oft werden sie selbst in seiner Pflege zwecklos gequält, wie oft auf Treib- und Gewaltjagden gehetzt und gemartert, wie oft auch in der Küche zur Befriedigung des Gaumens mit erfinderischer Grausamkeit getötet!

b. Man sagt, der Mensch sei den Tieren überlegen, er dürfe thun, wozu er Macht habe, und da ihm diese Macht verliehen sei, so sei ihm auch ihre Ausübung verliehen. Dürfte der Mensch thun, wozu er Kräfte hat, welcher Schwächere könnte noch neben dem Stärkeren bestehen?

c. Eben so mißlich stünde es um die Herrschaft des Menschen über die Tiere, wenn sie auf die Meinung sich stützte, daß die Nahrung aus dem Tierreiche seiner Natur angemessener sei, als die aus dem Pflanzenreiche. Leben doch vielleicht

Millionen Indier aus Religionsgrundsätzen bloß von dem, was die Natur an Gewächsen hervorbringt, und die Zahl derer, die bei dieser Art sich nähren und ein hohes Alter erreichen, ist vielleicht noch größer, wenigstens gewiß nicht kleiner, als bei den Europäern, die, wer weiß welch ein Opfer zu bringen vermeinen, wenn sie auch nur einen Tag, bloß der Fleischspeisen warmblütiger Tiere sich enthalten.

B. (Begründung.) Es muß andere Gründe zu dieser Herrschaft über die Tiere geben. Diese sind:

B. Wenn nun alle diese Gründe teils zu viel, teils zu wenig beweisen, so muß es andere Quellen geben, aus welchen die Beweise für das Recht der Menschen über die Tiere geschöpft werden können. Diese Quellen sind die Haushaltung der Natur und die Notwehr.

1. Der Haushalt der Natur — die allgemeine Naturordnung, nach welcher die vollkommenen Organismen nur durch die schwächeren bestehen, mithin sich dieser um ihrer eigenen Existenz willen bemächtigen dürfen. Ein Vorzug, der den Tieren verliehen ist, kann dem Menschen nicht versagt sein.

1. Wir bemerken, daß die minder vollkommenen Tiere in einem weit größeren Verhältnisse sich vermehren, als die vollkommenen, und jene daher in weit größerer Zahl vorhanden sind, als diese. Wir bemerken ferner, daß die stärkeren mit ihrem inneren und äußeren Organismus zugleich den Trieb empfangen haben, sich der schwächeren zu bemächtigen. Der unendlich weise Urheber der Natur wies ihnen hiermit selbst ihre Nahrungsart und das Recht zu derselben an. Denn schuf er sie mit dieser Einrichtung, so wollte er ja auch, daß sie derselben gemäß bestehen. Was er aber den Tieren verlieh, deren einzelne Gattungen nur enge Erdbezirke zum Aufenthalt erhielten, das kann er den Menschen, denen er alle Weltgegenden, auch die gewächslosen, zur Bewohnung übergab, nicht versagt haben. Stünde ihnen jenes Recht nicht zu, wie könnten sie am eisigen Pol ihr Dasein fristen?

2. Das Recht der Notwehr im Kampfe um die Existenz. Dürfte der Mensch die Tiere nicht ums Leben bringen, so wäre die Tier=

2. Welch ein Zustand wäre dem Menschen bestimmt, wenn der Tiger, der Kondor ihn anfallen, er aber gegen diese Blutgierigen keine Hand aufheben dürfte? Es handelt sich freilich selten um Verteidigung;

welt, und nicht der Mensch, Herr der Erde.

aber selbst wenn sie niemals nötig wäre, könnte sein Schicksal ohne jenes Recht nur ein sehr kümmerliches sein, könnte er nie zu jener Stufe der Ausbildung seiner Kräfte gelangen, um deren willen er geschaffen wurde. Wie viele Äcker müßten wüste liegen, wenn das Pferd, das Rind den Pflug nicht zögen? Wie beschwerlich, wie notdürftig und beschränkt wäre der Warentransport, wie mühselig und zeitraubend das Reisen, wenn man sich hiezu nicht der Tiere bedienen dürfte? Man kann dagegen nicht einwenden, daß nicht die Unterjochung der Tiere, sondern nur die Erlegung derselben für unrecht erklärt werde, denn ohne diese hätte jene schwerlich beginnen können. Da ferner die tierische Organisation weniger Krankheiten unterliegt, als die menschliche, so würde die Tierwelt bald in dem Maße sich vermehren, daß die Menschen keinen Platz mehr fänden, und die Folge sich ergeben, daß die Erde zum Wohnplatz der Tiere, nicht der Menschen bestimmt sei. 3. Es bleibt daher kein Zweifel übrig, daß das Recht der Menschen über das Leben der Tiere kein genommenes, sondern ein ihm von seinem Urheber verliehenes sei.

3. Widerlegung jener, welche den Tieren alle Leiden und Schmerzen des Todes ersparen wollten.

3. Es wird nach obigen Betrachtungen wenig Mühe kosten, die Meinung der Empfindsamen zu widerlegen, welche den Tieren alle Leiden und die Furcht vor dem Tode ersparen wollen. Allen Leiden werden die Tiere nie entgehen; auch sie stehen unter den Naturgesetzen, die gütig zwar so viel Wohlsein auf alle Geschöpfe verteilen, daß Übelsein nur in sehr kleinem Verhältnisse demselben gegenüber steht, aber allen Schmerz, gerade um der Freude willen, nicht entfernen konnten. Was sie ersparen würden, wenn auch der Mensch ihrer schonte, läßt ein Blick auf die Schwäche, die Kränklichkeit und das Elend des späten Alters erschließen. Die Tiere wissen so viel nicht von Furcht, wenn man sie zur Schlachtbank führt; der

Augenblick der empfangenen Wunde macht ihrem Leben ein Ende, und leiden sie auch länger, so ersetzt sich ihnen dieses dadurch, daß sie die Hinfälligkeit des Alters nicht zu ertragen haben.

III. Das Recht des Menschen über Leben und Tod der Tiere darf nicht mißbraucht werden.

III. Wenn nun Gottes unendliche Weisheit und Güte dem Menschen diese Gewalt verlieh, daß er seine Not abwehre und seine Ausbildung vollbringe, so darf er sie aber zu keinem anderen Zwecke mißbrauchen. Wer Tiere martert und quälet, sein verwildertes Herz zu vergnügen, grausam tötet, seine Gaumenlust zu erhöhen, entadelt seine Menschenwürde und strebt der Anordnung seines Urhebers entgegen.

Solcher Wildheit eines Menschen ist zur Strafe gesetzt, daß er edler Freuden der Menschlichkeit verlustig geht, und alle besseren Menschen ihn fliehen und verabscheuen müssen.

(Aus Hurtels Aufsatzlehre.)

---

4. Geringes ist die Wiege des Großen.

(Begründende Abhandlung.)

Disposition.

I. Man glaubt, Großes könne nur aus Großem entstehen; — allein auch aus scheinbar Geringem kann Bedeutendes hervorgehen und kleine Ursachen haben oft große Wirkungen.

Ausführung.

I. Nach den gewöhnlichen Berechnungen der Menschen kann nur aus Großem Großes entstehen, und wo bedeutende Erfolge hervortreten sollen, da müssen auch bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es ist wahr: nur nach der Ursache kann sich die Wirkung richten, und was in jener nicht liegt, kann nicht zum Vorschein kommen. Auch findet, wer einzig bei dem nächsten Grunde der Erscheinung stehen bleibt, gar oft, daß Glänzendes, Wichtiges, Ungewöhnliches, wo es geschieht, durch geräuschvolle Vorkehrungen eingeleitet und mit Anwendung und Aufbietung gewaltiger Mittel erhalten wird. Ja, oft sind alle solche Mittel zur Er-

(Beispiele aus der Natur als Überleitung — Funke — Wetterstrahl.)

reichung eines hohen Zweckes nicht einmal hinreichend. Oft ist bei allem Fleiß, bei aller Anstrengung der Erfolg am Ende nur — Kleinigkeit. Geschieht aber immer also? Ein zündender Funke ist genug, um Felsen und Mauern zu sprengen; würde man ihm das zutrauen, wenn man ihn noch nicht kännte? Ein Wetterstrahl fährt nieder, und die Habe des Fleißigen, die Frucht langer Mühe, vielleicht ganze Dörfer und Städte lodern in Flammen auf; würde man, wenn man ihn noch nicht kännte, im Wetterstrahl eine so verheerende Kraft ahnen? Auch scheinbar Ohnmächtiges dennoch und Geringes ist die Wiege des Großen. Wichtig ist es, auf diese Erscheinung im Leben zu achten; denn, sei auch unser Leben noch so fern von dem Schauplatze großer Ereignisse, selbst der einfachste, stille Lebensgang ist reich an Aufforderung zu ernsten Gedanken!

II. Durchführung:
1. Daß aus Geringem Großes hervorgeht, bezeugt die äußere Natur (Saaten, Eiche).

II. 1. Geringes ist die Wiege des Großen; dies bestätigt schon die sinnliche Natur. Hoffnungsreiche Saaten schießen auf in stolzer Fülle, wo das Auge vorher nichts bemerkte, als den Säemann, der vertrauend das Geringe und Unscheinbare ausstreute. Hoch in die Lüfte dringt mit seinem Gipfel der Eichbaum, und weit umher breiten seine tausend Arme Schatten aus; wie klein gleichwohl ist die Frucht, die ihn vor seiner Entwickelung umschloß! Was vermag der menschliche Leib, wenn er zu voller Reife und Kraft gediehen ist! Welche Arbeiten verrichtet, welche Massen bewegt, welche Gewalt offenbart er, und gleichwohl bezeugt des Neugebornen erster Laut Hilflosigkeit und Ohnmacht.

2. Dasselbe beweist die Entwickelung des Menschen nach der körperlichen und geistigen Seite.

2. Mit dem inneren Menschen ist es ebenso. Groß erscheint er uns mit Recht, wenn seine Gedanken in die Geheimnisse der Natur sich einen Weg bahnen, wenn sein Scharfsinn auch das Entlegenste findet, wenn seine Kenntnisse ein Tausend-

fältiges umfassen und gleichwohl sich immer noch vermehren, wenn sein Gemüt das Zarteste fühlt und das Härteste duldet, wenn sein Wille Neigungen besiegt und Leidenschaften bändigt. Groß erscheint uns also der Mensch. Wie aber, und durch welch ein Zusammentreffen innerer Ursachen, äußerer Anlässe, die oft das Auge nicht wahrnimmt?

3. Die Betrachtung der Lebensschicksale des einzelnen Menschen überzeugt uns von der Wahrheit des angeführten Satzes.

3. Ein Gleiches gilt von unsern Schicksalen. Auch da entsteht Großes aus Kleinem, und oft weiset keine Menschenhand den Weg nach, auf welchem man bis zu den Ereignissen der Anfänge gelangen kann, die sich jetzt durch unser Leben flechten. Saget nicht, mit vielen einzelnen aus der Menge ereigne sich nichts Großes. Was deinem Leben seine Gestalt gibt und in den Gang deiner Angelegenheiten entscheidend eingreift, das ist für dich groß, sei es immer für andere, was es wolle. Wie oft aber geht das nicht von entscheidenden Kleinigkeiten aus! Daß wir an diesem Orte wohnen, in diese Verbindung getreten sind, in diesem Berufe leben, hier unsere Wünsche erfüllt sehen, dort unsere Unternehmungen mißlingen, hier verlieren, und dort Glück haben, und daß gerade also, und nicht anders so manches, was uns wichtig ist, sich wendet, — wie oft liegt der Grund in etwas höchst Geringfügigem!

4. Beispiele aus der Geschichte (Joseph, — Moses).

4. Ein buntes Festkleid war der Grund zu Josephs nachherigem Schicksale, zu seiner Größe, zur Errettung seiner Familie vom Hungertode. Daß des ägyptischen Königs Tochter keinen Augenblick früher und später im Nilstrom badete, das veranlaßte die bessere Erziehung des im Schilfe ausgesetzten Säuglings Moses und die daran in der Folge sich anreihenden Führungen des Volkes Israel.

5. Noch klarer tritt diese Wahrheit in den Geschicken einzelner Völker und der ganzen Menschheit zu Tage.

5. Auch ein Blick auf das Allgemeine wird uns hinlänglich überzeugen, daß Kleines die Wiege des Großen ist. Ein unbedeutender Zufall, wie ihn die Welt

(Beweis aus der Geschichte: Die Verbreitung des Christentums.)

nennt, half nicht selten das Wichtige, das vielleicht lang vergebens Gesuchte entdecken; Erfindungen, welche auf die allgemeine Ausbildung unsers Geschlechts, auf die Bereicherung unserer Kenntnisse, auf die Vermehrung unsers Wohlseins den durchgreifendsten Einfluß hatten, verdanken fast immer einem kleinen, leicht zu übersehenden Umstande ihren Ursprung; zuweilen gab ein Wort, eine Meinung, eine Ansicht, eine Laune den Grund zu den folgenreichsten Auftritten, zu den bedeutendsten Veränderungen, zu den langwierigsten Kriegen. Wir dürfen uns nur die Geschichte unserer Religion vergegenwärtigen. Nur den Armen wurde anfangs das Evangelium verkündigt, das bestimmt war, die Herrscher und Beherrschten mit gleicher Gewalt zu fassen und Bettler und Könige in eine Herde zu verwandeln.

III. Der aufgestellte Satz ein Trost für diejenigen, denen große Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke fehlen.

III. Der durch Natur, Erfahrung und Geschichte bewahrheitete Satz: „Geringes ist die Wiege des Großen" mag zum Troste und zur Ermutigung derjenigen dienen, denen in Erreichung eines vorgesteckten hohen Zieles große Mittel mangeln; denn bescheidene Mittel, weise und richtig angewandt, lassen eher einen Erfolg hoffen als große Mittel, die nicht verständig benutzt und zu Rate gehalten werden.

(Dräsecke.)

---

5. Was und wie soll gelesen werden zum wahren Vorteile der Bildung.

(Anwendende Abhandlung.)

Skizze.

I. a. Lesen ohne Gewinn für Geist und Herz ist verwerflich. Alles Gelesene soll geistiges Eigentum werden.

Ausführung.

I. a. Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüt heißt säen ohne ernten zu wollen; man könnte ebenso gut den Meeressand pflügen und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, ist dieses eines der schlech-

testen. Sage nicht, es bleibt doch etwas zurück. Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in deinem Kopf und Herzen, wie bei einem Umzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was du liesest, das sollst du zu deinem geistigen Eigentume machen; wie kannst du das aber auch nur wollen, wenn ungewählte Leserei dir Schlechtes und Gutes ohne Unterschied beut?

b. Bilden heißt gestalten; Häßliches ꝛc. bildet nicht, und dort, wo ein Eindruck den andern verdrängt, gestaltet sich nichts.

b. Bilden heißt gestalten; und wer möchte in sich etwas Häßliches und Gemeines gestalten? Oder bedarf der Geist weniger Rücksicht als der Leib, — und drängt sich denn nicht die innere Gemeinheit unvermeidlich auch in die größere Erscheinung ein, und gibt sich nicht nur in den Worten kund, sondern auch in den Zügen und dem ganzen Wesen eines Menschen? Auch da gestaltet sich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüt dessen, der alles liest, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes, hin- und herziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt.

II. 1. Was und wie soll gelesen werden? Nicht vieles, sondern nur das Beste, und zwar dieses öfter;

II. 1. Nicht vieles, aber recht, ist eine treffliche Lehre in tausend Dingen und auch beim Lesen. Setze noch hinzu: aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdigste, das, was Mühe kostet, und alles nicht einmal, sondern oft.

2. mit Aufmerksamkeit und Verstand (das Buch sei unser Freund).

2. Fragst du aber nach dem zweiten Teil der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt, mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen. Ein Buch, bei dem du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber soll dein Freund sein, mit dem du dich so lange besprichst, bis du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den deinen verwebt hast.

Gleichnisse:
a. Es kostet viele Arbeit

a. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geist viel-

den köstlichen Wein zu gewinnen.

fältiger Nahrung, wenn sich etwas Gutes bereiten soll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geist bedarf der verständigen Pflege so gut wie die Traube, um bei diesem Gleichnisse zu bleiben, wenn es einen tüchtigen Wein geben soll.

b. Die Äolsharfe gibt einzelne Töne, aber keine volle Musik.

b. Du magst ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne gibt, bisweilen auch einen ganzen Akkord, aber nie eine rechte Musik. So ist überall der Zufall nie ein sicherer Meister, sondern der Verstand. Durch Verstand wirst du auch deinem Geiste die rechte Stimmung geben und erfreuliche Melodien aus ihm hervorlocken. Jede Kunst erfordert Übung und Nachdenken. Wie sollte die schwerste von allen, die Bildung unseres Geistes, ohne Verstand und Mühe vollbracht werden können?

3. Um die schlimmsten Feinde der Bildung, Unaufmerksamkeit und Trägheit, zu überwinden, lese man mit der Feder in der Hand. a. Man suche an die Gedanken des Verfassers eigene zu knüpfen.

(Bild von der Büchse eines Bettlers.)

3. Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit; wer sich ihr hingibt, ist des geistigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, welche aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden dringen läßt. Willst du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. a. Wenn du damit anfängst, dir das anzumerken, was dich in einem Buche vorzüglich anspricht, so wirst du dich bald imstande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Autor vor- oder nachzudenken, ihn zu bestreiten oder zu verteidigen. Es kann sein, daß du oft irrst; aber nur auf diesem Wege wirst du lernen, deine eigenen Irrtümer zu berichtigen, die bei dem trägen Lesen wenig Gefahr laufen, in ihrem Besitze gestört zu werden. Der Kopf eines trägen Lesers ist wie die Büchse des bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt und sich eben so leicht mit dem Falschen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteste

Geist ist bisweilen träge, und der fruchtbarste Boden erscheint oft tot, wenn er nicht zum Erzeugen aufgefordert wird.

b. Jeder Mensch hat eigene Gedanken, — er muß sie nur wecken, — und dies geschieht am besten durch ein gedankenreiches Buch.

b. Es ist aber wohl schwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigene Gedanken ruhten, so wie es keinen Körper gibt, der nicht einige Wärme und elektrischen Stoff enthält. Reibe ihn nur auf die rechte Weise, und du wirst ihm schon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch ist das beste Reibzeug und die Feder der beste Konduktor.

c. So sammelt man sich einen reichen geistigen Schatz für alle Zukunft.

c. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, so folgen sie sich schnell, und du hast die stille Freude der Autorschaft ohne ihre Kümmernisse. Der erste Erfolg stärkt den Mut und die Kraft, und du wirst dein Kapital unter den Augen wachsen sehen. Es steht in deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und du wirst dir dabei keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was du davon ausgibst, kommt mit Zins zurück, und die besten Köpfe arbeiten für dich. Je früher du anfängst, desto besser, Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Bleibt die Not aus, so hast du für dein Vergnügen; aber sie kommt sicher, wenn du die Hand in den Schoß legst.

4. Man entschuldige sich nicht damit, a. daß man in der Jugend versäumt worden sei, noch weniger damit, b. daß man in der Jugend schon genug für seine Bildung gethan habe.

4. Sage nicht: Ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Diese Ausrede ist auch eine Eingebung der Trägheit, die, in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst du nicht sagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ist's genug an dem, was ich mir damals erworben habe. — Hättest du recht darum gearbeitet, so würdest du dir ein weiteres Ziel gesteckt haben und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen.

5. Wer nicht fortgeht, geht zurücke, und geistige Schätze, welche nicht vermehrt werden, sinken im Wert.

5. Arbeitest du nicht an dir fort, so arbeitet die Zeit gegen dich. Das Werkzeug, das du nicht brauchst, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichtum wächst durch Verkehr; lässest du

ihn liegen, so vermindert er sich wie ein Papiergeld, das im Kurse sinkt. Wenn du im Laufe stillstehst, so kommst du zurück; denn Zeit und Welt schreiten unaufhaltsam vor.

III. Man arbeite rastlos fort an seiner Bildung, auch bis ins späteste Alter.

III. Wenn du also einen Grund gelegt hast, so baue darauf fort, bis du unter Dach bist; aber du kannst sicher glauben, daß es erst jenseit des Grabes so weit kommen wird. Laß dich demnach nie träge finden. Was dich in deiner Jugend gefördert hat, wird dich auch im Alter fördern, und was dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das setze du selbst durch vermehrte Bewegung und erhöhte Thätigkeit zu. In einem Acker, den der Frost des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Übrigens gibt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo du ein Recht hättest, die Kräfte, welche dir Gott verliehen, ungenutzt zu lassen.

(Fr. Jacobs.)

---

c. Belehrung über die Abhandlung.

§. 1. **Abhandlungen** nennt man jene Aufsätze, deren Hauptinhalt die Ergebnisse des Nachdenkens über irgend einen Gegenstand bilden.

Anm. Das Gebiet der „Abhandlung" ist nicht streng abgegrenzt. Man kann den Begriff enger und weiter fassen. Bei engerer Auffassung sind Entwickelungen, Erörterungen, besonders wenn sie betrachtender Natur sind, ausgeschlossen. Wir fassen den Begriff absichtlich im weitesten Sinne, da es uns weniger um scharfe theoretische Unterscheidungen als um praktische Übung zu thun ist.

Der nächste und wesentliche Zweck einer Abhandlung ist Belehrung, und sie wendet sich also vorzugsweise an den Verstand.

Neben der Belehrung bezweckt man häufig auch die Anwendung des als richtig Anerkannten im Leben. Man will also auch den Willen bewegen, und da dieser nicht allein durch die Erkenntnis (= den Verstand), sondern auch durch Gefühle (= das Herz) bestimmt wird, so sucht man auch auf das Gemüt zu wirken.

Die Abhandlung ist in der Regel nicht für eine gewisse Person, sondern für den Leser im allgemeinen bestimmt.

Manche Abhandlung scheint allerdings an eine bestimmte Person gerichtet; allein dies ist nur eine Eigentümlichkeit der Darstellung, um derselben mehr Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu verleihen. (So ist Musterstück 5 in der Anredeform gegeben. Vergl. noch S. 188 ff. u. 193 ff.)

§. 2. Jeder Abhandlung liegt ein Hauptgedanke zu grunde, welchen man **Thema** (= das Aufgestellte) nennt. Das Thema kann sein:

a. ein Begriff oder eine Verknüpfung von Begriffen,
b. ein Urteil oder eine Frage,
c. eine Gedankenverbindung, kann also ausgedrückt werden,
  a. durch ein Wort[1]) oder eine Wortverbindung[2]),
  b. durch einen Behauptungs-[3]) oder Fragesatz[4]),
  c. durch ein Satzganzes[5]).

[1]) Die Dankbarkeit. [2]) Die Früchte des Fleißes. [3]) Kenntnisse sind der beste Reichtum. [4]) Wie gelangt man zum Wohlstand? [5]) O blicke, wenn den Geist dir will die Welt verwirren, zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Anm. In einzelnen Fällen ist es für den Inhalt des Themas gleich, ob dasselbe durch eine Wortverbindung, einen Behauptungs- oder Fragesatz ausgedrückt wird, z. B. des Winters Freuden. Auch der Winter hat seine Freuden. Welche Freuden beut uns der Winter?

§. 3. **Aufgabe der Abhandlung** ist, das Thema (= den Grundgedanken) nach allen Seiten zu beleuchten und auszuführen: dessen Inhalt und Umfang zu bestimmen, dessen Wahrheit nachzuweisen oder dessen Unrichtigkeit darzuthun, Ursprung, Wirkungen und Folgen irgend einer Thatsache zu erforschen und Zielpunkte für die Anwendung zu geben.

a. Eine Abhandlung, bei welcher es sich vorzugsweise darum handelt, einen Gegenstand durch Darlegung seines Inhaltes und Umfanges zu klarem Verständnisse zu bringen, insbesondere eine Thatsache nach Ursachen, Zusammenhang, Folgen rc. zu entwickeln, nennt man eine erläuternde oder erörternde.

(S. Musterstück Nr. 1, S. 95 und Aufg. 138 ff.)

Zu den erörternden Abhandlungen kann man auch die betrachtenden d. h. jene Gedankenentwicklungen rechnen, die an einen Naturgegenstand oder -Vorgang, oder an einen Ausspruch (Sprichwort, Sentenz) geknüpft werden und bei denen auch die Empfindungen, welche sie in uns wachrufen, in Betracht kommen. (S. Musterst. 2, S. 99 und Aufg. S. 143 ff.)

Handelt es sich aber darum, die Wahrheit eines Satzes zu beweisen (oder auch denselben zu widerlegen), wohl auch die Gründe für eine Thatsache oder eine Erfahrung zu entwickeln, so ist die Abhandlung eine begründende oder beweisende. Dies ist die Abhandlung im engern Sinn. (S. Musterstück 3 u. 4, S. 102 u. 105 Aufg. S. 149 ff.)

d. Will man endlich Regeln oder Ratschläge für das Leben im allgemeinen oder für das Verhalten in bestimmten Fällen geben, so nennt man die Abhandlung eine anwendende. (S. Musterstück 5, S. 105 und Aufg. S. 155 ff.)

Eine strenge Scheidung nach diesen drei Gesichtspunkten läßt sich übrigens nicht festhalten; denn manches Thema gestattet (ja fordert sogar) a. Erörterung und Beweisführung[1]), b. Anwendung neben Beweisführung oder Erörterung[2]), c. Erörterung, Beweisführung und Anwendung[3]). Bei manchen Ausführungen ist überhaupt eine scharfe Grenze zwischen Erörterung und Beweisführung (Begründung) nicht zu ziehen[4]). Es gelten also die Bezeichnungen: erläuternd, betrachtend, gründend, anwendend nur für den vorwiegenden Charakter einer Abhandlung.

[1]) S. S. 141 ff. Nr. 6 u. 7. S. 149 Nr. 1 u. a.
[2]) S. Nr. 3 S. 139, Nr. 5 S. 141 u. a.
[3]) S. Nr. 7 S. 159.
[4]) S. Nr. 4 S. 140 u. a. m.

Die Abhandlung hat drei Teile:

I. Einleitung,
II. Durchführung,
III. Schluß.

I.

§. 4. Die **Einleitung** hat den Zweck, auf den Gegenstand der Abhandlung vorzubereiten, denselben klar zu stellen, besonders gegenüber verwandten Gegenständen, den Leser für denselben zu gewinnen, ihn mit dem Standpunkte bekannt zu machen, von dem aus er betrachtet werden soll u. s. w. Gewöhnlich wird in derselben

1. ein allgemeiner Satz (Begriff) vorgeführt (erörtert), aus dem sich das Thema als untergeordneter Satz (Begriff) herleitet[1]). oder man geht vom Gegenteile aus[2]).

[1]) S. Aufg. Nr. 1 S. 38; 3 S. 133; 3 S. 152 u. a. m.
[2]) S. Musterbeisp. S. 89 und Aufg. S. 134 ff. Nr. 4. 5. 6. 7.

Die Einleitung kann auch darin bestehen, daß man die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorhebt[1]), auf das Geschichtliche desselben eingeht[2]), eine Definition[3]), einen Dichterspruch[4]), ein Bild[5]), — wohl auch ein Beispiel, eine Erzählung, Fabel[6]) ꝛc. voranstellt.

[1]) S. Aufg. Nr. 4 S. 140; 4 S 145; Nr. 2 S. 156.
[2]) „ „ „ 7 S. 142; Nr. 6 S. 147. Disp. S. 180 u. 181.
[3]) „ „ „ 3 S. 166; 5 S. 168.
[4]) „ „ „ 3 S. 145; Nr. 4; S. 146; 7 S. 169; 1 S. 178.
[5]) „ „ „ Musterst. S. 188;
[6]) „ „ „ 11 S. 214.

Die Einleitung darf nicht zu weit hergeholt und nicht zu sehr ausgesponnen werden, sie sei nicht platt (gewöhnlich) und nicht so allgemein, daß sie auf viele verwandte Themata passen würde; sie sei aber auch nicht überschwenglich, namentlich im Lob (z. B. der Sache oder des Dichters einer Sentenz ꝛc.) Sie soll ungezwungen und natürlich auf das Thema führen.

Wenn der Hauptgedanke der Einleitung nicht unmittelbar auf das Thema selbst führt, so geschieht die Verknüpfung mittels eines Zwischengedankens, welcher Überleitung genannt wird.

Vergl. Musterst. Aufg. Nr. 1 S. 95 u. a. m.

II.

§. 5. Den wichtigsten Teil der Abhandlung bildet die **Durchführung** (Erörterung, Begründung, Anwendung) des Grundgedankens.

Diese pflegt man für alle Arten der Abhandlung Beweisführung — Argumentation — (im weiteren Sinne des Wortes) zu nennen, nicht nur weil die meisten Abhandlungen zur Klasse der beweisenden gehören, sondern auch weil bei den erörternden für die im Thema behaupteten Thatsachen oder ausgesprochenen Urteile der Nachweis zu liefern ist, und weil jede Anwendung als Folgerung aus den vorher entwickelten Gründen sich ergibt.

Thatsachen an sich bedürfen nur dann eines Beweises, wenn sie von irgend einer Seite in Abrede gestellt werden, oder wenn sie noch nicht klar erkannt sind. Außerdem tritt bei unbezweifelten Thatsachen eine Beweisführung nur in soferne ein, als die Ursachen eines Faktums, oder der innere Zusammenhang mehrerer, oder daraus hervorgegangene (oder noch hervorgehende) Folgen nachzuweisen sind[1]).

[1]) S. Musterbeisp. 1 S. 95, dann Aufg. Nr. 2 S. 150 u. a.

Zu beweisen sind hauptsächlich Wahrheiten in ihrer Richtigkeit und Anwendung.

§. 6. Die Beweisführung kann in zweifacher Weise geführt werden:

1. indem man die Wahrheit des aufgestellten Satzes durch Gründe darthut (= **direkte, unmittelbare** Beweisführung)[1]);

2. indem man nachweist, daß das Gegenteil falsch oder unmöglich sei (= **indirekte, mittelbare** Beweisführung).

Man kann beide Arten der Beweisführung anwenden. Gewöhnlich geht dann der indirekte Beweis dem direkten voraus[2]); doch kann er auch nachfolgen[3]), oder es können Punkt für Punkt direkter und indirekter Beweis, — Position und Negation —, einander gegenübergestellt werden[4]).

[1]) Aufg. 3 S. 151 u. s. w.
[2]) Musterst. 4 S. 105 u. Aufg. 3 S. 166 u. 4; S. 167.
[3]) Musterst. S. 70 2c.
[4]) Aufg. 1 S. 155.

§. 7. Die Beweise — direkte wie indirekte — können entnommen werden:

a. der **äußeren** Welt — dem Gebiete der Erfahrung (= **Erfahrungsbeweise**);

b. der **inneren** Welt — dem Gebiete des Gedankens (= **logische Beweise**).

Bei erörtertenden und anwendenden Abhandlungen — besonders wenn denselben ein Gegenstand aus der Natur, Geschichte oder praktischen Lebenserfahrung zu grunde liegt — wendet man vorzugsweise die Erfahrungsbeweise, bei begründenden Abhandlungen — namentlich wenn das Thema ein allgemeines Urteil ist — die logischen Beweise an.

Es versteht sich aber von selbst, daß man, je nach der Natur des Themas, die beiden Arten von Beweisen anwenden kann. Die Beweise aus der Erfahrung dienen namentlich auch bei der vorwiegend logischen Beweisführung dazu, die Beweise aus der Gedankenwelt zu unterstützen und der Durchführung Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Gefälligkeit zu verleihen.

§. 8. Beweise aus der äußeren Welt sind:

1. Gleichnisse und Bilder aus der **Natur** und ihren Erscheinungen (= Beweise der Analogie).

S. Musterst. 4 S. 106 ff.; Musterst. 5 S. 109 ff. 2c.; Aufg. 3 S. 166 Ziff. 2.

2. Beispiele aus der **Geschichte** (= historische Beweise).

S. Musterst. 4 S. 107; Ziff. 4 u. 5; Aufg. 6 S. 169; 8 S. 170;

3. Beispiele aus dem **gewöhnlichen Leben** (= Erfahrungsbeweise im engeren Sinne).

S. Musterst. 4 S. 107; Ziff. 3; Aufg. 7 S. 159 u. a. m. A. Nr. 7, S. 169 B.

4. **Aussprüche** von Dichtern und Denkern, Volks- und Bibelsprüche 2c. (= Autoritätsbeweise).

Aufg. 1 S. 155 2c. 7 S. 169; 8 S. 170.
Aufg. 3 S. 166.

5. Beweise, welche aus der Natur und den Gesetzen unseres **Seelenlebens** abgeleitet werden (= psychologische Beweise).

S. Musterst. 4 S. 106. Ziff. 2. Aufg. 8 S. 154 2c. 2c.

Diese letzteren bilden den Übergang von den Erfahrungs- zu den logischen Beweisen, da sie einerseits auf Lebensäußerungen (= Erfahrungen) sich gründen, anderseits aber der inneren Welt (dem Seelenleben) entnommen sind:

§ 9. Bei der logischen Beweisführung werden entweder allgemeine Sätze auf besondere Fälle angewandt, (Synthese) oder es werden aus mehreren Einzelfällen allgemeine Sätze abgeleitet (Analyse)*), oder endlich aus allgemeinen Sätzen Schlüsse gezogen.

Richtige Schlüsse zu ziehen, ist von größter Wichtigkeit für die Beweisführung, ja diese gründet sich, insbesondere bei den beweisenden Abhandlungen, zumeist auf Schlußfolgerungen.

Es erscheint deshalb notwendig, diesem Kapitel eine kurz gefaßte Belehrung über die Schlüsse und deren Verwendung für die Beweisführung in Abhandlungen folgen zu lassen**).

§ 10. Nahe verwandt mit der Beweisführung, gewissermaßen die Kehrseite derselben, ist die **Widerlegung** (Confutation oder Refutation). Die Aufgabe mancher Abhandlung besteht darin, einen Satz zu widerlegen, wenn nämlich dieser Satz etwas Falsches ausspricht, oder von irgend einem Gesichtspunkte aus für falsch erachtet werden muß.

Aber auch bei solchen Abhandlungen, in welchen die Wahrheit eines Satzes nachzuweisen ist, wird die Widerlegung sehr wirkungsvoll angewendet, indem man

a. zunächst das Gegenteil des zu Beweisenden aufstellt und widerlegt und sodann erst zur direkten Beweisführung übergeht, oder

b. indem man bei der direkten Beweisführung die möglichen Einwürfe sich selbst macht und sofort entkräftet.

Vergl. Musterst. 3 S. 102 Abs. II. A. u. S. 103 Ziff. 2.

In solchen Fällen ist die Widerlegung oft gleichbedeutend mit indirekter Beweisführung.

III.

§ 11. Der **Schluß** (Epilog) soll die Abhandlung zu einem harmonischen Ganzen abrunden, und wie die Einleitung auf das Thema führt, so soll der Schluß die ganze Erörterung wieder zu demselben zurückleiten. Es kommen bei demselben zwei Gesichtspunkte in Betracht:

---

*) Siehe S. 123 ff.

**) Vergl. S. 125 § 21.

1. Wiederholung und Zusammenfassung [1]),
2. Bewegung (Affekt) [2]).

Man kann nur je einen dieser Gesichtspunkte, oder beide zu gleicher Zeit [3]) ins Auge fassen.

[1]) Musterst. 2 S. 102 Aufg. 7 S. 142; S. 157 u. a. m.
[2]) S. Musterst. 3 S. 105, Musterst. 5 S. 112. Aufg. 4 u. 5 S. 141 u. a. m.
[3]) S. Musterst. 4 S. 108 Aufg. 3 S. 140; 4 S. 141.

Durch die Wiederholung werden die Hauptpunkte der Erörterung wie in einem Brennpunkte zusammengefaßt, und es wird so der Gegenstand derselben dem Geiste zu dauernder Einprägung gedrängt nahe gelegt.

Bewegung beabsichtigt man insofern, als man das Gemüt für den Gegenstand zu erwärmen und den Willen zur Anwendung zu bestimmen sucht.

Im Schlusse muß die sprachliche Darstellung kräftig und schwungvoll sein; sie darf nicht erlahmen oder gar ermüden; denn der Schluß ist es vorzugsweise, von welchem der Haupteindruck des Ganzen abhängt.

Vergl. S. 175 (III); 192 (III).

Anmerkg. Ausnahmsweise kann auch mit dem letzten Punkte der Beweisführung geschlossen werden, gleichwie auch unter Umständen von einer förmlichen Einleitung abgesehen und das Thema sofort ergriffen werden darf.

§ 12. Man kann eine freie und eine gebundene Form der Abhandlung unterscheiden.

Bei der ersteren hat man vollkommene Freiheit in Behandlung eines Themas sowohl inbezug auf die zu entwickelnden Gedanken als inbezug der Disposition. Bei der letzteren aber ist man an ein bestimmtes Schema gebunden, welches maßgebend ist nicht bloß für die Anordnung der Gedanken, sondern auch für deren Entfaltung.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß das Ziel des stilistischen Unterrichts die freie Abhandlung sein soll; denn nicht nur hat jedes Thema seinen eigentümlichen Inhalt, der von dem jedes anderen verschieden ist, sondern ein und dasselbe Thema kann und wird von verschiedenen Bearbeitern auch abweichend (weil individuell) aufgefaßt werden. Das Goethe'sche Wort: „Wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe" findet hier volle Bestätigung.

Allein die freie Gedankenentwicklung und die völlig selbständige Beherrschung eines Stoffes ist doch erst das schließliche Ergebnis des Unterrichts, und es kann für Schüler, besonders für nicht ganz hervorragend begabte, nur von Vorteil sein, wenn sie anfänglich nach

einem bestimmten Schema arbeiten, welches ihnen sichere Richtpunkte gibt und sie von den zwei häufigsten Fehlern, in welche die Schüler bei den Aufsätzen verfallen, zu bewahren imstande ist, nämlich einerseits vor Abschweifungen vom Thema und Abirren auf ganz fern liegende Gebiete, und zum andern vor dem Bewegen im Zirkel, d. i. vor dem Wiederholen des schon Gesagten.

Wie man die Chrie als zweckmäßige Vorübung für Abhandlungen überhaupt benützt, so kann es nur zur Schulung der Schüler in Auffassung und logischer Behandlung eines Themas dienen, wenn sie erst ein zweckmäßiges Schema als Rahmen für ihre Arbeiten benützen, bevor sie sich an die freie Bearbeitung einer Abhandlung wagen.

§ 13. Ein recht brauchbares Schema hat Dr. Rinne aufgestellt und in seiner „Praktischen Dispositionslehre"*) ausführlich begründet. Wir haben S. 89 ein Musterbeispiel nach Rinnes Schema gegeben und fügen den schon dort aufgestellten Anhaltspunkten folgende Erläuterungen an.

Zuvörderst sei bemerkt, daß sich dieses Schema vorzugsweise für Themata eignet, welche eine Behauptung — eine Wahrheit aussprechen oder sich auf eine solche zurückführen lassen. Vor allem ist es deshalb nötig, den Kern des Ausspruchs zu erfassen, namentlich einen bildlichen Ausdruck auf einen verstandesmäßigen zurück zu führen. So z. B. ist der Kern des Spruches vom Musterbeispiel S. 89: Das wahre Glück des Menschen sind geistige und sittliche Güter. Der Spruch: „Sollen dich nicht die Dohlen umschrei'n, mußt nicht der Knopf auf dem Kirchturm sein," heißt verstandesmäßig: hohe Stellung bringt viele Unannehmlichkeiten. Sodann soll sich die Beweisführung hauptsächlich auf die inneren, d. h. streng logischen Beweise beschränken, und es können die äußeren Beweise aus der Erfahrung höchstens exemplifizierend in die logische Beweisführung verwebt werden.

Rinne verlangt, daß jeder Teil der Abhandlung sich mit logischer Notwendigkeit aus dem Grundgedanken entfalte, daß also die Abhandlung ein organisches Ganze bilde.

Der Haupt- und Mittelpunkt ist selbstverständlich die Beweisführung, welche aber als notwendige Ergänzungen die Einleitung und den Schluß fordert. Diese müssen organisch aus dem Kernpunkte selbst herauswachsen, und zwar ist die Einleitung die Entfaltung bezw. Erweiterung des Grundgedankens bis zu seiner äußersten Grenze nach außen, d. h. zum Allgemeinen, der Schluß aber die Erweiterung des Grundgedankens nach innen, zur subjektiven Anwendung.

---

*) Stuttg. Bach und Kitzinger. Dem Lehrer des deutschen Aufsatzes sei das Buch zum Studium bestens empfohlen.

§ 14. Einleitung. Die im Thema ausgesprochene Behauptung enthält irgend eine Wahrheit in einem begrenzten (meist idealen) Sinne, oder sie bezieht eine allgemeine Wahrheit auf etwas Besonderes.

Sie bezeichnet also oft etwas Gegensätzliches zu der gewöhnlichen Anschauung oder Annahme, oder es läßt sich wenigstens eine Antithesis zu dem als Thema dienenden Ausspruche bilden. So steht die Behauptung: „Das wahre Glück des Menschen besteht nur in inneren Gütern im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, der Besitz äußerer Güter mache glücklich; so enthält der Satz: „Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten" — offenbar einen Gegensatz zu der Forderung, daß man bei allen Unternehmungen mit möglichst gründlicher Erwägung zu Werke zu gehen habe. Zu dem Satze: „Der Tüchtige bleibt immer Neuling" bildet der andere: „Ein Neuling kann nie tüchtig sein" einen Gegensatz, den wir aber für den Zweck unserer Aufgabe so zu formulieren hätten: Nach gewöhnlicher Ansicht glaubt man, daß nur Neulinge Mühe und Ernst anzuwenden hätten, daß dagegen derjenige, welcher einen gewissen Grad von Tüchtigkeit erlangt hat, die Hände in den Schoß legen dürfe. Die Regel für die Einleitung ist also kurz: Man gehe von dem dem Gegenstande zunächst liegenden Allgemeinen aus, und zwar, wenn dieses sich als Gegensätzliches auffassen läßt, von diesem.

Wo ein gegensätzliches Verhältnis nicht obwaltet, z. B. bei dem Thema: „Hochmut kommt vor dem Fall," nimmt man das dem Hauptbegriffe des Satzes (hier Hochmut) zunächst Übergeordnete, d. h. den Gattungsbegriff (Selbstsucht) zum Ausgangspunkte der Einleitung.
Man stellt aber den Satz für die Einleitung (die Antithese) nicht nackt hin, sondern man zerlegt ihn in seine Bestandteile, z. B. „äußere Güter" in Reichtum, Schönheit, hohe Geburt, hohe Stellung ꝛc.; oder die Quellen der Macht (Aufg. 1 S. 131).

Von der Antithese aber (oder vom Allgemeinen) hat man nun auf die Thesis (das Besondere) zu kommen. Dies geschieht durch den „großen Übergang," welcher wieder aus zwei Teilen besteht, a. aus dem Zugeständnis (dem konzessiven Moment) und b. aus der Entgegnung (dem adversativen Moment). In ersterem räumt man die ganze oder teilweise (relative) Richtigkeit der Antithese ein, stellt aber dann als Einschränkung die Thesis auf, so daß man nun direkt auf das Thema gekommen ist.

§ 15. Beweisführung. Die Thesis ist eine Behauptung. Diese muß nun bewiesen, d. h. ihre Richtigkeit aus Gründen dargethan werden. Zu dem Ende sucht man die Merkmale auf, welche dem Hauptbegriffe zukommen, und weist dann nach, daß sie auf den behaupteten Satz passen. Wenn möglich, nimmt man dabei den Syllo-

gismus*) zu Hilfe. So waren im Musterstück (S. 89) die Merkmale des wahren Glückes aufzustellen. Dies waren:

1. Es darf uns nicht leicht entrissen werden können.
2. Es muß innere Befriedigung gewähren.
3. Es muß uns veredeln und vervollkommnen.

Sodann wurde nachgewiesen, daß diese Merkmale den äußern Gütern nicht innewohnen, daß diese also auch kein wahres Glück gewähren können (negativer Beweis). Wir haben aber auch bewiesen, daß jene Merkmale den inneren Gütern zukommen. Die aufmerksame Prüfung der Beweisführung ergibt, daß dieser der Syllogismus zugrunde gelegt wurde. Dasselbe ergibt sich bei Aufg. 1 S. 131 ff.

§ 16. Schluß. Dieser reiht sich dadurch unmittelbar an die Beweisführung an, daß die Beweise in einem Gesamtschlusse zusammen gefaßt (rekapituliert) werden, so daß sich die Richtigkeit der Thesis als erwiesen darstellt. Um aber dem Aufsatze Abrundung, organischen Zusammenschluß sowie praktische Richtung zu geben, ist noch der eigentliche Schluß anzufügen.

Dieser enthält zunächst den kleinen oder Schlußübergang, der, wie der große Übergang am Anfange, wieder ein konzessives und ein adversatives Moment in sich faßt. Nachdem nämlich zugestanden ist, daß die Wahrheit der Thesis fest steht, beschränkt man dieselbe durch Zurückgreifen auf die in der Antithesis aufgestellten Behauptung und reiht daran die aus beiden Sätzen resultierende praktische Folgerung, die sich ebensowohl auf die Thesis als Antithesis beziehen kann. (Nachweis am Musterbeispiel und an den Andeutungen zu den Aufgaben. S. 131 ff.)

§ 17. Ausdrücklich sei hier bezüglich aller Abhandlungen noch auf die allgemeine Stilistik, namentlich auf die Lehre von der Gedankenordnung — Disposition — verwiesen. Ohne gründlich angelegte Disposition wird nie eine Abhandlung gelingen, am wenigsten einem Anfänger.

Zwei Schwierigkeiten sind es vorzugsweise, mit welchen der Lehrer in Hinsicht auf die Abhandlungen seitens der Schüler zu kämpfen hat:

1. es fällt diesen schwer, eine gegebene Disposition entsprechend auszuführen, sowohl was deren Erweiterung inbezug auf den Gedankeninhalt selbst, als was deren sprachliche Einkleidung betrifft.

2. Noch mehr Mühe kostet es, die Schüler zur selbständigen Anfertigung einer Disposition zu bringen.

Die Bewältigung beider Schwierigkeiten sucht der Lehrgang dieses Buches nach Möglichkeit zu erleichtern. Es sind den ausgeführten Arbeiten — und zwar schon auf allen früheren Stufen und durch alle Kurse — Dispositionen oder Skizzen beigegeben, um für die Schüler möglichst viele Muster zu geben, wie solche zu lebensvollen

---

*) S. S. 123 ff.

Ganzen auszuarbeiten sind. Sodann wurden den Musterstücken die Aufgaben in der Art angefügt, daß zuerst ausgeführte, Dispositionen oder Skizzen, dann kurze und endlich bloße Themata folgen. Die ausführlichen Dispositionen sind weniger zu dem Zwecke aufgenommen worden, um wirklich ausgearbeitet zu werden, sondern vielmehr deshalb, damit die Schüler an denselben lernen, eine gedrängte Skizze dem Gedankeninhalte nach entsprechend zu erweitern. Eine ganz vorzügliche Übung wird es deshalb sein, diese detaillierten Dispositionen auf die Hauptpunkte zurückführen und noch mehr, die kurzen Skizzen nach dem Muster der vollständigen ausführen zu lassen. Daß diese Übung wesentlich gefördert wird, wenn das bereits im ersten Kurse angebahnte Verfahren von Lesestücken, Gedichten ꝛc. fleißig Dispositionen liefern zu lassen, durch alle Stufen fortgesetzt wird, bedarf kaum der Erwähnung.

Zweckmäßig ist es, den Schülern a. verschiedene Dispositionen über dasselbe Thema mitzuteilen*), oder b. nahe verwandte Aufgaben bearbeiten zu lassen**). Durch jene soll der Schüler zu der Einsicht gelangen, daß man einen Gegenstand nicht nur von verschiedenen Seiten betrachten, sondern die Gedanken auch verschiedenartig ordnen kann; durch diese soll er lernen, die Aufgabe ihrem Wortlaute und Sinne nach richtig aufzufassen; denn das ist der häufigst vorkommende Fehler bei selbständigen Arbeiten der Schüler, daß sie das Thema verfehlen, d. h. die Aufgabe ganz mißverstehen oder von der Sache zu sehr abweichen.

Damit die Schüler ein ihrem Bildungsgrade entsprechendes Thema selbständig bearbeiten lernen, sind sie zum Entwurfe von Dispositionen gründlich anzuleiten und fleißig anzuhalten. Es dürfen immerhin drei Aufgaben als bloße Skizzen bearbeitet werden, bis eine zur vollständigen Ausführung gegeben wird.

Wie weit die Beihilfe des Lehrers — welche bei Abhandlungen so leicht nicht wird entbehrt werden können — zu gehen hat, bis man vollständig freie Produktionen verlangen kann, das hängt von den besonderen Verhältnissen jeder Schülerklasse ab. Unerläßlich aber ist, daß der Lehrer sich auf die Besprechung der in einer Unterrichtsstunde vorzunehmenden Aufgaben gründlich vorbereite und der einschlägigen Gedankenstoffe selbst vollständig Herr werde. Die Entwicklung eines Themas mit den Schülern dürfte am besten in katechetischer Weise erfolgen.

---

*) Beisp. S. 161 ff. 178 ff. **) Beisp. Aufg. 1 u. 2 S. 164 ff., dann Aufg. 3 u. 4 S. 166 ff. 4 u. 5 S. 183 ff. ꝛc.

Von den Schlüssen

§ 18. Schließen heißt aus dem Zusammenhange mehrerer Urteile ein neues ableiten, z. B.

1. Jede Tugend ist lobenswert.
2. Mäßigkeit ist eine Tugend.
3. Also ist Mäßigkeit lobenswert.

Das abgeleitete Urteil (Satz 3) heißt **Schlußsatz, Schluß — Folgerung.** Diejenigen Urteile, aus welchen der Schlußsatz hergeleitet wurde (Satz 1 und 2) heißen **Prämissen** (= Voraussetzung, Grundlage). Von den Prämissen heißt derjenige Satz, aus welchem die Herleitung geschieht, (Satz 1) **Obersatz,** dagegen derjenige, mittels dessen die Herleitung erfolgt, (Satz 2) **Untersatz.**

Der Untersatz verhält sich zu seinem Obersatze wie die Art zur Gattung, d. h. einem allgemeinen Urteile wird ein besonderes untergestellt: das Subjekt des Obersatzes (= Tugend) wird zum Prädikat des Untersatzes. Der auf beiden Sätzen aufgebaute Schluß legt dem Subjekte des Untersatzes (Mäßigkeit) das Prädikat des Obersatzes (lobenswert) bei. Vergl. noch:

a. Alle Menschen sind dem Tode unterworfen.
Die Könige sind Menschen.
Mithin sind auch die Könige dem Tode unterworfen.

b. Alle Säugetiere bringen lebendige Junge zur Welt.
Die Fledermaus ist auch ein Säugetier.
Also bringt sie lebendige Junge zur Welt.

§ 19. Ein Schluß weist nicht immer gerade diese Aufeinanderfolge oder Form der Sätze auf, sondern es findet oft eine Umstellung der Sätze, oder eine Änderung der Satzform statt, z. B.

Die Mäßigkeit ist lobenswert; denn sie ist eine Tugend, und jede Tugend ist lobenswert; oder

Weil die Mäßigkeit eine Tugend ist, und weil jede Tugend Lob verdient, so ist auch die Mäßigkeit lobenswert.

Auch die Könige sind Menschen und mithin, wie alle Menschen, dem Tode unterworfen.

Ebenso kann eine der Prämissen — entweder der Ober- oder der Untersatz — ausgelassen werden, z. B.

Auch die Könige sind Menschen, und mithin dem Tode unterworfen (Obersatz weggelassen) oder:

Alle Menschen sind dem Tode unterworfen, mithin auch die Könige (Untersatz weggelassen).

Einen solchen Schluß nennt man einen **abgekürzten**, und die meisten Schlüsse treten in dieser abgekürzten Form auf; sie sind aber leicht zur vollständigen Schlußreihe (Syllogismus)*) zu ergänzen. Der Schüler mag dies an nachstehenden Aufgaben versuchen:

1. Der Umgang mit schlechten Menschen ist zu vermeiden, denn er kann leicht zum Bösen verleiten.

2. Wenn jedes Laster uns schadet, so muß auch der Stolz uns schaden.

3. Alle Tugenden lohnen mit süßem Bewußtsein, also auch die Versöhnlichkeit.

4. Jener Knabe ist nicht fleißig, darum macht er keine Fortschritte.

5. Du verstehst die Sache nicht; folglich kannst du dieselbe nicht beurteilen.

6. Wenn man seine Pflichten gewissenhaft erfüllt, so kann man dem Tode ruhig entgegensehen; darum sieht auch jener Greis dem Tode ruhig entgegen.

7. Wer tugendhaft ist, der sucht sich für erlittenes Unrecht nicht zu rächen; folglich wird auch jener Mann sich für das erlittene Unrecht nicht zu rächen suchen.

8. Wenn man schlecht handelt, hat man kein gutes Gewissen. Und wie schlecht hat dieser Mensch nur an seinen Eltern gehandelt!

9. Jeder Mensch kann sich irren; und ich bin ja nur ein Mensch.

§ 20. Ein Schluß kann aber auch **erweitert** werden, indem man einer oder jeder Prämisse einen Grund beifügt, z. B.

a. (Obersatz) Die Leidenschaft entehrt den Menschen,
(Grund) denn sie beraubt ihn der Freiheit.
(Untersatz) Der Geiz ist eine Leidenschaft.
(Schluß) Also entehrt er den Menschen.

b. (Obersatz) Wer nichts als Unterhaltungsschriften liest, erwirbt sich wenig Kenntnisse,
(Grund) weil in solchen Schriften mehr für das Angenehme, als für das Lehrreiche gesorgt ist.

---

*) = Das Zusammenrechnen, Schließen.

(Untersatz) Manche Jünglinge lesen bloß Unterhaltungsschriften,

(Grund) denn sie scheuen alle Anstrengung, welche die Auffassung des Lehrreichen kostet;

c. (Schlußsatz) daher erwerben sich solche Jünglinge wenig Kenntnisse.

Einen solchen Schluß nennt man **Sammelschluß.**

§ 21. Eine andere Form des erweiterten Schlusses ist der sogenannte **Kettenschluß,** in welchem mehrere Sätze nach ihrem inneren Zusammenhange auf einander folgen und einen gemeinsamen Schlußsatz erhalten, der auf den ersten Satz zurück greift. Geht man vom Besonderen zum Allgemeinen, so heißt der Kettenschluß ein analytischer, geht man aber vom Allgemeinen zum Besonderen, so heißt er ein synthetischer.

Zum Nachweise des Satzes:

„Der wahre Freund fördert die Glückseligkeit seines Freundes"

läßt sich folgender analytischer Kettenschluß bilden:

Der wahre Freund unterstützt seinen Freund in der Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte.

Wer den andern in der Ausbildung unterstützt, will dessen Vervollkommnung.

Wer die Vervollkommnung des andern sucht, fördert dessen Glückseligkeit.

Also fördert der wahre Freund die Glückseligkeit seines Freundes.

Dieser Beweis kann auch durch folgenden **synthetischen** Kettenschluß geführt werden.

Wer die Vervollkommnung des andern sucht, fördert dessen Glückseligkeit.

Wer den andern in der Ausbildung der Kräfte unterstützt, will dessen Vervollkommnung.

Der wahre Freund unterstützt seinen Freund in der Ausbildung der Kräfte.

Also fördert der wahre Freund die Glückseligkeit seines Freundes.

Wie aus diesen beiden Beispielen ersichtlich, wird beim analytischen Kettenschluß das Prädikat des vorhergehenden Satzes Subjekt des nachfolgenden, beim synthetischen dagegen das Subjekt des vorausgehenden Satzes — Prädikat des nachfolgenden.

§ 22. Auf den Unterschied der Schlüsse nach der Art des Urteiles im Obersatze sei nur ganz kurz hingewiesen.

1. Man nennt einen Schluß **kategorisch**, wenn der Obersatz ein entschiedenes (kategorisches) Urteil enthält, wie das bei allen bisher vorgeführten Schlüssen der Fall ist.

2. Man nennt ihn **hypothetisch**, wenn das Urteil des Obersatzes ein bedingtes (hypothetisches) ist, z. B.

Wenn der Schüler die Zeit gut anwendet, handelt er vernünftig.

Dieser Schüler wendet die Zeit gut an, also handelt er vernünftig.

3. Der Schluß heißt **disjunktiv**, wenn der Obersatz ein disjunktives Urteil enthält, d. i. ein solches, in welchem mit einem Subjekte zwei oder mehrere sich gegenseitig ausschließende Prädikate verbunden sind, z. B.

a. Die Metalle sind edle oder unedle.
Gold ist ein edles Metall.
Also kann es nicht zu den unedlen gerechnet werden.

b. Die Winkel sind entweder rechte oder spitze oder stumpfe.
Dieser Winkel ist kein spitzer und kein stumpfer,
also ein rechter.

Wie der Schluß zur Beweisführung bei Abhandlungen zur Verwendung kommt, ist aus dem Musterbeispiel 4 S. 102 (Recht des Menschen über das Leben der Tiere) zu ersehen. Der Beweisführung sub litera B liegt folgender Syllogismus zugrunde.

1. In der ganzen Natur waltet das Gesetz, daß die Organismen höherer Ordnung sich der niedrigeren bemächtigen.

2. Der Mensch ist ein Wesen höherer Ordnung als die Tiere.

3. Mithin hat er auch das Recht, sich derselben zu bemächtigen.

Solche Schlußfolgerungen — allerdings meistens in verkürzter Form — werden aus den nachfolgenden Skizzen 2c. noch häufig nachgewiesen werden können, z. B. aus der Aufgabe 6 S. 153, (Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung sind wertlos). Die Argumente A. B. C. sind abgekürzte Schlüsse.

Die Beweise in den Aufgaben S. 131 ff. beruhen fast durchgängig auf dem Syllogismus.

§ 23. Bei folgenden Beweisführungen kann passend der Syllogismus zu grunde gelegt werden:

1. Wir sind den Eltern Dankbarkeit schuldig.

Obers. Dankbarkeit gegen Wohlthäter ist Pflicht für den Menschen.
Unters. Die Eltern sind unsere größten Wohlthäter. Schlußs. Also 2c.

2. Alles, wovon unseres späteres Wohl oder Wehe abhängt, ist sehr wichtig für uns. Von der Wahl unseres Berufes hängt unser künftiges Wohl oder Wehe hauptsächlich ab. Also ist die Berufswahl für uns von größter Wichtigkeit.

3. Es ist thöricht, sein Herz an das Vergängliche zu hängen. Die Erdengüter sind vergänglich. Also &c.

4. Man hat kein Recht, auf das stolz zu sein, was man ohne eigenes Verdienst besitzt. Gute Anlagen verdanken wir nicht unserem eigenen Verdienste. Mithin &c.

Noch mehr eignet sich der Schluß für die Beweisführung (oder Widerlegung) in der Abhandlung, wenn er zum Sammel- oder Kettenschluß ausgebildet werden kann.

1. Der Beweis des Satzes: Es ist nicht rätlich, jedem zu trauen, kann durch folgenden Sammelschluß geführt werden:

Obersatz = Das, was der Gefahr des Betruges aussetzt, ist zu vermeiden. (Besser: Man darf sich nicht der Gefahr des Betruges aussetzen.)

Beweissatz = Denn die Klugheit verbietet dies.

Belege zum Beweissatze = Die Klugheit verbietet, ohne Not und Nutzen sich der Gefahr des Schiffbruches auszusetzen, indem man das erste beste Schiff besteigt; — oder sich in Todesgefahr zu begeben, indem man den nächstbesten Arzt um Rat fragt; — oder der Gefahr des Verirrens entgegen zu gehen, indem man sich des nächstbesten Wegweisers bedient.

Untersatz = Einem jeden trauen, setzt der Gefahr des Betruges aus.

Beweissatz = Denn es ist nicht immer sicher, auch nur einem zu trauen.

Beispiel hiezu = So hat den Simson die Delila, die allein um sein Geheimnis wußte, an die Feinde verraten.

Schlußfolge = Also darf man nicht jedem trauen.

Der Satz:

Schlemmerei tötet mehr Menschen, als das Schwert

kann durch folgenden Kettenschluß bewiesen werden.

1. Durch Krankheiten werden mehr Menschen dahin gerafft, als durch das Schwert.

2. Die meisten Krankheiten entstehen durch Verdorbenheit des Magens.

3. Die Verdorbenheit des Magens rührt meistens von Schlemmerei her.

4. Also tötet die Schlemmerei mehr Menschen, als das Schwert.

Rednerisch läßt sich das letzte Beispiel etwa also aussprechen:

1. Ihr wollet, daß ich euch den Mörder der meisten Menschen nenne? Ihr würdet an das Schwert denken. Doch — wer wüßte nicht, daß die meisten an Krankheiten sterben? Welches ist aber gewöhnlich der Ursprung der Krankheiten?

2. Wenn wir den Ärzten glauben, so richtet ein verdorbener Magen den ganzen Körper zu grunde.

3. Die Schlemmerei nun aber schwächt die Kraft des Magens, raubt ihm alle Wärme, vergiftet die Eingeweide und das Blut mit schädlichen Säften.

4. Wie nun, braucht es mehr noch, um zu wissen, wer die eigentliche Mörderin des Menschengeschlechtes sei?

§ 24. Beispiel einer rednerischen Argumentation, worin die Ordnung der Sätze verändert ist: „Alexander der Große ermutigt durch eine Anrede seine Soldaten, die auf einem fast unzugänglichen Felsen gelegene Stadt Petra zu erstürmen."

Der Syllogismus lautet also:

Obersatz = Diejenigen, welche bisher durch kein Hindernis von Unternehmungen abgeschreckt worden sind, dürfen sich auch nicht von der Erstürmung der Stadt Petra durch deren Lage auf steiler Höhe abhalten lassen.

Untersatz = Ihr aber seid bisher durch kein Hindernis von Unternehmungen abgeschreckt worden.

Schlußsatz = Ihr dürft euch also auch nicht von der Erstürmung der Stadt Petra durch deren Lage auf steiler Höhe abhalten lassen.

Wir beginnen mit dem Schlußsatze, gehen sodann zum Untersatze über und lassen den Beweis des Untersatzes folgen, welcher mittelst Aufzählung der von Alexanders Soldaten unternommenen Züge geführt wird. Mit dem Obersatz wird sodann fortgefahren und mit dem Beweise des Obersatzes geschlossen.

Die rednerische Ausführung ist etwa folgende:

(Schlußsatz: Die Lage der Stadt Petra darf die Soldaten Alexanders nicht abschrecken, sie zu erstürmen.) „Wenn ich es heute mit Soldaten zu thun hätte, deren Tapferkeit weniger erprobt wäre, als die eurige, so würde ich, tapfere Kriegsgefährten, gar sehr befürchten, daß sie beim bloßen Anblick der Stadt Petra, welche die Natur selbst wider die Angriffe der Menschen befestigt zu haben scheint, zugleich den Mut und die Waffen sinken ließen. Da ich aber weiß, daß ihr in so vielen Gefahren Proben der größten Standhaftigkeit und Tapferkeit abgelegt habet, so zweifle ich nicht, daß ihr so viele Stärke und Kühnheit bei der Erstürmung dieser Stadt beweisen werdet, als euch dieselbe Schwierigkeit und Hartnäckigkeit entgegen zu stellen scheint.

(Untersatz: Ihr seid bisher durch kein Hindernis von einem Unternehmen abgeschreckt worden.) Denn was ist so unwegsam, wodurch sich nicht eure Tapferkeit Bahn gebrochen hätte; was so steil, wohin nicht euer Mut gedrungen wäre; was so unüberwindlich, was der euch angeborne Siegeseifer nicht erstürmt und überwältigt hätte?

(Beweissatz: Aufzählung der von Alexanders Soldaten tapfer und glücklich ausgeführten Thaten.) Soll ich etwa aller Proben erwähnen, die ihr mir bis zu dieser Stunde von euerer Tapferkeit gegeben habt? Die Befestigungswerke unbesiegter Städte habt ihr niedergeworfen; über Berggipfel, die ewiger Schnee bedeckt, habt ihr euch glücklich hinübergewagt; unnahbare Zugänge habt ihr erstürmt; über die reißendsten Flüsse seid ihr gesetzt; durch den cilicischen Engpaß seid ihr gedrungen; in Indiens versengender Hitze habt ihr mutvoll ausgeharret, und, woran kein Mensch gedacht hätte: — Asien haben wir in unserer Gewalt.

(Obersatz: Diejenigen, welche bisher nichts in ihrer Laufbahn aufgehalten hat, darf die Stadt Petra nicht zurückschrecken.)

Könnte nun aber die Eroberer so vieler Städte, die Bezwinger so vieler Feinde, die Besieger so vieler Völker eine einzige Stadt aufhalten? Vermöchte die Stadt Petra unsern Triumphen ein Ziel zu setzen? Soll an diesem Fels die Gewalt unserer Waffen sich brechen oder stumpf werden? Wäre es möglich, daß hier die Hoffnung auf den Lorbeerkranz scheiterte?

(Beweissatz: Das wäre für Alexanders Soldaten nicht sehr ehrenvoll.) Sorget, tapfere Kriegsgenossen, sorget dafür, daß, während bisher euer Ruhm in der Bewältigung aller Hindernisse bestanden hat, derselbe

nicht dadurch zugrunde gehe, daß die etwas ungünstige Lage der Stadt euch zurückschrecke! Bedenket, daß auf einen jeden von euch die Blicke der ganzen Welt gerichtet sind, welche vom Glanz eurer bisherigen Thaten wie geblendet war und in der bevorstehenden Belagerung ein neues Wunder euerer Kraft und Standhaftigkeit erwartet! Wohlan denn, ziehet hin unter Alexanders Anführung und hoffet, daß derjenige, der euch zu so großer That ermuntert, auch eure Tapferkeit aufs glänzendste belohnen werde."

4. Anwendung des Syllogismus zur **Widerlegung.**

Angenommen, es sei gegen den Satz: „Man muß die Sünde fliehen," der Einwand erhoben worden: Durch die Sünde entgehe ich einem Übel. Die Notwendigkeit zwingt mich also zu sündigen, z. B. falsch zu schwören, um dem Gefängnisse, der Schande oder gar dem Tode zu entgehen.

Die Widerlegung kann durch folgenden disjunktiven Schluß geschehen.

Disjunktiver Obersatz:

Entweder du entgehst durch Sündigen dem gefürchteten Übel, oder du entgehst ihm nicht.

Konditionale Behauptungen:

1. Wenn du ihm entgehst, so bist du thöricht, weil du ein größeres Übel gewählt hast, um ein kleineres zu vermeiden, im schroffen Gegensatz zu so vielen hochherzigen Männern und Frauen, welche lieber sterben als sündigen wollten.

2. Wenn du dem gefürchteten Übel nicht entgehst, so bist du doppelt elend, weil du durch Ertragung deines Unglückes immerhin hättest glücklicher sein können.

Schlußbehauptung:

Die Notwendigkeit zwingt dich also durchaus nicht zur Sünde.

Rednerisch würde man den Einwurf und die Widerlegung also aussprechen können:

„Aber was höre ich? Einige brechen in die Klage aus: Ich sündige nicht freiwillig! Ich stehe vor einer eisernen Notwendigkeit! Ich bin verloren, wenn ich nicht falsch schwöre! Mir droht Gefängnis, unauslöschliche Schande, ja vielleicht selbst schimpflicher Tod. Gott ver-

bietet es, ich weiß das. Aber — — ich kann nicht anders. Die Notwendigkeit zwingt.

Ach, wessen Stimme ist dies? Ich glaube doch nicht eines Christen? Wie! du hoffst durch die Sünde ein Übel zu vermeiden? Welches Übel? Gewiß dasjenige, welches du doch nach deinem Glauben für geringer halten mußt, als die Sünde, die das größte Übel ist. Du Thor, siehst du nicht, daß du durch deine Sünde von zwei Übeln das größere wählest? Und rühmst du denn nicht selbst die Martyrer? Ahme die nach, welche du lobst; die Notwendigkeit, von der du sprichst, macht dich zum Martyrer. Wie nun aber, wenn du dem gefürchteten Übel nicht entgehst, — ach, wie sehr wärest du zu beklagen! Denn sieh' nur, durch Ertragung des gefürchteten Unglücks kannst du noch immer glücklich sein: durch die Sünde aber machst du dich doppelt unglücklich 2c.

(Die Beisp. 1—4 nach Th. Nißl, Anleitung zum denkrechten rednerischen Ausdrucke der Gedanken.)

C. Aufgaben zu Abhandlungen.

1. Zu Abhandlungen in geschlossener Form (zum Musterstück S. 89).

1. Wissen ist Macht.

I. (Einl. Gegenteil.) Unter den beherrschenden Mächten des Lebens scheint das Wissen eine untergeordnete Stellung einzunehmen, und viele schauen verächtlich herab auf jene, welche sich keines andern Besitzes als desjenigen einer Wissenschaft erfreuen. (Es ist dies näher auszuführen: Macht der körperlichen Schönheit, des Reichtums, hoher Stellung, Ruhm eines siegreichen Kriegers, Künstlers.)

Großer Übergang. a. Zugeständnis: Es ist nicht zu leugnen, daß diese und andere Mächte gewaltige Wirkungen ausüben, daß sie oft das Leben des einzelnen und ganzer Völker bestimmen, und daß gegen sie die Macht des Wissens beschränkt erscheint.

b. Entgegnung. Bei genauer Betrachtung muß sich uns die Frage aufdrängen, ob jene Mächte so unbedingt herrschen, besonders wenn sie nicht von der Macht des Wissens unterstützt sind, und ob also dieses wirklich in seinem allgemeinen Einfluße so beschränkt ist.

Es wird sich zeigen, daß gerade das Wissen, wenn auch nicht so augenfällig, so doch um so sicherer und nachhaltiger wirkt als andere Mächte, und daß es also nicht nur überhaupt eine Macht, sondern selbst eine bedeutungsvolle Macht ist.

II. Beweisführung:

1. Wer Macht ausüben will, muß ein auf eigenen Füßen stehender, also selbständiger Mensch sein; denn wir nennen ja denjenigen ohnmächtig, der nichts durch sich selbst vermag, sondern sich auf andere stützen muß. Besitzt aber einer kein Wissen, so hat er keinen sicheren Begriff vom Zusammenhang der Dinge und von ihren Wirkungen, er kann also kein selbständiges Urteil fällen. Wer dagegen reiches Wissen sich angeeignet hat, kann die Verhältnisse richtig beurteilen und sie sich dienstbar machen. (Beispiele: Seemann — Kaufmann — fremde Sprachen ꝛc.)

2. Zum Begriffe der Macht gehört Herrschaft über andere. (Beispiele: Vorgesetzte, Untergebene ꝛc.) Wer wenig weiß, wird keine solche Herrschaft ausüben oder sie nicht behaupten können. Umgekehrt muß der Kenntnisreiche imponieren, und andere beugen sich selbst wider Willen unter seine Herrschaft.

Selbst Leute in untergeordneter Stellung können hier großen Einfluß gewinnen, sei es, indem sich Höhergestellte ihrer bedienen, oder indem sie durch Wort und Schrift wirken.

3. Wer Macht besitzt, muß imstande sein, Veränderungen inbezug auf die menschlichen Verhältnisse hervor zubringen. Nun scheinen allerdings viele Veränderungen durch andere Gewalten bewirkt zu sein, z. B. die Kolonisierung fremder Gebiete, mächtige Bauten, staatliche Einrichtungen ꝛc. Aber selbst diese Veränderungen waren nur möglich mit Hilfe der Wissenschaften (Nachweis). Andere Veränderungen sind direkt aus den Fortschritten der Wissenschaften hervorgegangen (Fortschritte im Maschinenwesen, in der chemischen Technologie, Telegraphie ꝛc. ꝛc., mehr noch die Fortschritte auf geistigem Gebiete).

III. Schlußübergang. a. Gesamtschluß: Wir haben erkannt, daß Wissen in der That eine Macht von hoher Bedeutung ist.

b. Zugeständnis. Freilich fallen ihre Wirkungen nicht so in die Augen, weil sie weniger materieller als geistiger Natur sind.

c. Schluß. In dieser Erkenntnis liegt für uns die Aufforderung zur Erwerbung gründlichen Wissens. Aber das Wissen hat nur Wert, wenn wir es anwenden, während ein totes Wissen nutzlos ist. Auch muß uns bei Anwendung des Wissens die Vernunft leiten, damit wir nicht Schaden stiften; denn wie jede Macht, so kann auch die Macht des Wissens mißbraucht werden.

2. Nur das Leben bildet den Mann, Und wenig bedeuten die Worte.

I. Einl. (Antithese). Man fordert von der Jugend möglichst gründliche Bildung, und für gewisse Berufsarten ist ein bestimmter Bildungsgang vorgeschrieben. (Beispiele.)

(Zugeständnis.) Niemand wird die Notwendigkeit und den Wert der theoretischen Jugendbildung bezweifeln wollen.

(Einwand.) Aber doch befähigt sie allein noch nicht zur vollen Wirksamkeit in einem Lebensberufe und noch weniger zur Gewandtheit im gesellschaftlichen Leben. Dieses selbst erst bildet den Menschen zum Mann, d. h. befähigt ihn zu sicherer Lebensführung.

II. Beweisführung.

1. Nur das Leben selbst vermag die Kräfte des Menschen in ungewöhnlicher Weise zu wecken.

2. Es lehrt den Menschen seine Unvollkommenheit und Einseitigkeit kennen und nötigt ihn, Lücken seiner Bildung auszufüllen, von Einseitigkeiten sich frei zu machen.

3. Es nötigt ihn zu einer bestimmten Richtung seiner Thätigkeit und zur Verwertung seiner Kenntnisse in dieser Richtung.

4. Nur im Leben selbst erwirbt man die für männliches Wirken unentbehrliche Menschenkenntnis.

5. Die Hindernisse, die uns im Leben entgegen treten, die Erfahrungen, welche es uns bietet, stärken unsern Mut und lehren uns Ausdauer.

III. Also erkennen wir, daß nur das Leben selbst den Mann zur Reife bringt.

Doch sollen wir auch im späteren Leben das Wissen nicht gering achten; denn ohne dasselbe wird auch ein Mann von Lebenserfahrung nie eine völlig befriedigende Wirksamkeit entfalten können.

3. Hochmut kommt vor dem Fall.

I. Einl. (Allgemeines). Alle sittlichen Gebrechen des Menschen entspringen aus der Selbstsucht, die nur das gelten läßt, was den eigenen Interessen zusagt, und die andere für nichts achtet. Ein Ausfluß der Selbstsucht ist auch der Hochmut, d. i. die maßlose Selbstüberschätzung, besonders wegen äußerer Vorzüge Schönheit, hohe Geburt, Reichtum 2c. oder wegen eingebildeter innerer Vorzüge (Wissen, Verstand, Tugend).

(Überleitung.) Eine solche Selbstüberschätzung muß zum Verderben führen.

II. Beweisführung. 1. Weil sie keine sichere Grundlage hat, da ja die Vorzüge, auf die der Hochmut pocht, entweder bloß äußere oder eingebildete sind.

2. Weil diese eben deshalb hinfällig sind. (Nachweis.)

3. Weil der Hochmut den Menschen verblendet, so daß er das nahende Verderben nicht erkennt.

4. Weil der Hochmütige sich andere zu Feinden macht, die ihn dann zu stürzen suchen.

5. Weil ihm niemand mit Rat und Hilfe zur Seite steht, da er andere zurück gestoßen hat.

III. Aus diesen Gründen ist begreiflich, daß der Hochmut zum Falle kommt.

Wir sollen uns deshalb vor demselben zu bewahren suchen, dagegen nach wahren Vorzügen streben, durch die wir die Achtung und Liebe unserer Mitmenschen erwerben.

4. Mit Gräsern, zu einem Stricke gewunden,
Wird auch der Elefant gebunden.

(Ohne Bild: Die Schwachen werden stark durch Vereinigung.)

I. Einl. (Antithese). Das Schwache kann keine nennenswerte Wirkung hervorbringen. (Beispiele: Halm, Faden, Stab ꝛc.) So auch der Mensch in unbedeutender Stellung, oder mit geringen Mitteln ꝛc.

(Entgegnung.) Doch ist das Schwache nur in der Vereinzlung ohne Macht; verbunden geben viele Schwachen einen Starken, und sie können einem Mächtigen Widerstand leisten, ja ihn selbst beherrschen.

II. Beweisführung. 1. Der Alleinstehende ist unselbständig und seine Kräfte sind unzureichend, Bedeutendes zu leisten. Aber in dem Maße, als er sich mit seines Gleichen verbindet, wird er leistungsfähiger, feststehender, sicherer.

2. Der Alleinstehende wird leicht von fremder Gewalt besiegt. Viele verbunden leisten erfolgreichen Widerstand.

3. Der Schwache kann nicht wagen, einen Mächtigen anzugreifen. Viele Schwache vereinigt können das Vertrauen auf Sieg hegen und den Angriff mutig unternehmen. (Krieg.)

4. Ein Mann mit geringen Geldmitteln kann kein Werk unternehmen, welches namhaftes Kapital erfordert. Aber viele vereint, bringen dieses auf. (Genossenschaften.)

III. Vereinigung macht stark.

a. Mahnung, daß Gleichstrebende sich enge aneinander schließen.

b. Warnung für den Mächtigen, den Schwachen nicht gering zu schätzen, weil dieser im Bunde mit anderen ihm leicht schaden kann.

5. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, Den schickt er in die weite Welt. (E. Geibel.)

I. Einl. (Gegenteil). Die Heimat ist dem Menschen lieb und teuer; an ihr hängt er mit Treue, in ihr sucht er sein Glück. Es gilt deshalb als hartes Los, wenn der Mensch durch das Schicksal gezwungen wird, Heimat und Vaterland zu verlassen und in weiter Ferne sein Unterkommen zu suchen.

Gr. Übergang. (Zugeständnis.) Es mag dem einzelnen schwer fallen, von liebgewonnenen Verhältnissen und Menschen scheiden zu müssen, und auch die Zurückbleibenden sehen mit Trauer einen lieben Freund scheiden.

(Entgegnung.) Aber so viel Bitteres diese Trennung in sich schließt, dieselbe ist gerade oft die Quelle hoher Freuden und führt zum Glück, ist also eine Gunst des Schicksals.

II. Beweisführung. 1. Wer in die Ferne kommt, genießt reiche Freuden, welche die herrliche Welt ihm in der Natur und den Werken der Menschen beut.

2. Er erwirbt sich einen Schatz von Kenntnissen, den er zuhause nicht hätte erlangen können. (Nachweis im einzelnen.)

3. Er gewinnt im Kampfe mit Hindernissen und harten Schicksalen Kraft, Mut und Selbstvertrauen.

4. Er erwirbt sich Lebensgewandtheit und Sicherheit in Beurteilung der Menschen und im Umgange mit ihnen.

5. Er findet oft eine ihm zusagende sichere Lebensstellung, zu der ihm in der Heimat der Weg verschlossen war.

III. a. (Zusammenfassung.) Es ist also für viele Menschen ein Glück, wenn sie frühzeitig unter fremde Menschen geworfen werden.

b. (Zugeständnis.) Wohl ist damit manches Unangenehme verknüpft, wohl erreicht nicht jeder das Glück in der Fremde.

c. (Abschluß.) Wen aber das Schicksal aus der Heimat führt, der richte sich bei dem Unangenehmen, welches ihm da begegnet, an dem Gedanken auf, daß aus der bittern Wurzel süße Frucht erwachsen wird, die ihm reiche Entschädigung bringt.

6. Arbeit ist die Mutter des Ruhmes.

I. Einl. (Gegensatz). Die Menschen wünschen, jeder in seinem Wirkungskreise, ja über denselben hinaus, Ruhm und Ehre zu erwerben. (Beispiele verschiedener Art des Ruhmes.) Aber diese soll ihnen von selbst zufallen. Sie scheuen die Mühe und Anstrengung, die nötig ist, um über andere hervorzuragen.

(Zugeständnis.) Es gibt allerdings Kränze „leichten Ruhms," die ohne eigentliche Anstrengung erworben werden. (Beispiele: Schön=

heit, Körperkraft, Reichtum, hohe Geburt); aber sie sind auch von zweifelhaftem Werte.

(Entgegnung.) Wahrer, dauernder Ruhm wird nur dem Verdienste zu teil, Verdienste erwirbt man aber nur durch ernste, ausdauernde Arbeit.

II. Beweisführung.

1. Wer Hervorragendes leisten will, muß schon aus der Jugend eine tüchtige Grundlage der Bildung mitbringen. Diese erringt man aber nur durch angestrengte Thätigkeit. (Beispiele: Musik, Zeichnen, Sprachen, Mathematik.)

2. Wer Ruhmwürdiges leisten will, muß alle seine Kräfte anspannen und sie auf ein bestimmtes Ziel richten.

3. Er muß zahlreiche Hindernisse überwinden, was Energie und Ausdauer voraussetzt.

4. Er muß der Ruhe und Bequemlichkeit entsagen und kann sich nicht zerstreuenden Genüssen hingeben.

III. a. Mithin kann Ehre und Ruhm nur durch Anstrengung erreicht werden.

b. (Zugeständnis.) Allerdings, wer nur vorübergehenden, äußeren Ruhm begehrt, der hat nicht nötig, sich so viele Entbehrungen aufzulegen und Beschwerden zu tragen.

Aber ein solcher Ruhm kann einem nach Edlem und Höherem Strebenden nicht genügen.

c. Darum wird dieser auch Mühe und Anstrengung nicht scheuen, sich aber auch davor bewahren, nur um des Ruhmes willen seine Kräfte anzuspannen. Sein Streben soll vielmehr durch edle Motive geläutert sein: Hauptzweck aller Thätigkeit sei, der Menschheit zu dienen.

7. Wer sich alle Büsche besieht, kommt nicht zum Holze.

(Oder: Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.)

I. Einl. (Antithese.) Nichts ist verwerflicher, als etwas ohne gehörige Überlegung zu beginnen; Mißlingen wird die Folge sein. (Beispiele.) Namentlich ist es die Jugend, die oft unbesonnen handelt. Man kann ihr deshalb nicht genug ans Herz legen, vorsichtig und bedächtig zu Werk zu gehen.

(Entgegnung.) Und dennoch kann auch in dem so notwendigen Bedenken das rechte Maß überschritten werden; man kann hier des Guten zu viel thun. Ja eine allzusehr ins Kleinliche gehende Bedenklichkeit kann selbst verderblich werden, und zu übertriebene Bedächtigkeit kommt nie zum Ziele.

II. Beweis: Leisten heißt, aus eigener Kraft etwas zustande bringen, etwas schaffen, sei es auf materiellem oder geistigem Gebiet.

Von einer Leistung verlangt man, daß sie möglichst vollkommen sei und ihren Abschluß finde.

Doch geht „viel leisten" auch auf die Quantität der Leistung: vieles zuwege bringen.

1. Wer etwas leisten will — sei es in quantitativer oder qualitativer Beziehung — muß Zeit aufwenden. Wenn er nun seine Zeit verträgt mit zu langem Bedenken, so wird er mit seiner Leistung nicht zu Ende kommen oder zu wenig zustande bringen. Es soll z. B. ein Schüler eine Anzahl von Rechnungsaufgaben lösen, und es bietet ihm die erste so viele Schwierigkeiten, daß er nicht mit dieser ins Reine kommt. Er wird dann die übrigen ungelöst lassen. Er hätte besser gethan, die erste bei Seite liegen zu lassen. Oder er soll einen Aufsatz fertigen und kommt nicht über die Einleitung hinaus ꝛc.

2. Wer zu viel bedenkt, d. h. wer sich zu sehr in die Schwierigkeiten einer Arbeit vertieft, sich diese größer vorstellt, als sie in der That sind, oder wer seine Kraft in Bewältigung der Schwierigkeiten unterschätzt, wird gar nicht an die Ausführung einer Arbeit gehen, oder von einer bereits begonnenen wieder ablassen.

Er wird also wenig oder nichts leisten.

3. Bei vielen Arbeiten kommt es auf die Zeit der Vollendung an. Wird diese versäumt, so ist die Arbeit oft nutzlos. So bei allen Konkurrenzarbeiten, bei Arbeiten für gewisse Zeitpunkte, z. B. Weihnachtsarbeiten, Arbeiten für Ausstellungen, literarische Unternehmungen u. s. w.

Wer nun aber zu umständlich ist, wird nicht zur rechten Zeit fertig werden können, und er wird, wenn er im Verlaufe der Arbeit zu dieser Erkenntnis kommt, sein Werk unvollendet lassen. Bei manchen Leistungen entscheidet ein Moment, z. B. im Krieg, bei einer Spekulation, bei Gefahren ꝛc. (Ausführung.)

4. Wer allzu sehr ins einzelne geht, läuft Gefahr, über Nebensächlichem die Hauptsache außer acht zu lassen, mit unbedeutenden Dingen seine Zeit zu vergeuden und so sein Ziel zu verfehlen. Beispiel: Ein Lehrer, der bei seinem Unterrichte zu sehr in Einzelheiten sich verliert und dann das ihm vorgeschriebene Pensum bis zum Schlusse des Schuljahres nicht erreicht.

III. Es ist nur zu wahr, daß bei einzelnen Personen oder bei einzelnen Dingen allzuviel Bedenken nur vom Übel ist.

Allein diese Erfahrung darf uns doch nicht etwa zu dem entgegen gesetzten Fehler verleiten, die gründliche Erwägung eines Unternehmens an sich für überflüssig zu halten. Die Wahrheit liegt auch hier auf der goldenen Mittelstraße.

8. Weitere Aufgaben.

1. Der Tüchtige bleibt immer Neuling.
2. Schmerzen sind Freunde.
3. Oft nützt der Zügel mehr als der Flügel.
4. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.
5. Sollen dich nicht die Dohlen umschrei'n,
   Mußt nicht der Knopf auf dem Kirchturm sein.
6. Und das Gesetz nur kann dir Freiheit geben.
7. Ein nutzlos Leben ist ein früher Tod.
8. Schrecklich immer, auch in gerechter Sache, ist Gewalt.

---

2. Aufgaben zu Abhandlungen von vorwiegend erörterndem Charakter.

1. Des Winters Freuden.

I. a. Jede Jahreszeit bietet uns Angenehmes. Der Frühling, der Sommer, der Herbst. (Was?)

b. (Überleitung.) Nur der Winter scheint eine Ausnahme zu machen.

Aber auch der Winter hat seine Freuden. —

II. Außerdem daß, während die Sommerhitze oft den Körper erschlafft, dieser durch die Winterkälte gestärkt und gekräftigt wird, daß die Winterzeit für den Landmann die Zeit der Ruhe und des Lebensgenusses, für den Gelehrten besonders die Zeit seiner größten Thätigkeit ist, bringt sie auch noch ganz eigentümliche Freuden.

A. Freuden in der Natur.

a. Schon der Anblick einer Winterlandschaft. Die bereiften, in der Sonne funkelnden Zweige der Bäume an einem hellen Wintertage; eine Mondlandschaft im Winter; der prachtvollere Sternenhimmel; die Blumen am Fenster; das Wirbeln der Schneeflocken.

b. Eigene Vergnügungen.

α. Für die Jugend: Schneeballenwerfen, Schneemänner, Schlittschuhlaufen.

β. Für Erwachsene: Schlittenfahrten, Eisschießen.

B. Freuden der Geselligkeit. — In den übrigen Jahreszeiten überläßt sich jeder Mensch mehr sich selbst. Der Winter ist Beförderer der Geselligkeit.

a. Der häuslichen: Der warme Ofen, wenn es draußen stürmt und der Schnee um die Fenster wirbelt. Die langen Abende — die Dämmerungs- und Feierstunde — Erzählungen und gesellige Spiele — Vorlesen — Spinnstuben; besonders das Fest der Feste: die Weihnachtsfeier.

b. Der öffentlichen: Konzerte, Bälle, Maskeraden (Karneval), Schauspiele.

III. Würden wir wohl dem Frühlinge so froh entgegenjauchzen, uns seiner so herzlich freuen, ohne den strengen Gegensatz des Winters? — Darum Dank dem Schöpfer für seine weise Weltordnung.

2. Nutzen der Wälder.

I. In den älteren Zeiten, so lange es Holz, Wild und Feuchtigkeit im Überfluße gab, dachte man nicht an den großen Wert der Wälder, man war vielmehr bedacht, sie auszuroden. Jetzt hat sich dies geändert, und die Wälder sind zu Ehren gekommen. Warum?

II. A. Sie gewähren uns großen Nutzen:

a. unmittelbar, und zwar:

1. durch ihre Rohprodukte: Holz (verschiedene Verwendung), Laubstreu, Moos, — Beeren, Arzneikräuter, Eicheln, Bucheckern 2c.

2. durch Industrieprodukte: Kohlen, Pech, Teer, Buchelöl, Beerensäfte 2c.;

3. indem sie vielen nutzbaren Tieren als Aufenthaltsort dienen: Hasen, Rehen, Hirschen 2c.

b. Mittelbarer Nutzen im großen Haushalte der Natur:

1. Sie brechen die Gewalt der Stürme, schützen vor rauhen Winden;

2. ziehen die atmosphärischen Niederschläge an und halten sie unter schattigem Dache länger fest, — regeln also die Bewässerung des Kulturlandes;

3. sie bereichern die Luft mit Sauerstoff und fördern somit die Gesundheit lebender Wesen, besonders der Menschen.

B. Sie gewähren aber auch viele Annehmlichkeiten:

1. Zierde der Landschaft;

2. schattige Spaziergänge im Sommer;

3. Gesang der Vögel, Wohlgeruch der Blumen 2c. 2c.

III. Pflicht der Menschen, die Wälder zu schonen und zu pflegen.

3. Die Gehilfen des Menschen bei der Arbeit.

I. Die Arbeiten und Leistungen des Menschen übersteigen bei weitem das Maß seiner körperlichen Kräfte. Seine Riesenwerke erregen Staunen. Wodurch wurden ihm solche Erfolge möglich? Er hat sich durch seine Geisteskraft mächtige Gehilfen bei seiner Arbeit dienstbar gemacht.

II. Dies sind: 1. Tiere: Hund (Schäfer, Jäger 2c.), Rind, Pferd, Kamel, Lama, Elefant 2c.

2. Er verwendet Stoffe (Körper), welche ihm die Natur darbot, zu Werkzeugen: Holz, Stein, Eisen; — (Nachweis der vielfachen Verwendung z. B. Dreschflegel, Mühlstein, Ackergeräte ꝛc.).

3. Namentlich machte er sich die Naturkräfte dienstbar: Wind, Wasser — (Mühle, Schiff ꝛc.), Feuer (Schmieden, Schmelzen ꝛc. ꝛc.).

4. Er steigerte durch seinen Scharfsinn die Wirkung der Naturkräfte: Dampf, Schießpulver ꝛc.

III. Nur durch seine überlegene Geisteskraft und durch die fortschreitende Geistesbildung war es dem Menschen möglich, seine schwachen körperlichen Kräfte zu Riesenkräften zu erhöhen. Darum soll jeder einzelne bestrebt sein, so viel als möglich teil an der allgemeinen Geistesbildung zu nehmen, dann wird ihm auch sein Teil von den Erfolgen dieser Bildung zufallen.

4. Vorzüge des Menschen vor den Tieren.

I. a. Des Menschen Vorzüge vor den Tieren sind augenscheinlich. Aber es ist des Menschen würdig, sich derselben bewußt zu werden.

b. Der Mensch hat viel Verwandtes mit den Tieren, (Leben, Wachsen, Sterben, Bewegung und Ernährung, Wachen und Schlaf, künstlicher Bau), aber er ist auch wesentlich von ihnen verschieden.

II. A. Körperliche Vorzüge:

1. Aufrechter Gang (der Blick zum Himmel gerichtet).

2. Erhabene Gestalt (Hülle eines unsterblichen Geistes); edles Gesicht (Weinen und Lachen); kunstvoll gebildete Hand (mannigfache Thätigkeit).

3. Längere Lebensdauer als die meisten Tiere.

4. Das Tier ist von dem Klima und den Nahrungsmitteln abhängig; der Mensch kann überall leben, sich an jede Nahrung gewöhnen.

B. Geistige Vorzüge:

1. Das Tier muß seinen natürlichen Trieben folgen; der Mensch kann sie beherrschen.

2. Das Tier ist abhängig von der Natur, allem Wechsel der Witterung preisgegeben: der Mensch hat sich die Natur unterworfen; mit seinen künstlichen Waffen trotzt er selbst den natürlichen Waffen der stärksten Tiere.

3. Der Mensch allein besitzt die Sprache als Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen.

4. Die Seelenfähigkeiten des Tieres sind nur einer mangelhaften Entwicklung fähig; der Mensch hat Verstand, Vernunft und

ein fühlendes Herz; er erkennt sein Verhältnis zu Gott und hofft auf ein ewiges Leben.

III. So erscheint das Tier mit allen seinen Kräften und Fähigkeiten überall abhängig; der Mensch dagegen ist im Stande, sich frei zu entwickeln. Alle seine Vorzüge deuten darauf hin, daß er nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist. Dieses suche er in sich zu bewahren, damit er nicht Gefahr laufe, unter das Tier herab zu sinken.

5. Wie beweisen wir Achtung gegen unsere Muttersprache?

I. Alle Völker legen Wert auf ihre Sprache; sie ihnen zu rauben ist schwer, man würde ihnen ihre Eigentümlichkeiten nehmen.

II. Die Achtung zeigt sich nicht in Geringschätzung oder Verachtung anderer Sprachen, sondern durch Thaten.

1. Man bediene sich seiner Muttersprache stets (soferne man nicht zum Gebrauch einer anderen notwendiger Weise gezwungen ist) in der Unterhaltung, im geselligen Verkehr, auf Aushängeschildern, bei Inschriften, auf Denkmälern und an Gebäuden, bei Redeakten u. s. w.

2. Man halte auf ihre Reinheit, verunstalte sie nicht durch fremdes Flitterwerk.

3. Man suche auch bei anderen für Erhaltung oder Wiederherstellung der Reinheit unserer Muttersprache zu wirken.

4. Man bringe sich ihre Vorzüge zum Bewußtsein: durch eifriges Studium ihres Baues, ihrer Gesetze, ihrer Literatur, durch Vergleichung mit anderen Sprachen.

III. Deutschland hat sich seine ursprüngliche Sprache bewahrt und sie mehr und mehr zur Vollkommenheit gebracht; sie steht auch im Auslande in hoher Achtung. Zu ihrer Erhaltung und Förderung beizutragen, ist eine patriotische Pflicht.

6. Einfluß der Mathematik auf die Gesamtbildung der Menschen.

I. Die Alten nannten die Mathematik vorzugsweise und allein Mathesis — Wissenschaft. Wenn sie dies nun auch nicht so ausschließlich ist,

II. so übt sie doch, gründlich betrieben, großen Einfluß aus auf die Gesamtbildung des Menschen. Sie fördert

A. die formale Bildung — Regelung, Schärfung, Klarheit des Denkens:

1. als Anschauungsunterricht — Sinnenübung —
2. als Denkübung — Verstandesentwicklung;

B. die praktische Lebensbildung — Anwendung der Mathematik auf das Leben: —

1. als Arithmetik — niedere Mathematik oder Rechenkunst, und als höhere, Algebra u. s. w.,
2. als Geometrie — Meßkunst. —

III. Es ist ein Vorurteil, wenn manche junge Leute glauben, daß sie die Mathematik nicht begreifen könnten.

7. Der Ackerbau, der Anfang der Kultur.

I. Die Menschen lebten in der ersten Zeit von dem, was die Natur ihnen von selbst bot. Später begnügten sie sich hiermit nicht mehr, und es entstand der Ackerbau.

II. Der Ackerbau ist der Anfang der Kultur:

1. Durch ihn wurden die Menschen vom unsteten Nomadenleben, von ihrer verwildernden Beschäftigung mit der Jagd, zu friedlicher Beschäftigung hingezogen.

2. Der Ackerbau nötigte die Menschen, sich feste Wohnplätze zu wählen. Anfangs vereinzelte Wohnungen, später Dörfer und Städte.

3. Das Zusammenleben der Menschen erzeugte mancherlei Bedürfnisse inbezug auf Kleidung, bequeme Ausstattung der Wohnungen ꝛc. — es entstand das Handwerk.

4. Das Zusammenleben der Menschen bewirkte Austausch der verschiedenen Erzeugnisse; — es entstand Handel und Verkehr;

5. mit dem zunehmenden Verkehr bildeten sich die Begriffe von mein und dein aus; — es entstanden Gesetze;

6. durch den zunehmenden Verkehr wurde der Grund zur Wissenschaft und Kunst gelegt; — es entstand die Länder- und Völkerkunde, die Rechen- und Schreibkunst ꝛc.

III. Somit ist der Anfang der Kultur auf den Ackerbau zurückzuführen. (J. Benn.)

Anm. Vergl. Schiller: Das eleusische Fest.

8. Der Mensch im Kampfe mit der Natur.

I. Beim Anblick der Natur und ihrer mit manchem Genuß verbundenen Schönheiten liegt der Gedanke wohl fern, daß der Mensch in mancher Beziehung zum Kampfe mit der Natur gezwungen ist. Und doch ist dem so.

II. Der Mensch muß kämpfen

A. Mit der lebenden Natur:

1. Gegen Tiere
   a. zur Unterhaltung des Lebens,
   b. um sich vor ihrer Wildheit zu schützen;

2. gegen Pflanzen. Mühsames Ausrotten von Unkraut, Urbarmachung von Wäldern.

B. Mit der leblosen Natur:

1. Gegen das Feuer;

2. gegen das Wasser (Überschwemmungen, Gefahren der Schiffahrt);

3. gegen den Blitz;

4. gegen Sturm und Hagel;

5. gegen Erdbeben;

6. gegen Einsturz, Verschüttung und andere Gefahren, die sich dem Menschen beim Bergbau entgegenstellen, wenn er die Schätze der Natur ans Tageslicht zu fördern sucht.

III. Durch seine geistige Überlegenheit ist es dem Menschen gelungen, sich in mancher Hinsicht die Natur unterthänig und die Kräfte derselben seinem Willen dienstbar zu machen. (J. Venn.)

9. Welches sind die Eigenschaften der pflichtmäßigen Wahrheitsliebe?

Sie ist:

1. rein,
2. unermüdet,
3. unparteiisch,
4. freimütig,
5. unerschrocken.

10. Zu selbständiger Bearbeitung.

1. Die Überlegenheit Europas vor den übrigen Erdteilen.
2. Inwieferne war die Erfindung der Buchdruckerkunst eine hochwichtige?
3. Ursachen der französischen Revolution.
4. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Leipzig.
5. Wie zeigt sich der wahre Freund?
6. Woran erkennt man den Ordnungsliebenden?

---

3. Aufgaben zu Abhandlungen mit vorwiegend betrachtendem Charakter.

1. Wir sind Gäste nur auf Erden.

I. Was in der Zeit geworden ist, vergeht auch wieder in der Zeit. Das zeigt die Natur und die Geschichte. Auch der Mensch ist

dem Lose alles Gewordenen nicht enthoben. Die Erde ist ihm nur ein Gasthaus.

II. Inwiefern gleicht der Mensch in seinem Leben einem Gaste?

A. Seine Ankunft im Leben erregt freudige Aufregung; ebenso die Ankunft eines Gastes bei seinem Freunde oder im Gasthause.

B. Dem Aufenthalt des Menschen auf Erden ist der Aufenthalt eines Gastes im Gasthause oder bei einem Freunde vergleichbar.

1. Der Gast ist nicht Besitzer; er genießt Speise, Trank, Wohnung, Bett u. s. w., so lange sein Wirt will. So besitzt auch der Mensch während seines Lebens nichts sicher: Im Augenblick kann ihm alles genommen sein, Hab und Gut, Verwandte und Freunde, Freiheit und Leben; er genießt alles nur solange es Gott gefällt, und mitnehmen darf er nichts.

2. Der Gast ist in der Fremde, nicht zu Hause; er entbehrt das Daheim bei aller Bequemlichkeit, noch mehr, wenn er diese nicht hat: Er hat eines andern Hausordnung zu beobachten, ist nicht völlig frei, nicht „sein eigener Herr." So ist auch der Mensch, weil er auf Erden nicht „zuhause" ist, voll Unruhe und nährt in sich ein oft unklares Sehnen nach der ewigen Heimat: cor nostrum inquietum donec requiescat in deo.

3. Der Gast ist nicht lange, wo er ist, wenn auch der eine längere, der andere kürzere Zeit verweilt. So ist der Mensch nicht lange auf Erden: Für manchen steht der Sarg dicht neben der Wiege, andere erreichen das Greisenalter, immer aber „fährt das Leben schnell dahin, als flögen wir davon."

D. Dem Aufbruch eines Gastes aus dem Hause des Freundes oder des Gastwirtes gleicht das Abscheiden des Menschen.

III. Über den Gast wird nach seiner Abreise gesprochen. So auch über den Toten: Sorge dafür, daß dein Andenken in Segen bleibe.

2. Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein. (Uhland.)

I. Die Veranschaulichung der Wahrheit des Themawortes durch die Schilderung eines Kirchhofbesuches.

II. Auf dem Platze, auf welchem unsere „stillen" Toten ruhen, ist es gewöhnlich still. Woher kommt das?

A. Von der Lage des Ortes, die seiner Bestimmung entsprechend gewählt ist. „Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung." (Schillers Spaziergang.)

B. Von der Beschaffenheit und Stimmung der Besucher des Begräbnisplatzes.

1. Negativ:

a. Er ist kein Tummelplatz für rohe Menschen.

b. Er ist auch kein Ort für leichtsinnige Spaziergänger; denn die ihnen geläufigen und oft allein möglichen Unterhaltungen würden dort nicht in Gang kommen wollen.

c. Der Ort ist kein Spielplatz für die wilde Jugend.

2. Positiv: Und ernst sind die Besucher alle; denn die kommen

a. treten entweder kummervoll an offene Gräber: Verwandte, Freunde und Bekannte des Gestorbenen. Beerdigungsscene; Gedanken und Empfindungen der Trauergenossen;

b. oder sie gehen gedankenvoll und von Trauer bewegt zu Gräbern, die vor kürzerer und längerer Zeit sich geschlossen haben;

c. oder sie wandeln ernst und sinnend zwischen den Gräbern und bleiben, Aufschriften lesend, hie und da stehen: Noch betrauern sie in den Begrabenen keinen der Ihrigen, aber „des Todes rührendes Bild" steht ihnen überall vor Augen.

Bei allen Besuchern sind es Gedanken an den Tod und an die Ewigkeit, die sie bewegen: Die religiösen Gefühle der Andacht und des heiligen Schauers vor der Ewigkeit, der Hoffnung und des bangen Zweifels, der eigenen Nichtigkeit und Sündhaftigkeit kommen zur Herrschaft: Sie alle empfinden, was die Worte Friedhof, Gottesacker bedeuten:

III. Das alles aber macht still, innerlich und äußerlich. Nur verbrecherische Menschen und der Krieg stören bisweilen die Ruhe des Toten. (Leuchtenberger.)

3. Wann tönt die Glocke?

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Schillers Lied von der Glocke bietet das reichste Material zur Beantwortung der oben aufgestellten Frage. Nur muß der dort gebotene Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten klar geordnet und in einzelnen Bildern die mannigfaltige Bestimmung der Glocke anschaulich gemacht werden. Es sind zu betrachten:

I. Regelmäßig wiederkehrende Fälle. Morgen-, Mittags- und Abendglocke. Ruf zur Kirche zum regelmäßigen Gottesdienste.

II. Außergewöhnliche Fälle:

1. Freudige Ereignisse: Taufe, Konfirmation, Trauung. Einzug eines Fürsten. Friedensfest.

2. Traurige Ereignisse: Totenglocke. Feuerglocke.

Anm. Etwas anders würde disponiert werden, wenn man Schillers Worte zu grunde legt:

„Sie soll mit den Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.“

Auch hiernach würde die Arbeit in zwei Teile zerfallen. — Desgleichen ließe sich die Bedeutung der Glocke zuerst für das kirchliche Leben, und zwar sowohl für den einzelnen als auch für die Gemeinde, sodann für das Leben betrachten.

4. Das Wasser, ein lebendes und belebendes Element.

I. Pindar, der in einer seiner Hymnen das Wasser, das Gold und die olympischen Spiele zusammenstellt, erklärt das Wasser, für das Edelste. „Was wäre, o Mutter Erde, ohne deiner Gewässer diamantnes Geschmeide all dein königlich Prachtgewand?“

II. 1. Das Wasser ist das immer lebendige Element. Ein Bild des Lebens ist es, „wenn murmelnd in grüner Waldesnacht aus bemoostem Fels die krystallne Quelle sprudelt und im duftigen Sonnenstrahl, der sich durchs Laubgewölbe stiehlt, silbern aufblitzt, oder stäubend im Wasserfall, drüber der Regenbogen schwankt, über verwaschne Blöcke stürzt.“ Welch ein bewegliches, ruheloses, lebendiges Element das Wasser, erfahren wir am eindringlichsten am Strande des Meeres. Wie wechseln hier die Bilder!

2. Das lebende Element ist zugleich ein belebendes. Wie belebt es die Landschaft in doppelter Beziehung. Die verbrannten Steppen Asiens, die Wüsten Afrikas legen davon Zeugnis ab. Wie belebt sich die Natur nach einem erquickenden Regen! — Wie belebt es die Menschen! Wie erquickt ein erfrischendes Bad die Glieder! Tausenden haben die Heilquellen neue Lebenskraft und neuen Lebensmut gespendet.

III. So spielt das Wasser schon in den alten Sagen eine bedeutsame Rolle. Sage vom Jungbrunnen. Heilige Waschungen. Die höchste Weihe empfängt das lebenspendende Element in der christlichen Taufe.

5. Welche Bedeutung hat der Weihnachtsbaum.

I. Welch eine schöne Sitte am heiligen Weihnachtsabend einen Christbaum zu schmücken! Der brennende Weihnachtsbaum ist eines der lieblichsten Bilder in der kalten, dunklen Winterszeit. Unauslöschliche Eindrücke empfängt das kindliche Gemüt. Welche Erinnerungen tauchen auf? Jene schöne und verbreitete Gewohnheit hat einen tieferen Sinn. Welches ist die sinnbildliche Bedeutung des Weihnachtsbaumes?

II. 1. Was bedeutet der Baum selbst? Entstammt er dem deutschen Heidentum? Dort gab es eine Weltesche, Yggdrasil genannt, einen Weltbaum, welcher die Idunaäpfel ewiger Jugend trug. Oder bedeutet er den Baum des Lebens aus dem Garten Eden? Will er uns des Paradieses Glück, der ersten Unschuld Kindestraum zurück-

bringen? Oder ist er ein Sinnbild des Christentums? Gleichnis vom Senfkorn, das zum Baum wird, in dessen Schatten alle Schutz und Erquickung finden. Der immergrüne Baum weist hin auf die Segnungen, die nicht verwelken und veralten. Herder singt:

Goldne Zeit! Ich seh den Baum aufsprießen,
Der ein Lebensbaum wird allen Völkern!
Seine Früchte Labsal für den Matten,
Seine Blätter Arzenei dem Kranken
Und sein Schatten Zuflucht und sein Atem
Himmelsgeist, ein Hauch des Paradieses.

2. Die Lichter des Baumes deuten auf den, der das Licht der Welt ist und in jedes Dunkel hineinleuchtet.

3. Die Geschenke an und unter dem Baum sind ein Abbild des großen Gnadengeschenkes, das Gott der Welt in seinem Sohne gemacht hat. Wie viel hat er uns damit geschenkt!

III. So gilt es auch hier, über der glänzenden äußeren Schale nicht den Kern zu vergessen. (Nr. 3—5 Kluge.)

6. Lob der Musik.

I. Gesang und Musik sind uralt. Die ältesten Völker hatten Kriegs- und Schlachtgesänge, Hymnen zum Preise der Götter 2c. — David spielte die Harfe zu den Gesängen der Psalmen. — Man unterscheidet Vokal- und Instrumental-Musik.

Beide sind des Preises wert:

II. Das Lob der Musik quillt jedem edlen Menschen aus dem Herzen — denn die Musik

1. erfreut des Menschen Herz, — des einzelnen, — vieler im Verein (Konzerte 2c.).

a. Das Herz des gesunden, glücklichen Menschen] (Sänger — Gesangvereine, Liedertafeln) — Frohsinn, Genuß!

b. Das Herz des kranken, schwermütigen Menschen tröstet, beruhigt sie und belebt sie zu neuer Hoffnung z. B. am Grabe 2c.

2. Sie veredelt des Menschen Herz — als weltliche und besonders als geistliche oder Kirchenmusik

a. zieht von Niedrigen, Gemeinsinnlichen ab, hält ab von rohen Genüssen — von Gemeinheit, — wirkt zähmend ein auf die Roheit und Wildheit (Mythen: Orpheus, Arion);

b. weckt feineres, tieferes Gefühl und Sinn für das Schöne, macht zugänglich für das Bessere, erhebt die Menschen! (Macht des Gesanges von Schiller.)

III. Wer mit musikalischen Anlagen begabt ist und Zeit und

Gelegenheit zur Erlernung der Musik (Gesang — Instrument) findet, versäume nicht, sich in dieser herrlichen Kunst auszubilden.

(Nach Heinze.)

7. Am Neujahrsabende.

I. Es gibt Zeiten, welche mächtig zum Herzen des Menschen sprechen und selbst den Gedanken des Leichtsinnigsten für den Augenblick eine ernstere Richtung geben. Solch ein ernster Zeitpunkt ist vor allem der Jahreswechsel.

II. 1. Woran erinnert er?

a. An die Flüchtigkeit der Zeit.

b. an ihre Unwiederbringlichkeit.

c. an die Nichtigkeit des Irdischen.

2. Wozu ermuntert er?

a. Zum Rückblicke und zu ernster Prüfung des bisherigen Lebens und Strebens.

b. Zu guten Vorsätzen für die Zukunft.

3. Wovor warnt er?

Vor Leichtsinn in Anwendung der Zeit, jenes kostbaren „Stoffes, aus welchem unser Dasein gewebt ist.“ Kein Aufschub!

4. Wozu verpflichtet er?

Zum Danke gegen Gott, der uns bisher erhalten und mit Gütern des Leibes und der Seele gesegnet hat.

III. Wenn wir den Neujahrsabend mit solchen Gedanken und Entschlüssen feiern, und wenn wir diese zur That werden lassen, dann darf uns vor der Zukunft nicht grauen. Wehe uns aber, wenn wir einstens sprechen müßten:

Gib mir die Jugend wieder, damit ich anders wähle!

(Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“.)

8. Wert der Zeit.

I. Der Wert der Zeit wird selten in der gehörigen Weise gewürdigt.

II. Der Wert der Zeit so groß:

1. Weil sie a. so kurz, b. flüchtig ist. (Nachweis.)

2. Weil sie unwiederbringlich ist. (Nachweis.)

3. Weil von ihrer Benutzung das zeitliche und ewige Glück des Menschen abhängt. (Nachweis.)

III. Kurze Zusammenfassung des Ganzen und Schlußfolgerung.

9. Die Freuden des wiederkehrenden Frühlings.

Sie sind:

1. allgemein — ihnen schließt sich das Herz eines jeden auf; —

2. rein — ihr Genuß an sich ist von jedem unlauteren Zusatze frei —:

3. stärkend — für Körper und Geist —;

4. erhebend — insofern sie unseren Blick auf den lenken, der alles schafft und enthält.

10. Aufgaben zu selbständiger Bearbeitung.

1. Was bedeuten die Blumen dem Menschen?
2. Am Beginne (Schlusse) des Schuljahres.
3. Die Wiederkehr des Lenzes.
4. Der Sternenhimmel.
5. Die fliehende Zeit.
6. Es kommt Krieg!
7. Es ist Frieden.
8. Auf dem Schlachtfelde.

---

4. Abhandlungen, bei welchen die Begründung (Beweisführung) in den Vordergrund tritt.

1. Der Reichtum der Jugend.

I. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes „Reichtum" ist die Jugend arm, d. h. sie besitzt nicht Geld und Gut, und selbst die Kinder reicher Eltern sind nicht im Besitze nahmhafter Güter, die man mit dem Worte „Reichtum" bezeichnen könnte.

Dennoch ist:

II. die Jugend reich — im uneigentlichen Sinne:

A. Sie ist reich an Zeit:

1. Die Gegenwart gehört der Jugend und zwar

a. zu eigenem Vergnügen — Spiele, Belustigungen, zu angenehmer Unterhaltung;

b. zu eigener Benutzung — zur Selbstbildung ꝛc.

2. Die Zukunft — langes Leben — gehört der Jugend.

a. zwar nicht absolut sicher;

b. aber doch nach Wahrscheinlichkeit und jedenfalls nach Möglichkeit, die im hohen Alter nicht mehr vorhanden ist.

B. Die Jugend ist reich an Kraft

1. an Körperkraft:

a. rüstige, natürliche Stärke — Jugendfrische und Kraft — elastische Glieder;

b. körperliche Gewandtheit — Geschicklichkeit — ꝛc.;

2. an Geisteskraft:

a. der denkende Geist ist leistungsfähig,

b. das fühlende Herz ist warm.

III. Der Reichtum der Jugend ist unschätzbar — er läßt sich durch keinen Geldreichtum erkaufen und ersetzen. Dieser Reichtum will aber auch, wie jeder Reichtum vorsichtig verwaltet und recht benutzt werden. Der Mißbrauch führt zum Verderben.

2. Warum mißlang den Römern die Unterwerfung der Germanen?

I. Überall war Rom siegreich; an Deutschland scheiterte seine Macht.

II. Die Gründe sind zu suchen:

1. In der Beschaffenheit des Landes:

a. sein Klima (Nebel und Frost);

b. Armut an Produkten (Wald, Hafer, Gerste; dürftige Weideplätze mit unansehnlichen Pferden und Rindern);

c. Bevölkerung (freie Menschen im Naturzustande, in armseligen, oft sogar beweglichen Hütten).

2. In der Natur des Volkes; ein selbständiger, unvermischter Menschenschlag voll Tapferkeit und Kampfesmut.

3. In verkehrten Maßregeln der Römer: Aufzwängen fremder Sitten: Ruten und Beile, fremdes Gesetz, Spitzfindigkeit bei der Rechtspflege, willkürliche Steuern; infolge dessen Erregung allgemeinen Unwillens.

4. In der angeborenen Freiheitsliebe, welche die Deutschen wider ihre Natur zu Verschlagenheit und List antrieb, was ihnen ungeachtet der schlechten Bewaffnung überlegene Stärke gab.

5. In dem Umstande, daß die sittliche Kraft der Römer bereits geschwächt war, so daß sie nicht mehr die frühere Energie (= Entschiedenheit, Ausdauer) besaßen, sowie in der Eifersucht der römischen

Cäsaren auf siegreiche Feldherren (Tiberius rief den Germanikus aus Besorgnis ab).

III. Wie das deutsche Volk gegen die Römer, so hat es seitdem gegen alle Eroberer und Unterdrücker seine Freiheit zu behaupten gewußt. Die altdeutsche Kraft und Vaterlandsliebe ist noch lebendig in den Enkeln.

3. Beweis, daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben.

I. Die Macht des Beispiels, des guten wie des bösen, liegt in der sinnlichen Veranschaulichung des Handelns und Genießens — und so kann es nicht fehlen:

II. daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben.

A. die Erfahrung lehrt es:

1. die Geschichte:

a. die Geschichte aller Zeiten,

b. die Geschichte aller Völker —

2. die Gegenwart:

a. die eigene Erfahrung,

b. die Erfahrung anderer.

B. Die Vernunft beweist es:

1. aus der Natur der Menschen; dieser ist

a. selten schon so charakterfest, daß er nicht von seinem guten Wege abgeleitet, verführt werden könnte;

b. das Gute reizt anfangs wenig: „Der Tugend Pfad ist anfangs steil; läßt nichts als Mühe blicken —."

2. Aus dem Wesen des bösen Beispiels:

a. sehr verlockende Seiten: „des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen, allein sein Fortgang wird Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen."

b. es greift den Menschen bei seiner schwachen Seite an — indem es sich zugleich mit dem Mantel der Unschuld umhüllt.

III. Sei vorsichtig in der Wahl deines Umganges.

4. Das menschliche Leben ist Kampf.

I. Wahr ist der Ausspruch Goethes, ein Mensch sein, heiße ein Kämpfer sein. Zu kämpfen hat der Mensch von der Wiege bis zum Grabe.

II. Der Mensch ist im steten Kampfe

1. für sein leibliches (körperliches) Sein;

a. bei seiner körperlichen Entwicklung — Kinderkrankheiten — Gefahren für den noch unbeholfenen Menschen — er muß stehen und gehen, seine Glieder gebrauchen lernen ꝛc. Der Mensch ist in dieser Beziehung in seinem Jugenddasein viel unvollkommener als das Tier —

b. für sein leibliches Fortbestehen — seine Lebenserhaltung — Ernährung — Kampf um das nackte Leben, um sein tägliches Brot — durch Arbeit, durch Ertragung von Lasten, Überwinden von Schwierigkeiten aller Art im Erwerbs- und Geschäftsleben.

2. Er kämpft aber auch im geistigen Leben:

a. für seine intellektuelle Entwicklung — mit Unwissenheit und Ungeübtheit; mit Vorurteil und Aberglauben — er hat sich durchzuarbeiten und durchzukämpfen von der sinnlichen Wahrnehmung zu Klarheit, zu richtigem Gebrauche des Verstandes.

b. Das moralische Leben ist endlich im ewigen und allergefährlichsten Kampfe zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, zwischen Fleisch und Geist, zwischen Irdischem und Himmlischem.

III. Nur wenige harren aus in diesen Kämpfen — und nur wer ausharrt, wird gekrönt. Viele ermatten auf ihrem Lebenswege, geben den Kampf auf, ergeben sich und unterliegen — nur wenige stehen daher am Ende ihres Lebens als Sieger da und keiner ohne Sünde!

Goethes Wort:

Nicht so vieles Federlesen,
Laßt mich immer nur herein;
„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein!"

5. Warum ist es gut, daß wir die Zukunft nicht vorher wissen?

I. Gar oft wird bei dem Menschen der Wunsch rege, einen Blick in die Zukunft thun zu können. (Die Orakel, Magier, Traumdeuter, Kartenleger ꝛc.) Gott hat aber dieselbe für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

II. Dies ist von dem erhabnen Lenker der Schicksale sehr weise und heilsam geordnet; inwiefern?

Das Vorherwissen der Zukunft würde:

1. uns in dem Streben nach Vollkommenheit hinderlich sein, denn

a. es würde uns entweder übermütig machen; eines glücklichen Ausganges und Erfolges gewiß, würden wir gar bald unterlassen, das gewünschte Ziel unserer Bestrebungen durch Anstrengung unserer Kräfte zu erringen, oder

b. wir würden verzagt werden; wir würden denken: warum sollen wir auch nur einen Schritt thun, da ja doch alle unsere Bestrebungen ohne Erfolg bleiben werden?

Das Vorherwissen der Zukunft würde

2. unser zeitliches Glück vermindern.

a. Es würde uns nämlich viele Freuden rauben; auch das größte Glück würden wir bei seinem Erscheinen nicht als ein Glück genießen, wenigstens würden wir ziemlich gleichgültig sein, da wir ja schon damit bekannt waren.

b. Es würde aber auch die widrigen Ereignisse unseres Lebens zur Last machen; alles Unangenehme und Herbe würde uns schon längst vor seinem Eintritte die Ruhe und Freudigkeit der Seele, die Lust zu jedem Geschäfte u. a. rauben. Unser Leben würde ein stets getrübtes sein. (Kassandra hatte von Apollo die Sehergabe empfangen; sie fühlte sich aber im Besitze derselben sehr unglücklich.)

III. Wir haben also die Weisheit des Schöpfers zu preisen, der die Ereignisse der Folgezeit mit einem Schleier verhüllt hat.

6. Warum sind Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung wertlos?

I. Oft wird Bildung des Verstandes allein geschätzt, ohne auf die Gesinnung Rücksicht zu nehmen; aber Geschicklichkeit im Berufsleben, allgemeine Bildung und gesellschaftliches Talent sind noch nicht ausreichend zur inneren Vollkommenheit; Rechtschaffenheit und Treue dürfen nicht fehlen.

II. Die sittliche Gesinnung besteht in der festen, immer thätigen Richtung aller Kräfte auf das selbsterkannte Gute, im treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze. Ihr gegenüber erscheinen jene Vorzüge wertlos, denn:

A. Aus solchen Vorzügen entsteht noch kein begründeter Anspruch auf Achtung, da sie nicht notwendig aus einer sittlichen Willensrichtung, sondern vielleicht aus Eitelkeit, Ehrbegierde ꝛc. hervorgehen.

B. Sie haben kein Recht auf unsere Zuneigung, indem hiezu Vorzüge des Herzens nicht fehlen dürfen.

C. Sie haben nicht einmal einen entschiedenen Wert für die Gesellschaft, weil sie sich unser Vertrauen nicht erwerben können, sobald sie nicht mit dem Geiste der Selbstverleugnung verknüpft sind.

III. Äußere Vorzüge sind ein blendendes Licht, wenn ihnen die belebende Wärme, die Liebe, fehlt.

7. Es ist schwerer erhalten als erringen.

I. Erringen ist leichter,

a. aus inneren Gründen:

1. die physische Kraft wird durch Thätigkeit entwickelt und hält aus in Mühen und Entbehrungen;

2. die intellektuellen und moralischen Kräfte werden gehoben; der Verstand wird geschärft, der Wille gestärkt, der Mut geweckt.

b. aus äußeren Gründen:

1. dem Ringenden und Strebenden stehen mithelfende Menschen zur Seite;

2. glückliche Zufälle begünstigen ihn.

II. Erhalten ist schwerer:

a. aus inneren Gründen:

1. nach Kampf folgt Ruhe und Sorglosigkeit;

2. Genußsucht und Üppigkeit werden dem Besitze gefährlich.

b. aus äußeren Ursachen:

1. der Besitz erweckt Feinde, Neider, Schmeichler;

2. Unglücksfälle können ihn gefährden und zerstören.

(Linnig.)

8. Warum halten sich die Menschen meistens für besser, als sie wirklich sind?

Der Grund liegt

1. in der Eigenliebe, die unser Urteil über unsere Handlungen einseitig macht, indem wir, durch sie geblendet, Vorzüge, welche wir besitzen, über Gebühr erheben, Fehler aber, die uns ankleben, nur allzuleicht beschönigen;

2. in den Schmeicheleien, die uns von anderen gemacht werden, und die wir nur allzugerne für Wahrheit halten;

3. in dem Mangel an gehöriger Aufmerksamkeit auf uns selbst, wodurch uns der wahre Zustand unseres Innern verborgen bleibt.

9. Warum sind so viele Menschen mit ihrer Lage unzufrieden?

1. Sie haben eine zu hohe Einbildung von sich selbst, von ihrem Werte und ihren Verdiensten.

2. Sie bringen nur das Unangenehme ihrer Lage in Anschlag und übersehen das Gute derselben.

3. Sie vergleichen ihre Lage nur mit der Lage der Glücklicheren, anstatt sie mit der Lage der Unglücklicheren zu vergleichen.

4. Sie haben nicht genug Vertrauen auf Gottes weise, liebevolle Regierung.

10. Aufgaben zur selbständigen Bearbeitung.

1. Die Ströme sind die Kulturadern der Erde.
2. Der Lohn der guten That.
3. Wahre Bildung macht bescheiden.
4. Ein Leben voll Arbeit ist keine Last, sondern eine Lust.
5. Arbeitsamkeit ist das sicherste Schutzmittel gegen die Armut.
6. Warum kann man unser Zeitalter das eiserne nennen?

---

5. Abhandlungen, durch welche eine praktische Anwendung bezweckt wird.

1. Wie sollen wir wohlthun?

I. Leichtfertige Menschen entschuldigen ihre Hartherzigkeit oft mit der Redensart: Man kann nicht allen helfen. Dem gegenüber erscheint die Barmherzigkeit als eine edle Regung des menschlichen Gemüts.

II. Gelegenheiten zum Wohlthun werden uns häufig geboten. — Gutmütige Leute begehen aber oft Fehler; sie haben sich klar zu machen, wie sie am besten wohlthun.

1. Durch Teilnahme. Sie thut wohl; in manchen Fällen wird nichts als Trost verlangt. — Falsches Mitleid wäre es, Unrecht oder gar Verbrechen zu beschützen, und so das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu gefährden. Dann verwandelt sich die vermeintliche Wohlthat in ihr Gegenteil.

2. Durch Rat. Der Einsichtsvolle kann zum Wohlthäter des Unwissenden werden. Belehrung, Angabe zweckmäßiger Mittel, Verteidigung unrechtmäßig Angegriffener fördern die Wohlthat des einzelnen wie die der Gesamtheit. — Fehler werden begangen durch leichtfertige Empfehlung unbrauchbarer Personen, durch Beförderung Unwürdiger u. s. w.

3. Durch die That. Geldspenden sind wohl angebracht, wo rasche Hilfe erfordert wird, oder wo es darauf ankommt, ein bedürftiges Talent zu unterstützen. — Man helfe ohne Ansehen der Person (wie der barmherzige Samariter, Luk. 10, 30); ohne Eitelkeit und Prahlerei (nicht wie der betende Pharisäer, Luk. 18, 12); ohne Besorgnis, daß eine kleine Gabe nichts nütze (das Scherflein der Witwe, Mark. 12, 42); man schone das Zartgefühl des Bedrängten, so weit es möglich ist. — Verkehrte Wohlthaten sind Unterstützung fauler Bettler und leichtsinniger Verschwender, wodurch verschämten Armen das, worauf sie Anspruch haben, entzogen wird.

III. Wohlthätige Gesinnung rechnet nicht auf Lohn, sie begnügt sich mit dem eigenen Bewußtsein, mit der Achtung der Mitwelt. Liebe zu Gott und seinem Nächsten ist die richtige Quelle wahrer Barmherzigkeit, welche an sich schon befruchtet wie ein Frühlingsregen. — „Geben ist seliger denn Nehmen." — „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn." — „Wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut." — „Wohlthun trägt Zinsen."

2. Wie gelangt man am sichersten zum Wohlstande?

I. 1. Der Wunsch, im Wohlstande zu leben, ist gewiß natürlich und deshalb durchaus nicht tadelnswert. Wer im Wohlstande lebt, kann sich selbst ein angenehmes Leben verschaffen, den Seinigen mit größerer Leichtigkeit die Mittel zu Bildung und Unterkommen sichern, kann wohlthätig sein &c. &c.

2. Wohlstand ist häufig bloß ererbt; aber man kann sich ihn auch wohl selbst erwerben.

3. Es gibt der Wege, die man zu diesem Zwecke einschlagen kann, mancherlei, darunter selbst unredliche. Einige führen wohl zuweilen zum Ziele — (Hazardspiele, Betrug &c. —) aber ein Wohlstand, auf solchen Wegen erworben, beglückt nicht, am wenigsten auf die Dauer.

II. Welches sind aber empfehlenswerte Mittel?

1. Fleiß. Frühe Ausbildung unserer Kräfte und dann Anwendung der ausgebildeten.

a. Im Hauswesen. Eigener Fleiß, wie das Anhalten der Unsrigen zum Fleiß; kein Aufschub dessen, was gethan werden muß; Schädlichkeit des Müßigganges.

b. Im Geschäftsleben. Sorgfalt in den Berufsgeschäften weckt Vertrauen, schafft dem Handwerker Kunden, dem Staatsdiener Achtung und Beförderung.

2. Ordnungsliebe und Pünktlichkeit.

a. Im Hauswesen. Schilderung einer Ordnung liebenden Familie. — Durchs Gegenteil geht oft Erworbenes zugrunde.

b. Im Geschäftsleben. Man gewinnt an Zeit durch gehörige Verteilung der Geschäfte, sowie an Achtung bei Vorgesetzten, behält Muße zu eigenen Arbeiten, die gleichfalls zum Erwerb dienen können.

3. Vorsicht bei Unternehmungen, bei Spekulationen, namentlich auch in der Wahl unserer Helfer.

4. Strenge Rechtlichkeit. Sie empfiehlt überall, weckt Vertrauen, macht Freunde und Gönner, während Unredlichkeit alles Zutrauen raubt.

5. Friedfertigkeit. Sie sichert vor Verdruß, der in die Geschäfte des Lebens hemmend eingreift — schützt vor kostspieligen Prozessen.

6. Sparsamkeit ohne Geiz. Nichts Brauchbares umkommen lassen, Vermeidung unnötigen Aufwandes, der Putzsucht, kostspieliger Vergnügungen.

III. Diese Wege mögen immerhin langsamer zum Ziele führen, — aber sie führen sicher und rauben uns nicht den Frieden des Gewissens.

3. Wie können wir der Anstalt, in der wir unterrichtet werden, unsere Dankbarkeit beweisen.

I. Ein inneres Gefühl, sowie reifliche Überlegung treiben uns zur Dankbarkeit gegen unsere Bildungsanstalt.

II. Wir können uns dankbar zeigen:

1. Während der Schulzeit.

a. Durch Bescheidenheit des Benehmens.

b. Durch die Achtung, mit der wir von den Lehrern sprechen.

c. Durch Befolgung ihrer Anordnungen und Vorschriften.

2. Nach der Schulzeit.

a. Durch frohe Rückerinnerung, wenn man den Wert der empfangenen Bildung zu schätzen versteht.

b. Durch Teilnahme an den Schicksalen der Anstalt und ihrer Lehrer.

c. Durch unsern Lebenswandel; Fortbildung des Geistes und des Herzens.

III. Ein dankbarer Schüler sucht der Schule Ehre zu machen und dem Staate nützlich zu werden. Mancher hat seine Dankbarkeit durch die That bewiesen: durch Empfehlungen, Geschenke, Stiftungen 2c. 2c.

4. Was hat der Jüngling bei der Wahl seines Lebensberufes zu berücksichtigen?

I. 1. Wenn der Mensch aus dem Knabenalter in die Jünglingsjahre tritt, erwählt er sich einen Beruf, in welchem er der menschlichen Gesellschaft einst nützlich zu werden gedenkt.

2. Bei dieser Wahl finden oft Mißgriffe statt, die späterhin des Menschen Unglück begründen. Beispiele.

3. Oft hängt die Wahl nicht von dem Jünglinge selbst ab. — Vermögensumstände, Stand der Eltern und der Wille derselben bestimmen diese öfters. — Wenn er selbst die Hauptstimme dabei hat so fragt es sich:

II. Was hat er dabei besonders zu berücksichtigen? Vorausgesetzt, daß der Mensch in jedem Stande glücklich sein kann — Beweise und Beispiele — darf er sich

A. nicht bestimmen lassen

1. durch Eitelkeit und Ehrsucht. — Das bewirkt oft mehr Unglück, als Glück und Zufriedenheit.

2. Nicht durch Bequemlichkeit und Scheu vor körperlicher oder geistiger Anstrengung.

B. Sondern er soll sich bestimmen lassen durch Gründe anderer Art.

1. Äußere.

Stand und die Vermögensumstände der Eltern. Das Gegenteil bewirkt oft eine in Kummer und Elend verlebte Jugendzeit.

2. Innere Gründe.

a. Hervorstechende Neigung zu einem Geschäfte. — Diese kann indessen stattfinden, ohne daß gerade ein innerer Beruf zu dem gewählten Geschäfte vorhanden wäre; daher

b. Kräfte und Fähigkeiten dazu.

α) Körperliche Kräfte.

aa. Manche Geschäfte sind von der Art, daß dieselben vorzüglich zu berücksichtigen sind, z. B. 2c.

bb. Aber auch andere, bei welchen der Geist besonders thätig und wirksam sein soll, bedürfen gewisser körperlicher Eigenschaften, z. B. der Prediger einer starken Brust, einer deutlichen und wohltönenden Stimme.

β) Geistige Kräfte. — Andere Kräfte werden vom Kaufmann, Fabrikanten, Landmann, Künstler — andere vom Gelehrten — in Anspruch genommen.

3. Endlich Gründe, hergenommen aus der Wichtigkeit, Nützlichkeit, Ehrwürdigkeit des zu wählenden Berufes.

III. Die Prüfung, ob man zu einem gewissen Berufe tauglich sei, ist nicht leicht: daher ist große Sorgfalt und Umsicht nötig, auch der Rat kenntnis- und erfahrungsreicher Freunde.

5. Wie sollen wir uns verhalten, gegenüber den Fehlern der Menschen die uns nahe stehen?

1. In Rücksicht auf die Fehlenden:

a. wehre der Parteilichkeit, welche die Fehler anderer Menschen entweder zu verkleinern oder zu vergrößern pflegt;

b. trage die Fehler anderer Menschen mit doppelter Nachsicht und Schonung, und

c. suche sie, wenn es irgend möglich ist, mit Ernst und Sanftmut zu bessern.

2. In Rücksicht auf uns selbst:

a. hüte dich, durch die Betrachtung der Fehler derer, die in deiner Nähe stehen, deinen Dünkel zu nähren;

b. rechtfertige nicht deine Fehler durch die Fehler anderer;

c. wache, daß nicht die Fehler, deren öfters Zeuge du bist, dein sittliches Urteil irre leiten, und unvermerkt dir selbst sich mitteilen.

6. Was hat man bei dem Streben nach Lob, Ehre und Ruhm zu beobachten?

I. Keiner ist wohl ganz gleichgiltig gegen Lob, Ehre und Ruhm. Ein jeder strebt vielmehr mit größerem oder geringerem Eifer darnach. Es bedarf aber dieses Streben einer sorgsamen Leitung.

II. A. Es muß auf die rechten Gegenstände gerichtet sein.

1. Man muß nicht Lob und Ehre auf dem Wege von Verdiensten suchen, welche man gar nicht oder doch nur höchst schwer sich erwerben kann.

2. Man muß nicht Lob und Ehre durch unnütze oder gar schädliche, sondern nur durch gute Mittel erstreben.

II. B. Es muß Maß gehalten werden. Man hat sich also zu hüten, daß

1. dieses Streben nicht zur Leidenschaft, zur Ehr- und Ruhmsucht werde;

2. daß man irgend eine Pflicht gegen andere dabei verletze.

III. Das eigene gute Bewußtsein muß jederzeit in unseren Augen höher stehen, als aller Ruhm vor der Welt.

7. Arbeitsamkeit.

I. Die Menschen streben nach irdischen Gütern, und dies ist nicht zu tadeln, wenn darüber das Höhere nicht vergessen wird. Das beste Mittel zur Erwerbung irdischer Güter, welche auch zum Leben selbst unentbehrlich sind, ist Arbeitsamkeit.

II. Arbeitsamkeit ist die uns eigentümlich gewordene Neigung immer etwas nützliches zu verrichten.

A. Wir müssen uns früh, in der Jugend schon, daran gewöhnen, denn:

1. Wer sich in der Jugend nicht an Thätigkeit gewöhnt, findet auch in späteren Jahren keine Lust an der Arbeit. — Jung gewohnt, alt gethan.

2. Andere arbeiten für uns, also müssen wir auch für sie arbeiten.

3. Gott gab uns Kräfte zur Arbeit (Gleichnis von den Pfunden), wer sie nicht anwenden wollte, wäre undankbar gegen den Schöpfer.

4. Gott hat ausdrücklich die Arbeitsamkeit befohlen. („Im Schweiße deines Angesichtes" ꝛc.)

B. Die Arbeitsamkeit gewährt uns auch große Vorteile.

1. Sie verschafft uns die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens.

2. Sie setzt uns in den Stand, andern wohlzuthun.

3. Sie hält uns vom Bösen ab. — Müßiggang ist aller Laster Anfang.

4. Sie erwirbt uns die Achtung der Menschen.

5. Sie macht uns froh und zufrieden und erhält uns die Gesundheit.

III. Nach gethaner Arbeit bedürfen wir der Ruhe, um neue Kräfte zu sammeln. Diese Ruhe ist doppelt süß, weil wir sie verdient haben. Nur eine solche Ruhe sollen wir uns gestatten.

8. Wie verschaffen wir uns Ruhe im Unglück?

1. Durch die Erinnerung an solche Tage, die wir im Glücke verlebten.

2. Durch die Hoffnung eines baldigen glücklichen Ausganges der uns auferlegten Leiden.

3. Durch Empfänglichkeit für die Freuden der Natur und eines stillen häuslichen Lebens.

4. Durch Bewahrung eines guten Gewissens.

9. Wozu sollen wir den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen benutzen?

1. Dazu, daß wir Bescheidenheit und Demut lernen.

2. Dazu, daß wir unser Herz nicht an irdische Güter hängen.

3. Dazu, daß wir uns solche Güter vor allem zu erwerben trachten, die einen bleibenden Wert für uns haben.

10. Aufgaben zur selbständigen Bearbeitung.

1. Nutzen des Reisens (Vorteile des Reisens zu Fuß).
2. Was ist notwendig, um einen guten Aufsatz zu fertigen?
3. Wie wendet man seine Ferien auf zweckmäßige Weise an?
4. Wert des Turnens.
5. Wie beweist man Ehrfurcht gegen das Alter?
6. Zeit ist Geld.
7. Die Genügsamkeit.

D. Abhandlungen über Sprichwörter.

A. **Musterbeispiel.**

1. Trau, schau, wem?

1. Disposition.

I. Viele Menschen wandeln einsam durch das Leben. Gründe: a. Mißtrauen gegen andere, b. abstoßendes Benehmen.

II. A. Hoher Wert eines wahren Freundes. (Trau!)

1. Er teilt mit uns die Freude.
2. Er steht uns mit Rat zur Seite.
3. Er nimmt teil an unseren Leiden.

B. Nicht jeder sogenannte Freund ist dies in Wirklichkeit. (Schau!)

1. Darum prüfe man vorher und lerne den zum Freund zu Erwählenden kennen.
2. Beispiel von der Schildkröte, die den Skorpion zum Freund erwählte.
3. Unvorsichtige Wahl muß man oft schwer büßen.

C. Man sei nicht leichtfertig in der Wahl seiner Freunde. (Wem?)

Man prüfe: a. ob der zu wählende Freund in Gesinnung mit uns übereinstimme; b. ob er nicht zu ungleichen Alters mit uns sei.

III. Man halte sich an den Spruch: Trau, schau, wem?

2. Ausführung.

I. Es gibt Menschen, die mit keinem in Verbindung stehen und ohne Freund durchs Leben wandeln. Mancher ist voll Mißtrauen gegen andere vielleicht deswegen erfüllt, weil man früher sein Vertrauen mißbraucht hat, und daher kommt es, daß er sich an keinen anschließt. Mancher stößt durch sein rauhes Betragen andere von sich und sieht aus dem Grunde sich auf sich selbst beschränkt. In der Regel trägt jeder selbst die Schuld, wenn er ohne Freund dasteht.

II. A. Der Mensch kommt aber oft in Lagen des Lebens, wo ihm nichts wünschenswerter ist, als jemand zu haben, dem er sein ganzes Vertrauen schenken kann, nämlich einen treuen Freund. „Ein treuer Freund ist mit keinem Gelde zu bezahlen" sagt ein bekanntes Sprichwort.

---

*) Vergl. S. 21 ff.

1. Kann man die Freude mit einem Freunde teilen, so genießt man sie doppelt, und die Leiden erträgt man leichter, wenn man einen Freund hat, der lebhaften Anteil an unserm Wohlergehen nimmt.

2. Ist man zweifelhaft über das, was man thun soll, so schüttet man dem Freunde das Herz aus, erwartet und erhält von ihm Trost und Rat.

3. Der Freund sucht das Glück zu erhöhen, die Leiden zu mildern. Beständiges, ungetrübtes Glück wird man zwar auf Erden nicht genießen; denn alles ist ja hier dem Wechsel und der Veränderung unterworfen; aber man lebt doch unendlich glücklicher, wenn man nicht ohne Freund dasteht. Wenn Furcht den Busen erfüllt, der Blick zur Erde sich senket und Kummer die Stirne umwölkt: dann eilt man zum Freunde, entdeckt ihm, was einen beunruhigt, und siehe! die Brust atmet freier, der Kummer drückt nicht mehr so schwer, und freudigere Aussicht in die Zukunft verscheucht den sorgenvollen Blick.

Wer möchte nun wohl nicht wünschen, einen solchen Vertrauten zu haben? Wer sollte nicht darnach streben, einen treuen Freund zu erhalten?

B. So wie ein treuer Freund das Leben erfreut, so gibts auch manche Freunde, die des teuern Namens nicht würdig sind, die Schaden und Kummer uns bereiten.

1. Daher darf man nicht jedem sein ganzes Vertrauen schenken und nicht jeden in seine Geheimnisse einweihen. Ehe das geschieht, müssen wir uns gegenseitig genau kennen. Darum sagt das Sprichwort nicht allein: „Traue!“ sondern setzt auch warnend und wohlmeinend hinzu: „Schau, wem?“ — Nicht jeder ist unsers ganzen Vertrauens würdig, nicht jeder eignet sich daher für uns zum Freunde. Darum vorher ernstliche Prüfung, Behutsamkeit und Vorsicht.

2. Wir dürfen es nicht machen, wie die Schildkröte in der Fabel, die den ersten besten, der ihr begegnete, den Skorpion, zum Freunde erwählte, welcher für treu geleistete Dienste die Wohlthäterin mit seinem tödlichen Stachel verletzen wollte.

3. Leicht können auch wir durch solche Unvorsichtigkeit die Ruhe unsers Gemüts vergiften und ins Verderben uns stürzen. Mancher wird freilich oft durch Erfahrung eines Besseren belehrt; aber besser ist es doch, durch Lehre, als durch Schaden klug zu werden. Die Folgen der Unbesonnenheit in der Wahl eines Freundes muß man oft tief empfinden.

C. Legen wir also nicht leichtfertig unser Glück in die Hand eines Freundes, den wir nicht durch und durch kennen. Reue macht das einmal Geschehene nicht wieder gut.

Darum: Schaue, wem du dein Vertrauen schenkst! Siehe zu, ob der zu wählende Freund in seinen Gesinnungen mit dir übereinstimme, ob er mit dir von ziemlich gleichem Alter sei. Auch auf dieses letztere ist zu sehen, weil zwischen Personen von zu ungleichem Alter, die infolge dessen schon durch Verschiedenheit der Lebensansichten getrennt sind, nur selten dauernde Freundschaft stattfinden kann.

III. Will also der Mensch das Glück nicht selbst zerstören, das er sich gründen kann, so muß hinsichtlich der Wahl eines Freundes wohl das Sprichwort: „Traue, schaue, wem?“ beherzigt werden.

(W. Rehm.)

Eine andere Disposition über das nämliche Sprichwort.

I. Es gibt Menschen, die keinem Menschen trauen zu können glauben. Andere gibt es, die ihr Herz gleichsam auf der Zunge tragen und allen Menschen ohne Unterschied trauen. Beide Klassen der Menschen handeln unrecht; das rechte Verfahren gibt das Sprichwort an: „Trau! Schau! Wem?“ Man soll zwar dem Menschen trauen, aber mit Vorsicht.

II. A. Trau! denn der Mißtrauische

1. begeht einen Verrat an der ganzen Menschheit; er zerstört ein kostbares Gut, auf welches sich das Glück der Menschheit stützt, nämlich das Vertrauen;

2. thut manchem Unrecht;

3. beraubt sich mancher Annehmlichkeit; auf sich selbst angewiesen, hat er keinen Tröster im Unglück, keinen Teilnehmer im Glück;

4. Gibt durch sein Mißtrauen in die Rechtlichkeit und Würdigkeit anderer ein schlechtes Zeichen des eigenen Zustandes.

B. Schau, wem?

1. Bis zu einem gewissen Grade traue jedem, von dessen Unwürdigkeit du nicht überzeugt bist.

2. Dein besonderes Vertrauen schenke nur dem, von dessen Würdigkeit du Beweise hast.

III. Kurze Zusammenfassung. Glücklich, wer auch hierin die goldene Mitte zu halten weiß. (J. Benn, d. Auss.)

Dritte Disposition.

I. Der Mensch ist das hilfloseste Geschöpf: seine Unbehilflichkeit als Kind; seine Schwäche als Knabe und Jüngling; die Gefahren des Mannes; die Hinfälligkeit des Greises.

II. 1. Dem gegenüber sieht er den festgegründeten Bau der Berge, die unverrückbaren Bahnen der Sterne, die unabänderlichen

Naturgesetze. Will er irre werden an sich selbst, so ruft ihm die ganze Schöpfung zu: Traue!

2. Aber auch alles Geschaffene ist vergänglich. Die Riesenbäume sinken in Moder; die Jahre der Zeit nagen an den Felsen der Gebirge, und selbst diese zerfallen in Trümmer. Einst wird die ganze Erde zerstieben, und die Sterne des Weltraums werden in Trümmer gehen. Wem soll da der Mensch trauen?

3. Über allem Vergänglichen thront der Unvergängliche. Er war, ehe ein Stern seine Bahn bescheint, er wird sein, wenn alles in Nichts zerfallen. Es ist Gott: Ihm allein vertraue sich der Erdensohn voll und ganz. Er allein läßt nicht zu schanden werden.

B. Aufgaben.

1. Jeder ist seines Glückes Schmied.

I. Einleitung. Das Streben der Menschen ist darauf gerichtet, glücklich zu sein. Wenn der Mensch auch nicht Herr aller Verhältnisse ist, so gibt es doch fast kein Gut, welches er nicht durch eigene Thätigkeit erlangen könnte. Mit Recht sagt daher das Sprichwort:

Jeder ist seines Glückes Schmied.

II. Ausführung. Der Mensch ist Urheber:

A. Seines inneren Glückes:

1. In Bezug auf geistige Ausbildung:

a. durch fleißiges Studium,

b. durch gewissenhafte Benützung der ihm gebotenen Bildungsmittel;

2. in Bezug auf sittliche Kraft:

a. durch Bekämpfung der Lieblingsfehler und Übung der entgegenstehenden Tugenden,

b. durch Vermeidung böser Gelegenheiten und schlechter Gesellschaften.

B. Seines äußeren Glückes:

1. des Vermögens,

a. in Bezug auf Erwerbung desselben,

α. durch Wahl eines passenden Lebensberufes und Erwerbung der dazu notwendigen Kenntnisse;

β. durch Fleiß und Ausdauer in Ausübung des Berufes;

b. in Bezug auf Erhaltung desselben,

α. durch Sparsamkeit,

β. durch Vorsicht bei Spekulationen;

2. der Gesundheit; (wenn auch nicht immer, so doch in der Regel);

a. in Bezug auf Erhaltung derselben,

α. durch Mäßigkeit,

β. durch Vermeidung schädlicher, äußerer Einflüsse;

b. in Bezug auf Wiederherstellung derselben,

α. durch rechtzeitige Benutzung ärztlicher Hilfe,

β. durch genaue Befolgung der ärztlichen Vorschriften.

III. Schluß. Wenn auch die Anstrengung und Thätigkeit der Menschen zur Erlangung des Glückes durchaus nötig ist, so darf doch die Mithilfe Gottes nicht fehlen.

Zweite Disposition. (Nach Rinne. Vergl. S. 119 ff.)

I. Die Wünsche der Menschen gehen dahin, daß ihnen das Glück von außen zufalle. (Beispiele.)

1. a. Allerdings sind die Güter der Erde verschieden verteilt.

b. Aber das Glück ist nicht notwendiger Weise mit diesen Gütern verbunden, im Gegenteile, um irgend ein Glück zu genießen, wird sittliche und geistige Bildung vorausgesetzt. Diese aber kann nur durch eigene Arbeit erworben werden.

II. Das Glück des Menschen ist also sein eigenes Verdienst, d. h. niemand kann ohne eigene Thätigkeit Glück erlangen und genießen.

(Beweisführung.) 1. Weil Streben nach innerem Glück ein Verlangen darnach voraus setzt;

2. weil aus diesem Verlangen ein angestrengtes Ringen und Bemühen hervorgeht;

3. weil im Erringen des Zieles eine hohe Befriedigung liegt;

4. weil ernsthaftes Verlangen, Ringen und Streben nach geistigen und sittlichen Gütern nie ganz erfolglos sein kann.

III. Wenn es oft scheint, als ob vielen das Glück ohne ihr Verdienst in den Schoß fiele, so ist dies meistens eine Täuschung, weil äußere Güter für Glück gehalten werden.

Darum strebe man nach jener Bildung des Herzens, welche allein das Glück verbürgt, indem sie erst den äußeren Gütern Wert verleiht und den Mangel derselben leicht verschmerzen läßt.

2. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

I. Von dem Vertrauen auf Gott ist ein thörichter Wunderglaube sehr verschieden. Viele Menschen sind in der Not unthätig oder stürzen sich sogar leichtsinnig in Verlegenheiten und Gefahren, weil sie mit blinder Zuversicht auf Gottes Beistand rechnen;

(Thema): weshalb uns Gott nur hilft, wenn wir uns selbst zu helfen suchen.

II. 1. Jedes Leiden soll unsere geistigen und sittlichen Kräfte entwickeln, und dieser Zweck wird nicht erreicht, wenn wir unthätig bleiben.

2. Gott hat uns mit Kräften des Körpers und des Geistes ausgerüstet, durch welche wir uns selbst aus der Not helfen können. Er macht nur den Acker fruchtbar und läßt nicht das Mehl vom Himmel schneien.

3. Betragen wir uns jedoch in den Leiden so, daß die Absicht Gottes sich an uns erfüllt, so wird seine ewige Liebe unerwartet und oft auf wunderbare Weise unser Schicksal wenden; denn „er will uns nicht verlassen noch versäumen."

III. Hüte dich aber auch vor dem entgegengesetzten Irrtume, daß du dir selbst helfen könntest und der Hilfe Gottes nicht bedürftest. „Das Werk muß den Meister loben; doch der Segen kommt von oben."

„Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen." (Ps. 127.)

3. Erst wäg es, dann wag es.

I. Bedeutung des Wortes „wägen", = erwägen, bedenken. Bevor man zu einem Unternehmen schreitet, soll man dieses genau prüfen; denn

1. es ist des Menschen unwürdig, unbedachtsam zu handeln. „Den schlechten Mann muß man verachten, der nicht bedacht, was er vollbringt". (Sch. Lied v. d. Gl.)

2. Es gereicht dem Menschen zum größten Nachteil, wenn er unüberlegt zu Werke geht. „Vorgethan und nachgedacht hat manchen in groß Leid gebracht."

II. Nach welchen Beziehungen sollen wir ein Unternehmen prüfen?

1. Ob wir **wissen**, was wir wollen, und zwar sollen wir uns klar werden:

a. über Ziel und Ausgang eines Unternehmens;
b. über die Schwierigkeiten, die dasselbe bietet;
c. über die Gefahren, die es im Gefolge haben kann.

2. Ob wir **dürfen**, was wir wollen:

a. vor unserem eigenen Gewissen,
b. vor unseren Mitmenschen,
c. vor Gott.

3. Ob wir auch **können**, was wir wollen:
   a. nach unseren Kräften,
   b. nach unseren Mitteln,
   c. mit Beihilfe anderer.

III. Das Sprichwort darf dann nicht angewendet werden, wenn von Erfüllung unabweisbarer Pflichten die Rede ist, besonders wenn es gilt, unseren Nebenmenschen in Not und Gefahr beizustehen. (Beispiele!)

4. Wer Rat begehrt, dem ist zu helfen.

I. Den gleichen Sinn hat auch das Sprichwort: „Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen." Ein Rat ist das Urteil eines andern über ein Vorhaben und über die zweckmäßigen Mittel zu dessen Ausführung. Solcher Rat ist sehr wertvoll, wenn er von einem Einsichtsvollen und Wohlmeinenden erteilt wird. Dennoch wird er selten gesucht und noch seltener befolgt.

II. A. Aus welchen Gründen erklärt sich dies?

1. Viele Menschen sind voll Dünkel und schämen sich, ihre eigne Unzulänglichkeit einzugestehen.

2. Noch andere verkennen die Schwierigkeiten einer Sache und glauben schon selbst das Richtige zu treffen.

3. Wieder andere sind mit Mißtrauen erfüllt gegen fremde Personen, so daß sie sich niemand anvertrauen, oder wähnen, der Rat sei nicht zu ihrem Besten gegeben.

B. Welche Menschen werden aber den Rat anderer erholen?

1. Jene, welche keine zu hohe Meinung von sich, von ihrer Einsicht und ihren Kräften haben, die vielmehr bescheiden ihre Unvollkommenheit erkennen.

2. Die die Schwierigkeit einer Sache nicht unterschätzen, und die einsehen, daß man sich in der Wahl der Mittel zu Erreichung eines Zieles leicht irren kann.

3. Die auch Vertrauen in das bessere Urteil und in die Redlichkeit anderer besitzen.

III. Es ist klar, daß demjenigen, der in solcher Weise Rat sucht, in schwierigen Fällen geholfen werden kann. Er braucht noch keineswegs jedem Ratschlage blind zu folgen; er soll vielmehr denselben ernstlich prüfen. Aber wenn ihm von verschiedenen Seite Rat erteilt wurde, dann kann er bei ruhigem Urteile leichter das Richtige treffen, als wenn er nur seiner eignen Meinung folgt. Wer aber gutem und wohlgemeintem Rat nicht Gehör gibt, wird zu spät die Wahrheit des Dichterspruches erfahren:

Allwo man guten Rat
Nicht achtet durch die That,
Allda ist gar kein Rat
Der allerbeste Rat.

5. Schicke dich in die Zeit.

I. Sich in etwas schicken heißt, sich fügen, sich nach etwas außer uns Liegendem einrichten. Die Zeit begreift in sich die Verhältnisse und die Menschen, unter denen wir leben. Beide sind wandelbar; beide üben bestimmenden Einfluß auf jedes einzelnen Menschen Geschick. Man muß sie also beachten.

II. A. Aber man darf doch den Spruch nicht so auffassen, daß man sich unbedingt in die Zeit schicken müsse; im Gegenteil, man darf sich vom Strome der Zeit nicht mit fortreißen lassen:

1. Wenn Ungerechtes, Gesetzwidriges, Schädliches verlangt würde.

2. Wir sollen auch den Leiden und Widerwärtigkeiten gegenüber uns nicht feige und wehrlos verhalten, sondern wir sollen mutig dagegen ankämpfen.

B. Wir sollen aber:

1. Die Zeit verstehen lernen. Ist sie eine gute, so sollen wir ihren Forderungen folgen.

2. Wir sollen sie zu unserem irdischen, noch mehr aber zu unserem ewigen Heile benutzen, alle Verhältnisse, gute und schlimme, zu unserer geistigen und sittlichen Vervollkommnung verwerten.

3. Wo wir zu schwach sind, erfolgreichen Widerstand zu leisten, sollen wir in Geduld und in der Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren die Widerwärtigkeiten tragen.

III. Rückerts Spruch:

> Willst Du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen,
> Laß es gefallen Dir Stein, daß wir dich behauen.

6. Wer an den Weg baut, hat viele Meister.

I. Das ist ein Sprichwort von größter Wichtigkeit, ist ein recht wahres Wort. Es verdient reifliche Betrachtung und sorgfältige Beachtung.

II. A. Erklärung des Sinnes. Wege werden begangen, oft begangen, daher sind sie etwas Öffentliches. Bauen = handeln, arbeiten. — Meister = Tadler, Leute, die etwas besser verstehen, oder doch verstehen wollen. Ein Gebäude, das an offenem Wege steht, wird von vielen betrachtet, welche dieses und jenes daran zu tadeln finden, welche meistern. — Wie nun ein am Wege stehendes Haus Gegenstand des Tadels wird, so ist auch jede öffentliche Handlung dem Urteile anderer ausgesetzt. Da nun die meisten Menschen gerne tadeln, so wird auch ihr Urteil öfters hart ausfallen.

B. Lehren, welche das Sprichwort gibt.

a. Prahle also nicht mit deinen Leistungen, stelle sie nicht ohne Not zur Schau. Bedenke das Sprichwort.

b. Mußt du aber öffentlich handeln, so

1. erwarte nicht, daß jeder deinen Unternehmungen Beifall schenke;

2. bist du dir einer guten Absicht bewußt, so gereiche das erwähnte Sprichwort bei unverdientem Tadel zum Troste. Man kann es nicht allen recht machen.

III. So möge das Sprichwort besonders da uns ins Gedächtnis kommen, wo unsere guten Handlungen verkannt werden. Die größten Männer wurden verkannt! Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen.

7. Heute rot, morgen tot.

I. Die Menschen leben meistens so, als ob ihr irdisches Leben ewig dauern würde. Sie schaffen und arbeiten mit einer Hast und einem Eifer, sie hassen und übervorteilen einander oft so sehr, daß man deutlich sieht, wie selten ihnen der Gedanke an das Jenseits kommt. Man möchte solchen Leichtsinnigen zurufen: Heute rot, morgen tot!

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenrot! (Geibel.)

II. A. Worterklärung (Zergliederung) des Sprichwortes.

a. Es besteht aus zwei verkürzten Sätzen, denen nämlich das Subjekt „Mensch" fehlt.

b. Rot ist die Farbe des Lebens, der üppigen Jugendkraft und Gesundheit, daher es so viel sagt: als „Lebend, voll Kraft und Jugend." —

c. Zwischen heute und morgen liegt nur eine kurze Zeit; beide grenzen dicht aneinander und lösen sich ab.

Also sagt das Sprichwort:

Schnell und unerwartet kann der Tod uns überraschen; selbst Jugend und Gesundheit schützen nicht gegen ihn.

B. Erfahrungsbeweise. Von dieser ernsten Wahrheit überzeugt uns ein Blick in das gewöhnliche Leben. Junge und Alte sterben, ehe sie es erwarten. — Auch die Geschichte liefert uns Beispiele (Eli, der Jüngling zu Nain).

C. Welche Ermahnungen (Lehren) gibt dieses Sprichwort?

a. In Bezug auf uns selbst:

1. Hänge dein Herz nicht allzusehr ans Irdische; strebe vielmehr nach Gütern, die dich vor den Thron des ewigen Richters begleiten und deinen Abschied erleichtern. (Beispiel vom reichen Prasser.)

2. Verlasse dich nicht zu sehr auf Jugend und Gesundheit.

Benutze sie vielmehr ernstlich zur Vorbereitung auf den Abschied vom Leben. —

b. Inbezug auf andere:

1. Liebe deine Mitmenschen, erzeige ihnen Gutes und kränke sie nicht. — Du weißt ja nicht, wie lange sie noch bei dir verweilen und ob nicht ihr schneller Tod dir es unmöglich macht, geschehenes Unrecht zu vergüten. Die Reue ist dann vergeblich und um so bitterer. — Das böse Kind am Grabe der Eltern!

2. Hüte dich vor dem Stolze!

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen! (Geibel.)

III. So laßt uns denn das Leben als ein flüchtiges vorübereilendes Geschenk betrachten und nützen, damit es nicht auch ein vergebliches, ja für uns und andere verderbliches werde.

8. Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche.

Die eigentliche Bedeutung des Spruches.

1. So ist es auch im Menschenleben im einzelnen wie im großen:

a. Auch die festeste Gesundheit wird durch öftere anhaltende Krankheiten zerrüttet, die stärkste Kraft durch Überanstrengung 2c. gebrochen, der ausdauerndste Mut durch stete Mißerfolge gebeugt.

b. Die größte Macht einzelner (Napoleon) und ganzer Völker (Rom) erliegt wiederholtem, heftigem Ansturme.

c. Man soll daher nicht allzuviel auf seine Gesundheit und Kraft trotzen, nicht durch Macht 2c. sich verblenden lassen.

2. Aber noch eine andere Seite der Betrachtung bietet dieser Spruch:

a. Durch Mut und Ausdauer wird auch der stärkste Widerstand gebrochen werden. (Ameise, Tamerlan, Demosthenes.)

b. Man soll sich daher nicht abschrecken lassen, wenn sich beim Streben nach einem edlen Ziele Hindernisse entgegenstellen; man soll durch anfängliches Mißlingen sich nicht entmutigen lassen. (Sprüche unter b.)

c. Besonders gilt das für das Ringen nach sittlicher Vollkommenheit im Kampfe gegen die sinnlichen Neigungen. (Sprüche c.)

ad b. Schiller: Nur Beharrung führt zum Ziele.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

ad c. Das Himmelreich leidet Gewalt.

Wer beharret bis ans Ende wird selig.

Rom ist nicht an einem Tag gebaut worden.

Auf den ersten Streich fällt kein Baum.

9. Eigner Herd ist Goldes wert.

I. Inwiefern ist das wahr?

Der Mensch hat eine hohe Vorliebe für alles, was sein eigen ist. (Warum?)

a. Es macht ihn glücklich, sein eigener Herr zu sein.

b. Es macht ihn glücklich, zu sagen: Das ist mein.

c. Er kann das Eigentum nach Gefallen gebrauchen.

II. A. Daher verwendet er auch mehr Fleiß und Sorgfalt an das, was sein ist. Diese Vorliebe zeigt sich in dem Streben, sein Eigentum zu vermehren.

B. Was folgt daraus?

1. Verdenke es niemand, wenn er auf rechtliche Weise nach Eigentum strebt.

2. Wer etwas besitzt, darf und soll für dessen Erhaltung sorgen.

III. 1. Eigner Herd ist viel wert; aber andere darum zu beneiden, ist nicht erlaubt.

2. Wer eignen Herd haben will, muß mit fremden Eigentum treu umgehen.

10. Viele Köpfe — viele Sinne.

1. Woher kommt das?

a. Von der Verschiedenheit der Köpfe selbst.

b. Von der Verschiedenheit der Erziehung und des Unterrichtes.

c. Von der verschiedenen Lage, in der sich die Menschen befinden.

2. Wozu ist dies gut?

a. Es wird Gutes dadurch erschwert, aber viel Böses dadurch verhindert.

b. Viel Köpfe reizen einander zum Wettstreit, zur Aufsuchung des Besten.

c. Die Wahrheit gewinnt, wenn die Menschen nicht sogleich eines Sinnes sind.

3. Wie haben wir uns dabei zu verhalten?

a. Wir müssen uns über die verschiedenen, oft sich widersprechenden Ansichten nicht ärgern.

b. Es ist uns nicht verwehrt, diejenigen, welche andern Sinnes sind, zu belehren und mit uns in Übereinstimmung zu bringen.

c. Aber wir müssen nicht stets verlangen, daß andere unsern Sinn annehmen sollen.

d. Es ist aller Pflicht, sich nicht wegen verschiedener Meinungen zu hassen und zu verfolgen.

11. Aufgaben zu freier Bearbeitung.

1. Glück und Glas, wie bald bricht das. 2. Thorheit und Stolz wachsen auf einem Holz. 3. Geld ist ein guter Diener aber ein böser Herr. 4. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 5. An Gottes Segen ist alles gelegen. 6. Ende gut, alles gut. 7. Erst die Last, dann die Lust. 8. Friede vermehrt, Unfriede verzehrt. 9. Fürchte Gott, thue Recht und scheue niemand. 10. Der Jugend Fleiß ist des Alters Preis.

E. Abhandlungen über Sentenzen, Dichtersprüche*) 2c. 2c.

A. **Musterbeispiele.**

1. Die Zeiten ändern sich, mit ihnen die Menschen.

Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.

I. Schnell eilen die Zeiten hin. Rasch drängt sich Stunde an Stunde, Jahr an Jahr. „Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen, — ewig still steht die Vergangenheit.“ Was die Erde trägt, ist in diesen Strom der Zeit gestellt, und keines ihrer Erzeugnisse bleibt von seiner Macht unberührt; denn schaffend und zerstörend erscheinen und verschwinden die Tage vor unsern Blicken, um nie wiederzukehren: jeder Augenblick führt andere Bilder an uns vorüber. Nichts steht still — alles bewegt sich und verwandelt seine Gestalt.

Das ist das allgemeine Los des Irdischen. Wir selbst mit unsern Freuden und Leiden, mit unsern Hoffnungen und Sorgen, mit unsern Gedanken und Werken stehen in diesem Strom und fühlen es täglich und stündlich, daß auch an uns seine Wogen nicht spurlos vorübergehen. Mit dem Wechsel der Zeiten änderte sich auch die Gestalt des Menschenlebens.

---

*) Vergl. S. 34 ff. u. 134 ff.

II. 1. „Die Zeiten ändern sich, und die Menschen in ihnen," ruft uns ein Weiser des Altertums zu. Es ändern sich die Zeiten.

a. Rasch folgen einander die Zeiten des Jahres, es wandelt sich die äußere Gestalt der Erde; es ändern sich aber auch die Menschen im kleinen und einzelnen, wie im großen und allgemeinen, und immer neu ist der weite Schauplatz, über den wir dahineilen.

b. Blicken wir in die Natur. Unter den Strahlen der milden Frühlingssonne schmilzt die schimmernde Eisdecke; das geschlossene Erdreich thut sich auf, und mit jugendlicher Kraft treibt neugestärkt die segensreiche Mutter Erde die ersten Blüten des Lenzes hervor. Des Sommers Hitze reift sie zu Früchten, und unter der Sichel des Schnitters sinkt die goldene Saat. Der Herbst erscheint; die letzte und edelste Frucht, die Gabe des Weinstocks, verschwindet von den welkenden Hügeln, und jetzt naht der kalte Winter mit seinen rauhen Stürmen, hüllt die Erde in ein „weites, weißes Leichentuch", und alles Leben sinkt ins kalte Grab, um mit den ersten Strahlen des Frühlings zu neuem Dasein zu erwachen.

2. Wie die Zeiten des Jahres in rastlosem Wirken die Gestalt der Erde verändern, wie sie verschiedene Erzeugnisse hervorbringen, reifen und wieder zerstören, so übt auch in größeren Zeiträumen dieses Gesetz seine Kraft.

a. Tobende Stürme haben der Erde eine neue Gestalt gegeben; fruchtbare Gefilde sind in die Tiefe des Meeres gesunken, und wo tausend Hände fleißiger Menschen sich regten, und unter den Freuden und Sorgen des Lebens nach Glück und Zufriedenheit rangen, da wogt jetzt die brausende Brandung des Ozeans. Aus den niegesehenen Tiefen schleuderte die Flut ihre Bewohner auf die Gipfel der Berge und füllte mit ihnen die Thäler des Hochgebirges.

b. Aber auch auf sanftem Wege wandelte die Erde ihre Gestalt. Wo ist der endlose Wald, in welchem die römischen Gewaltherren den kräftigen Arm unserer Väter fühlten und den Lohn ihres Übermutes fanden? — Fruchtbare Gefilde, lachende Dörfer, blühende Städte schmücken die weite Ebene, die von den Ufern des Rheins bis zu dem Strande der Ostsee einst sein dunkler Schatten bedeckte. In die frühere Nacht der amerikanischen Urwälder dringt nun freudig der Sonne Strahl und schafft Leben und Regsamkeit, wo einst nur das Geheul der Raubtiere die Todesstille unterbrach.

3. Unter diesen wechselnden Gestalten in den immer neuen Schöpfungen wandelt der Mensch, durch seinen Geist der Herr der Erde; aber auch an ihm übt die Zeit ihre ewigen Rechte.

a. Gleich einer zarten Blüte entfaltet sich das menschliche Leben und nur der ängstlichen Sorge und treuen Liebe gelingt es, den schwachen Funken allmählich zur kräftigen Flamme anzufachen. Mit

dem Keime des geistigen Lebens erwachen die ersten hoffnungsvollen Blüten, die oft — leider! welken, ohne Früchte zu bringen.

b. Noch rein und unbefleckt von dem Hauche der Sünde ist das Gemüt des Knaben; mit unbefangenem, frohem Sinne tritt er ein in die schönste Zeit seines Lebens. In frischer Kraft blüht sein jugendlicher Körper, und die Fülle der Gesundheit malt sich auf seinen Wangen.

c. Allmählich erweitert sich der Kreis seiner Gedanken, es verlieren sich die kindischen Vorstellungen, ein glänzendes Vorbild leuchtet ihm vor, das er mit glühender Begeisterung verfolgt. Mit heiterm Blick schaut er ins fröhliche Leben; — an der Hand der Jugendgenossen will er dessen schönste Blüten pflücken. Doch ihre Pfade trennen sich, und jeder strebt nach seinem eigenen Ziele.

d. Wenn sie sich dann nach einer Reihe von Jahren wieder erblicken, wie ganz anders ist ihres Körpers Gestalt, ihres Geistes Regsamkeit. Verschwunden ist die Fülle der blühenden Jugend, verwischt die Heiterkeit der Stirne, und tiefer Ernst hat seine Furchen ins Antlitz gegraben; die Haare bleichen, die Kraft der Glieder erschlafft, das Feuer des Auges erlischt, und müde des langen Kampfes, geprüft in der Schule der Erfahrung, reich an Erkenntnissen, arm an Lebensfreuden, wankt der Greis dem Grabe zu.

4. a. Wie ganz anders ist auch der große Schauplatz des Menschenlebens geworden. Andere Gestalten wandeln über die Erde, nicht mehr vergleichbar den Geschlechtern, die vor uns gewesen sind. Wo sind jetzt die Riesengestalten des Altertums, wo sind die Helden der Vorzeit, wo Hermanns Deutsche? Dieses Geschlecht ist von der Erde verschwunden, und lebt nur noch in dunkeln Sagen. Verschwunden ist die Sitteneinfalt der Lebensweise; im Sturme der Jahrhunderte ist manche Tugend untergegangen. — Das heutige Geschlecht ist reicher an Bedürfnissen, ärmer an Thatkraft geworden. Wir bewundern die Seelengröße eines Kodrus, die Tugenden eines Sokrates, den Heldenmut eines Epaminondas, wir staunen die Glaubensfreudigkeit jener edeln Kämpfer an, die ihre Überzeugung mit dem Tode besiegelten, aber — wir müssen es bekennen, uns fehlt die innere Kraft, die sie zu jenen hochherzigen Thaten entflammte.

b. So haben sich die Zeiten und die Menschen geändert, und wir können uns dieses Wechsels nicht freuen. Doch auch manchen Flecken hat der Strom der Zeit weggespült und viel Gutes heraufgeführt in unsere erleuchteten Tage. Unermeßlich sind die Segnungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte über die Erde verbreitet haben. Wie der Nebel, der auf unsern Fluren lag, vor dem freundlichen Strahle der Sonne verschwand, so wich die Roheit und Finsternis des Geistes höherer Bildung, und das aufklärende Licht des Tages drang durch die Nacht und Dunkelheit, die Vorurteile und Aberglauben über die Erde verbreitet hatten. Tiefe Wurzeln schlug der

Baum der Wissenschaft; jetzt erst beginnen die Völker, seine Früchte zu genießen. Verschwunden ist der finstere Geist des Aberglaubens, der einst die Welt gefesselt hielt, verscheucht der Wahn der Unduldsamkeit, der früher Andersdenkende mörderisch verfolgte; reinere und edlere Begriffe von Tugend und Frömmigkeit haben sie verdrängt, und als sanfte Trösterin tritt jetzt die heilige Religion an das Lager des Sterbenden. Gefallen sind die Schranken, die die Völker trennten; denn sie haben sich schätzen und achten gelernt als eines Bundes Glieder, als eines Gottes Kinder. Der Mensch hat sein Recht, er hat seine Würde und Bestimmung erkannt; die Fesseln der Knechtschaft sind gebrochen, und eine mildere Sonne der Menschlichkeit und Freiheit leuchtet über die Völker der Erde. —

III. So wandelt die Zeit die Erde und die Menschen um; sie schafft und zertrümmert, erhebt und stürzt, läßt liebevoll gedeihen, und zermalmt mit eisernem Fußtritte. In diesem allgemeinen Wechsel ist nur eines bleibend, das ewig Wahre und Göttliche, das durch die ganze Schöpfung strahlt. Dahin sei unser Streben gerichtet, dieses sei unser höchstes und edelstes Ziel. Dann wohl uns, wenn wir einst am Rande des Grabes noch einmal mit verklärtem Blicke zurückschauen können auf die Bahn unseres Lebens, und ausrufen: Ich habe das Gute gewollt und gethan! Wohl uns, wenn wir aus dem vorüberrauschenden Strome der Zeit eines gerettet haben, das kein Sturm der Erde gegen unsern Willen uns rauben kann: den Frieden der Seele und das Bewußtsein eines wohl vollbrachten Lebens.

(Aus „Sprache der Prosa“ v. Gockel.)

Anmerkung. Zu diesem Aufsatze ist die Disposition zu fertigen.

2. Erwartung und Erfüllung.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis. (Schiller.)

Der erste Teil dieses Epigramms entspricht der Überschrift „Erwartung.“

Kaum möchte ein treffenderes, lebendigeres Bild von den Hoffnungen gegeben werden können, welche wir in der Jugend vom Leben hegen. Unermeßlich wie der Ozean liegt die Zukunft vor unseren Blicken, und wir schiffen hinaus „mit tausend Masten,“ d. h. mit einer Fülle von Kräften ausgerüstet und voll Vertrauen auf dieselben, um das Land des Glückes und der Befriedigung aller unserer Wünsche aufzusuchen. Große Dinge glaubt ja der Jüngling vollbringen, die ganze Welt nach seinem Sinne umgestalten, alles, was bisher geleistet worden, weit überbieten zu können. Er gibt sich dem Wahne hin, daß nichts ihn einzuschränken, nichts seine hochfliegenden Pläne zu vereiteln vermöge.

Fragen wir nach dem Grunde jener hochgespannten Erwartungen der Jugend, so wird ein Einblick in das Wesen eben dieser Altersstufe uns die Antwort hierauf geben. Der Jüngling ist gerade in der Entfaltung seiner Kraft begriffen; wie weit sie reiche, kann er noch nicht bemessen, und so hält er sie denn für eine unbegrenzte. Auch lebt er nur in seinen Ideen, und diese wohnen, wie Schiller seinen Wallenstein sagen läßt, „leicht bei einander," während wir, sobald wir sie zu verwirklichen suchen, auf tausend Hindernisse stoßen. So wenig aber der Jüngling die Mittel kennt, über die er zu verfügen hat, wie er denn z. B. die Neigung zu irgend einer Beschäftigung schon für Talent, das bloße Talent gleich für Genialität hält, ebenso wenig vermag er alle jene Schwierigkeiten zu übersehen, welche sich in der Wirklichkeit seinem Streben entgegen stellen. Wie sollte ihm dies auch möglich sein, da er in der Welt noch ein Fremdling ist, da er noch keine Vorstellung von dem Widerstande hat, den er von allen Seiten her zu erfahren haben wird! Doch hat diese Zuversicht, diese Hoffnungsfreudigkeit des Jünglings auch wieder ihr Gutes. Wer nicht sehr viel leisten will, wird wenig oder nichts leisten, da wir doch immer hinter dem zurückbleiben, was wir zu erreichen beabsichtigten. Wer von dem Gedanken erfüllt ist, recht Großes vollbringen zu können, dem wächst auch mit dem Mute die Kraft zu einer wenn auch noch unvollkommenen Leistung. Eben dieses Kraftgefühl und die aus ihr entsprungene Hoffnung sind es hauptsächlich, die der Jugend einen hohen geistigen Aufschwung verleihen und ihr ein Glück gewähren, welches uns, weil es ja nur ein Eigentum der Jugend ist, in solcher Art niemals wieder zu teil werden kann.

II. Klar tritt im zweiten Teile des Epigramms der Kontrast hervor, in welchem die „Erfüllung" zur „Erwartung" steht. Der unruhig, oft vermessen vorwärts drängende Jüngling ist zum ruhigen, still in sich gekehrten Greise geworden. Er, der einst mit einer ganzen Flotte das Meer beherrschen und die stolzesten Pläne vollführen zu können wähnte, schätzt sich jetzt glücklich, nur ein einfaches Boot, auf das er sich geflüchtet, unbeschädigt über die Fluten bringen zu können. Als eine Kette von Enttäuschungen stellt sich ihm sein bisheriges Leben dar. Von Jahr zu Jahr, von einer Altersstufe zur andern wurden seine Hoffnungen immer mehr herabgestimmt. Der Spruch: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", hat sich ihm nur allzusehr bewährt. Hat er doch allmählich erkennen müssen, daß unsere Fähigkeiten nur bis zu einer gewissen Grenze reichen, daß der Versuch, über diese hinauszugehen, fruchtlos bleibe. Auch die Hindernisse, welche ihm begegneten, weiß er jetzt erst nach ihrer vollen Größe zu ermessen. Wie viele seiner weitgehenden Pläne sah er im Laufe seines Lebens an den wirklichen Verhältnissen scheitern, an Verhältnissen, welche zu ändern nicht in der Macht des einzelnen steht: Wie mutlos stimmte ihn oftmal auch das Urteil der Welt, welche die Leistungen des Mannes einer schonungslosen Prüfung unterwirft,

während sie dem Jüngling bei seinem Streben meist nur Ermunterung und Nachsicht geschenkt hatte.

Endlich ist jede Täuschung über die Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel, jede Verblendung über das Maß seiner Kräfte, die den Jüngling zu so großen Hoffnungen fortriß, entschwunden.

Seine Selbstüberschätzung hat einer nüchternen Selbsterkenntnis Platz gemacht und heißt ihn allen übertriebenen Erwartungen entsagen.

Doch nicht ohne alle Hoffnung treibt der Greis — nach Schillers Worten — auf dem Ozean umher. Das gerettete Boot, fügt der Dichter bedeutungsvoll bei, führt ihn dem Hafen zu. Die Erwartungen der Jugend — so gibt er hiemit zu verstehen — können doch noch zur Erfüllung gelangen, insoweit sie eine wirkliche Berechtigung hatten, also nicht bloß auf irrigen Vorstellungen von der eigenen Kraft und von den Verhältnissen der Wirklichkeit beruhten. An dem Greise kann sogar auch der Spruch wahr werden: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Das Alter bietet vielleicht noch weit mehr, als selbst die Jugend hoffte und hoffen konnte, weil es Güter besitzt, welche diese in ihrer Unerfahrenheit und Selbstverblendung nicht zu schätzen verstand.

Wohl ist auch eine solche Erfüllung an gewisse Bedingungen geknüpft. Die Erkenntnis des Zieles, nach dem wir streben sollen, muß gereift, muß zur vollen Klarheit in uns gediehen sein. Wir müssen wissen, was wir erreichen können und was nicht. Wir müssen unsere Kräfte und Mittel berechnen gelernt, oder — wie der römische Dichter Horaz sagt — erprobt haben, was die Schultern zu tragen vermögen, was sie zu tragen sich weigern. Auch die Hindernisse, die uns von außen entgegenstehen, müssen wir hinreichend kennen gelernt haben, und unter dieser Voraussetzung werden wir sie auch wirklich zu besiegen imstande sein. Indem wir sonach unsere Kräfte jetzt nicht mehr nutzlos zersplittern, indem wir sie auf einen erreichbaren Punkt hinwenden, wächst auch ihre Stärke. Der Kreis ist enger gezogen, aber wir füllen ihn aus; was wir sein wollen, sind wir ganz. Die Flüchtigkeit der Jugend hat sich in Beständigkeit umgewandelt; dem Willen fehlt es nicht mehr an Ausdauer und Beharrlichkeit.

Wohl mochte uns anfangs, als wir so vielen stolzen Erwartungen der Jugend entsagen mußten, Mutlosigkeit befallen haben. Aber an die Stelle der Verzagtheit ist nun innere Ruhe und Befriedigung getreten. Mögen unsere Leistungen sich auch auf einem beschränkteren Gebiete bewegen, als es unsere ursprüngliche Absicht war, so entsprechen sie doch nun ihrem Zwecke, sie erheben sich über das Gewöhnliche und Mittelmäßige und erreichen einen Grad von Vollkommenheit, welchem Anerkennung und Lohn nicht entgehen kann. Die Erkenntnis, wie weit wir in dem, was wir zu erreichen hofften, hinter

andern noch zurückstehen, macht uns bescheiden und billig, gerecht im Urteil über fremdes Verdienst. Das Bewußtsein aber, innerhalb der enger gezogenen Grenzen Tüchtiges geleistet zu haben, erhöht unser Selbstgefühl, wird uns zum Sporne, so lange wir hienieden weilen, unsere Kräfte nutzbringend dem Gemeinwohl zu widmen.

Doch ein noch höherer Gewinn erwächst uns daraus, daß wir durch völlige Hingabe an die unserem geistigen Vermögen entsprechende Thätigkeit uns im Einklange fühlen mit dem Willen der Vorsehung, mit den Absichten Gottes! Unser Gemüt erhebt sich so zum Ewigen; es bereitet sich zu jener höheren Daseinsstufe vor, die uns nach diesem irdischen Leben erwartet.

Dies ist der Hafen der Ruhe und des Friedens, welchem der Greis mit dem geretteten Boote, mit dem Schatze seiner Erfahrungen und gewonnenen Einsichten, mit gereinigtem und veredeltem Sinne entgegentreibt. Wohl sind die Hoffnungen der Jugend „die Schiffe mit tausend Masten" untergegangen; aber sie waren ja doch nur größtenteils Wahngebilde seiner Phantasie. Durch Einschränkung seiner Kräfte auf das Erreichbare ist er in den Besitz von zwar weniger schimmernden, aber dauerhafteren Gütern gelangt, mit welchen er den Stürmen des Lebens glücklich entronnen, nun dem wahren Ziele seines Hoffens und Strebens sich nahe fühlt.

(Fr. Beck, Materialien und Dispositionen zu Übungsaufsätzen).

Anm. Disposition! (wie bei Musterst. 1).

1. Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben —
Doch der Segen kommt von oben!

I. Es gibt ein altes, allbekanntes Sprichwort: „Bete und arbeite" — diejenigen irren, welche entweder meinen, daß ihre eigene Kraft und Thätigkeit zur Erreichung ihrer Ziele ausreiche, oder daß sie durch bloßes Beten ohne alles eigene Bemühen dazu gelangen können. Der verständige, fromme Meister in Schiller's Glocke ist auch davon durchdrungen, daß beides Thätigkeit und Gebet, erforderlich ist, und demgemäß ruft er seine Mitarbeiter mit dem schönen Spruche zum Werke:

Von der Stirne heiß rc.

II. 1. Soll das Werk gelingen, so muß der Mensch das Seinige thun: d. h. der Mensch muß thätig sein mit allem Fleiße im Schweiße seines Angesichts, also

a. mit Anstrengung — nicht bloß so obenhin zum Scheine, sondern kräftig, tüchtig anfassen und zugreifen,

b. mit Ausdauer bis zum Ende, lange, so lange, bis die Arbeit wirklich fertig, das Werk vollendet ist.

2. Diese Kraftanstrengung des Menschen thut es aber nicht allein; „der Segen muß dazu von oben kommen" — sonst ist es nichts mit

allem unserem Thun — die Arbeit muß mit Gott geschehen und dies wird geschehen:

a. wenn wir bei unserm Vorhaben denkend, im Gedanken an Gott die Gesetze der Natur, nach denen etwas zustande kommen kann, beachten — und

b. die Sittengesetze befolgen, das Sittlich-Erlaubte, das Rechte, das Gute wollen und erstreben. „Wir haben Willen — Gott hat Rat — der Mensch die Absicht — Gott die That!" — Denn ein Dieb kann z. B. mit Anstrengung und Ausdauer und außerdem auch mit Beachtung der natürlichen Einrichtung eines Schlosses beim Öffnen desselben verfahren, aber es fehlt ihm der Segen doch so lange, bis er seine Kraftanstrengung und seine Geschicklichkeit auf eine gute That verwendet — dem Diebe wird der Segen von oben nicht zu teil, wenn auch das Schloß geöffnet wird — weil er die heiligen Sittengesetze Gottes dabei übertritt — weil er zwar den physischen Gesetzen gemäß — aber nicht mit gutem, reinem Herzen thätig ist!

III. So kommt der Segen von oben, wenn bei wahrem Fleiße die natürlichen und sittlichen Gebote Gottes befolgt werden, d. h. wenn man sein Werk mit Gott vollbringt. — (Nach Heinze.)

Zweite Disposition.

(Das Hauptgewicht ist auf den letzten Satz gelegt).

I. Arbeit und Fleiß sind es, die nach allgemeiner Erfahrung zum Erwerb innerer und äußerer Güter führen.

II. Aber bei aller Arbeit und Anstrengung reicht doch die eigene Kraft nicht aus, um zum Ziele zu gelangen und die Verwirklichung seiner Wünsche zu erreichen: das Gelingen steht in Gottes Hand. Denn all unser Thun ist vergeblich ohne den Segen von oben.

1. Schon das ist Segen Gottes, daß wir Kraft und Arbeitslust besitzen, um ein Werk beginnen und fortführen zu können. (Welche Hindernisse könnten in dieser Beziehung eintreten?)

2. Der Erfolg unserer Bemühungen ist von den Umständen abhängig, über die wir nicht gebieten, ja, die wir nicht einmal berechnen können. (Beispiele!)

3. Ein Werk kann überhaupt nur gelingen, wenn es mit Gott, d. h. mit gutem Gewissen, in Übereinstimmung mit den Sittengesetzen begonnen und fortgesetzt wird. Auf ungerechtem Thun kann nie ein Segen ruhn. (Nachweis.)

III. Was der verständige, fromme Meister vor dem Glockengusse seinen Gesellen sagt, das lebt im Bewußtsein des Volkes, wie die Sprichwörter beweisen: „Der Mensch denkt, Gott lenkt." „An Gottes Segen ist alles gelegen."

2. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

I. Johanna von Orleans hatte das Außerordentlichste geleistet, ihr Volk und Land von der Fremdherrschaft der Engländer befreit und ihrem König wieder zu seiner Krone verholfen.

Die vollendete Thatsache zeugte für die Größe ihres Unternehmens. Das Geheimnisvolle ihres Wesens und die Hoheit ihrer ganzen Erscheinung, die sich nicht nach gewöhnlichem Maßstab beurteilen ließ, war es, was ihre Feinde und auch viele ihrer angeblichen Freunde veranlaßte, sie zu verunglimpfen und in den Staub zu ziehen.

II. Das Schicksal dieses gottgesandten Mädchens veranlaßt Schiller zu dem Ausspruch:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n!"

A. Die Gültigkeit dieser Worte lehrt uns am besten die Geschichte kennen. Von jeher war die Welt beflissen, das Strahlende zu schwärzen,

1. entweder zu verkleinern, als nichtig oder doch weniger bedeutend hinzustellen, durch Splitterrichterei einer hellen schönen That den rechten Glanz zu nehmen;

2. oder wenn dies nicht gehen will, wenn sie selbst wider Willen das Vorzügliche einer Leistung anerkennen muß, gerne auf begünstigende äußere Nebenumstände hinzuweisen, um den eigentlichen Urheber in den Hintergrund zu stellen, zu verdunkeln.

B. Ebenso ist die Welt eifrig bemüht, das Erhabene in den Staub zu ziehen: indem sie

1. entweder die Reinheit der Motive zu verdächtigen sucht und so die Erhabenheit zur Unlauterkeit der Gesinnung stempelt;

2. oder die Erfolge, die That selbst dadurch brandmarken will, daß sie die dabei benutzten Mittel als unlauter bezeichnet. So machten es die Pharisäer schon mit Christo, von dem sie sagten, er treibe die Teufel aus durch Beelzebub.

III. Solchen unsauberen Bestrebungen der Welt gegenüber fügt nun Schiller dem obigen Ausspruch die Worte zu:

„Doch fürchte nichts! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn!"

Der reine Glanz des echten Goldes wird früher oder später doch erkannt und nach seinem wahren Werte gewürdigt.

(Nach Heinze.)

Zweite Disposition bezw. Skizze.

I. Wo finden sich diese Worte und in welchem Zusammenhange?

Verkennung des Mädchens von Orleans: vom eignen Vater, von Talbot, von Isabeau. Wie sehr hat sie Shakespeare in seinem Drama Heinrich VI. aus einseitigem Nationalhaß erniedrigt; wie tief Voltaire in seinem frivolen Heldengedicht aus Verachtung des positiven Christentums in den Staub gezogen! Welches Verdienst gebührt dagegen unserem deutschen Dichter Schiller?

Doch hat Schillers Wort eine allgemeine Bedeutung. Inwiefern?

II. Worterklärung: Was ist unter Welt zu verstehen? Was unter dem Glänzenden (geistige Größe) und dem Erhabenen (sittl. Größe)?

1. Auf wie vielfache Art wird das Glänzende und Erhabene in den Staub gezogen? Günstige Umstände sollen alles so gefügt, glückliche Verhältnisse die Tüchtigkeit bewirkt haben. Den edelsten Handlungen werden unlautere Beweggründe unterschoben. Es wird an allem gemäkelt, alles bekrittelt und verkleinert.

2. Worin liegt der Grund von all dem?

a. Es geht der Welt das Verständnis ab für wahre Größe.

b. Weil der gewöhnliche Mensch nichts thut ohne persönliches Interesse, beurteilt er auch edle Handlungen nach seinen engherzigen Anschauungen.

c. Es ist für die Menschen ein unbehagliches Gefühl, andere höher stehen sehen als sie selbst. Es regen sich Eifersucht, Mißgunst, Neid, selbst Haß.

3. Welche Beispiele lassen sich zum Beweise dessen aus der Geschichte anführen?

III. Soll man sich durch solche Verkennung irre führen lassen? Welcher Trost bleibt immer dem ungerecht Verkannten und Verfolgten?

(Nach Heinze.)

3. Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

I. Wir gewahren, daß so viele das Glück, welches sie nicht in ihrer Heimat finden können, im Auslande suchen. Vielen dieser Auswanderer möchte man zurufen:

„Ans Vaterland rc. rc.“

II. A. Dieser Zuruf erinnert uns alle die Wohlthaten, welche wir dem Vaterlande verdanken, an:

1. Frohes Jugendleben in der Heimat.

2. Verwandte, Freunde, Eltern, die mit Teilnahme an uns hängen.

3. Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Klima und Gesetze, welche uns zur anderen Natur geworden sind und im fremden Lande schwer und schmerzlich vermißt werden.

B. Dieser Zuruf ermahnt uns zur Anhänglichkeit an das Vaterland.

1. Er ermahnt uns zu ernsten Prüfung, ob wir auch alles gethan haben, was das Vaterland von uns fordert und zwar:

a. in der Ausbildung unserer Geistes- und Körperkräfte, damit wir uns selbst und anderen nützlich werden;

b. in Fleiß und Sparsamkeit, damit wir erwerben, Erworbenes aber erhalten und vermehren und somit unsere Existenz sichern können;

c. in Gehorsam gegen des Landes Gesetze, in Treue und Ehrfurcht gegen die Obrigkeit, in allen Tugenden eines friedlichen Bürgers.

2. Wenn sich Unzufriedene und Auswanderer so fragten, so würden sie sich nicht aus dem Vaterlande wegsehnen, sondern im Lande bleiben; denn

a. sie sind hier heimisch, kennen alle Verhältnisse und können bereits gemachte Erfahrungen benutzen;

b. hier kommen ihnen Sprache und Sitte, Verwandte und Freunde entgegen.

III. Wir wollen treu zu unserem Vaterlande stehen, uns durch Fleiß und Treue desselben würdig machen und uns ihm so dankbar beweisen.

Zweite Disposition.

I. Vielfach hört man in unserer Zeit die Worte: „Wo ich's gut habe, da ist mein Vaterland!" Eigennutz, Ruhm- und Gewinnsucht, Unverstand sind die Ursachen dieser die ganze Welt zum Vaterland machenden Rede. Laß dich nicht blenden, sondern sei ein warmer Freund deines Vaterlandes.

II. A. Du bist es dem Vaterlande schuldig:

1. Du dankst ihm viel, wie jung du auch sein magst, es hat dir vieles gegeben:

a. Dir selbst: Bildungs- und Erziehungsanstalten, rc. rc.

b. Denen mancherlei, die für dich als Kind sorgten; dies konnten sie nur, sofern sie unter dem Schutze, unter dem wohlthätigen Einflusse vaterländischer Einrichtungen standen.

2. Daher kann es mancherlei von dir fordern, du mußt ihm dankbar sein, dich ihm anschließen mit deinem ganzen Herzen:

a. Durch Gesinnung der Treue an dein angestammtes Fürstenhaus, an dein Volk (Nationalbewußtsein, Nationalgefühl, Nationalehre).

b. Durch die That,

α. durch nützliche Thätigkeit im Frieden,

β. durch mutiges, entschlossenes Handeln im Kriege.

B. Du bist es dir schuldig:

1. Damit dir nie Sicherheit und Schutz für deine Person fehle,

a. Wenn du dich im Vaterlande, in der Heimat befindest.

b. Wenn du dich aus irgend einem Grunde zeitweilig im Auslande aufhältst.

2. Damit dir nie die erforderlichen Mittel zum Leben fehlen:

a. Diese findest du im Vaterlande als Geschäftsmann, als Handel- und Gewerbtreibender, als Grundbesitzer;

b. Durch Anstellung im Staate, als Beamter;

c. Auch in Wohlthätigkeitsanstalten: Hospitälern ꝛc. ꝛc.

III. Sei als Freund des Vaterlandes nicht blind gegen die Unvollkommenheit desselben; nicht blind gegen die Vorzüge des Auslandes. Sei gerecht in Beurteilung anderer Länder und Völker.

(Rietsert.)

4. Vergiß dein Ich, — dich selbst verliere nie!

I. Die heilige Schrift stellt als Sittengesetz den Satz auf:

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," sie setzt also die Selbstliebe bei jedem Menschen voraus.

Näher betrachtet, ist aber die Selbstliebe gar sehr verschieden und in dieser Beziehung wird uns zugerufen:

II. „Vergiß dein Ich, — dich selbst verliere nie!"

1. Befreie dich von der Selbstsucht — wecke die wahre, allgemeine Menschenliebe in dir: denn, „wo die Liebe erwacht, da stirbt das Ich!"

„Die Selbstsucht ist die Qual,
Der Abgrund ist das Ich;
Die Liebe ist der Strahl,
Versöhnend Gott und dich!"

a. Mache dich frei von Eigennutz, von Gewinnsucht ꝛc., wende dich ab von dem „Erst komme ich ꝛc."

b. von Rachsucht von selbstsüchtiger Genugthuung.

2. Dich selbst verliere nie — dein besseres Selbst behalte lieb:

a, deine Sittlichkeit, die Reinheit deines Herzens in dir, die Achtung vor dir selbst — wirf dich nicht weg, so daß du dich verachten, dich vor dir selber schämen mußt — das Kleinod dieser Selbstliebe bewahre dir!

b. deine Menschenwürde andern gegenüber: laß dich nicht zur Sache, zum willenlosen, unsittlichen Werkzeuge, zum Helfershelfer machen um eitlen Vorteils willen. —

III. Diese wahre Selbstliebe wird dich nicht hindern, — vielmehr antreiben: im Dienste der Menschheit thätig zu sein — thätige Liebe zu üben — sie wird dir auch selbst zum Segen werden, wie es die Selbstsucht niemals kann! (Nach Heinze.)

Verwandtes Thema.

5. Zufrieden laßt uns sein nur mit des Glückes Gaben; Mit dem nie — was wir sind; mit dem nur was wir haben!

I. Sehr gewöhnlich ist die Erscheinung, daß die Menschen mit ihrem Thun und Treiben zufrieden sind, während sie sich bitter darüber beklagen, daß sie vom Glück so wenig begünstigt, von den Menschen nicht genug geehrt und für ihre Leistungen nicht nach Gebühr belohnt sind.

Das gerade Gegenteil will der Ausspruch:

II. Zufrieden laßt uns sein mit des Glückes Gaben; mit dem — was wir haben:

1. Darnach wollen wir unsere Lebenseinrichtungen treffen: wir wollen uns nicht weiter strecken, als wir uns können decken — unsere Ausgaben nach den Einnahmen beschränken, also mit unseren Bedürfnissen thatsächlich nicht über unsere Kräfte, Geldmittel — über unser Vermögen hinausgehen. —

2. Uns den wirklichen Besitz, wie groß, oder wie klein er immer sei, nicht durch den Gedanken, daß andere neben uns im Reichtum, in Hülle und Fülle, im Überflusse schwelgen, neidisch, mißgünstig verkümmern lassen. —

2. Dagegen laßt uns nie zufrieden sein mit dem, was wir sind in unserem zeitlich irdischen und für unsern ewig himmlischen Beruf als Erdenbürger und als Bürger jener Welt — dies würde

a. uns zum geistigen Stillstand und so indirekt zum Rückschritt bringen in unserem Wissen und Können, in unserer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. —

b. unser Herz verderben: uns anmaßend, stolz, dünkelhaft — andern gegenüber unleidlich, unerträglich machen. —

III. Blicke nicht nach oben, sieh nach unten! Da siehst du alles, was dich zufrieden machen kann mit deiner Lage — mit dem, was dir das Glück beschied!

6. Lerne dich selbst kennen.

I. 1. Der Spruch eines der sieben Weisen des alten Griechenlands am Tempel zu Delphi. — Selbstkenntnis schien also den Alten sehr wichtig und die Moral fordert sie dringend.

2. Man würde, könnte man sich selbst recht, oft nicht eine so hohe Meinung von seinen Verdiensten hegen — oft nicht so streng sein in seinem Urteil über andere — oft nicht das Gute, das andere besitzen, verkennen und nach ihren Fehlern spähen.

II. 1. Was soll man an sich kennen zu lernen suchen? — und warum? — Vom Äußern kann nicht die Rede sein; — sondern

a. von den Anlagen und Fähigkeiten, (physische wie geistige, intellektuelle wie moralische) — von den Neigungen und Leidenschaften,

b. von erworbenen Eigenschaften — Tugenden sowohl als Fehlern und Mängeln.

2. Sich selbst kennen zu lernen ist schwer. Denn

a. mit seinen äußeren Sinnen sieht man mehr andere, als sich selbst;

b. die Eigenliebe legt große Hindernisse in den Weg;

c. in leidenschaftlichen Zustande ist Selbstbeobachtung unmöglich, während Leidenschaftlichkeit bei anderen ins Auge springt;

d. überzärtliche und verblendete Eltern erschweren bei dem jüngeren Menschen — Schmeichler bei dem Erwachsenen — die Selbsterkenntnis.

3. Doch ist es nicht unmöglich.

a. Selbstprüfung.

α. In Absicht auf Anlagen und deren Ausbildung. Gewöhnlich hält man sich für talentvoller und geschickter, als man wirklich ist. — Man sehe auf andere und prüfe sich dann, ob man eben so leicht und eben so gut arbeite. —

β. In Absicht der Sittlichkeit. Man frage sich häufig, besonders des Abends in der Einsamkeit. Man frage sich: Was hast du gethan? was hättest du thun sollen — welche Fehler hast du vermieden, welche begangen? warum handeltst du so? welche Zwecke hast du bei deinen Handlungen im Auge gehabt?

b. Forsche bei echten und verständigen Freunden, nicht bei Schmeichlern.

c. Beobachte andere. Schiller sagt:

„Willst du dich selber erkennen, so sieh wie es die andern treiben;
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz!"

a. Beobachte die Schlechten. Wie handeln sie, warum handeln sie so und wie sind sie so geworden?

b. Beobachte die Besseren und Vollkommneren auf gleiche Weise und nimm sie dir zum Muster.

III. Selbsterkenntnis gewährt große Vorteile. Wer sich selbst

recht kennt, wird auch leicht die zweckmäßigsten Mittel entdecken zu seiner physischen, geistigen und sittlichen Vervollkommnerung.

a. Von der richtigen Kenntnis unserer Anlagen und Kräfte hängt der Gebrauch und die passende Anwendung derselben ab, sowie

b. von der Kenntnis unserer Schwächen, Mängel und Fehler die Möglichkeit der Besserung abhängt. —

7. Der Übel größtes ist die Schuld.

(Schiller: Braut von Messina.)

I. Um anderen Übeln zu entgehen, laden gar oft Menschen das Übel der Schuld auf sich. Und doch

II. die Schuld ist der Übel größtes.

A. Andere Übel sind nicht die größten.

1. Übel gibt es viele und schwere;

a. äußere Leiden: z. B. Armut, Krankheit, Gefangenschaft;

b. innere Leiden: Verleumdungen, Zertrümmerung von Hoffnungen, erlittene Treulosigkeit, Verlust der Seinigen.

2. Aber es sind das nicht die größten Übel; denn

a. sie lassen dem Heimgesuchten Frieden mit sich und seinem Gott; er hat ein gutes Gewissen, und, kann er wirklich für das Diesseit auf Erlösung von dem Übel nicht hoffen, so kann er es wenigstens für das Jenseits;

b. sie enden

α. oft schon im Leben,

β. ganz sicher im Tode.

B. Größer als alle sonstigen Übel ist die Schuld: denn

1. oft zieht sie ihm Leben schon andere Übel nach sich, z. B. Kerker, Ehrverlust, Krankheit;

2. sicherer und schlimmerer ist, daß sie dem Menschen den Frieden mit sich und Gott raubt und ihn mit Furcht vor der göttlichen Strafe erfüllt;

3. am schlimmsten ist: die Schuld endet nicht im Tode.

III. Auf Don Cäsar, der den Ausspruch gethan, lastete das Übel der Schuld mit unerträglicher Schwere. Dennoch war sein Selbstmord nur eine neue schwere Verschuldung. Durch Reue und Buße im Leben wird die Gewißheit der göttlichen Gnade erworben und vor Gott die Schuld gesühnt.

8. Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es niemand weiß, —
Und gedoppelt ist sein Preis.

Gewöhnlich thun die Menschen das Gute nur vor den Leuten; wogegen sie das Böse vor der Öffentlichkeit verbergen. —

Das Gegenteil fordert der Ausspruch des Dichters.

II. A. Thu das Gute — Handle so

1. als ob alle Welt wüßte, was du thust —

2. Und wenn sie es wüßte, es loben müßte. —

B. 1. Thu das Gute im stillen — laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut — nur dann ist deine Handlung frei von Selbstsucht — von Ruhmsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Eigennutz, Gewinnsucht —

2. dann aber ist auch der Preis derselben ein doppelter, — denn was du im Verborgenen Gutes thust, wird dir der Herr vergelten öffentlich — du wirst reiche Wiedervergeltung ernten.

III. Zur Ehre der Menschheit muß es anerkannt werden: daß auch viel Gutes mit reinem Sinne, aus wahrem Edelsinn gethan wird!

9. Das Wort kann oft den Sturm des Lebens stillen.

I. Das Wort zur Unzeit — das ungehörige verletzende Wort erregt gar oft Hader und Zank, Krieg und Streit — großen Brand und Sturm in den Herzen der Menschen.

Dagegen

II. kann das Wort aber auch oft den Sturm des Lebens stillen.

1. durch seine überzeugende Einwirkung auf den Verstand — durch Überzeugung von Irrtum, Unrecht, Mißverständnis; durch Hinweisung auf Pflicht und Gewissen, durch Zurechtweisung überhaupt;

2. durch begütigenden Einfluß auf das Herz — durch Tröstung, Teilnahme, Freundlichkeit, Hoffnung u. s. w.

III. So wirkte und so wirkt fort und fort das bedeutungsvolle, inhaltschwere Wort Christi in aller Weise auf Kopf und Gemüt der Menschen zur Besserung, Tröstung u. s. w.

Das Wort des Herrn stillte auch den Sturm der Natur: „so, daß ihm Wind und Meere gehorsam waren!“ (Matth. 8, 25—27.)

---

10. Für selbständige Arbeiten bieten die Sprüche Goethes, die Sentenzen Schillers, die Spruchdichtungen Rückerts und Herders u. a. m. reichlichen Stoff.

F. Kontroversen (Gegensätze, Streitfragen &c.)

A. Musterbeispiele*).

1. Anklage und Verteidigung der Armut.

(Rede und Gegenrede.)

A. 1. Eine lustige Schar junger Leute hatte die Armut, als sie eben das Land durchzog, eingefangen und ein hochnotpeinliches Verfahren gegen sie, als gegen eine große Übelthäterin, erkannt. Die Beklagte wird vor die Schranken des Gerichtes geführt, und der junge Ankläger beginnt also:

B. I. So haben wir dich endlich, Unheilstifterin! Diesmal sollst du uns Rede stehen, und wenn es gelingt, dich zu überführen und zum Geständnisse zu bringen, so wird das Urteil so ausfallen, daß die Welt in Zukunft von dem Elende verschont bleiben soll, mit dem du sie fortwährend bedrohst. Oder könntest du dein unheilvolles Thun etwa leugnen, bemänteln, andern aufbürden? So vernimm!

II. Ich beginne gleich bei uns selbst.

1. Denn obwohl wir von dir noch ganz glimpflich behandelt werden, und nicht die ganze Härte deiner Unbarmherzigkeit erfahren, so ist doch auch das, was uns durch dich widerfährt, unerträglich genug.

a. Ich will nicht sagen, daß du uns nötigest, statt frohen Jugendgenusses Schulstaub einzuschlucken, über schwerverständlichen Büchern zu schwitzen, sogar nach den Schulstunden über den Heften und Aufgabebüchern zu brüten und uns oft der Nachtruhe zu berauben, Verweise und Strafen einzunehmen, wenn etwas mißlungen ist, und alles über uns ergehen zu lassen, nur um künftig von deinen Angriffen nicht allzuhart bedrängt zu werden. Ich will das übergehen, damit über solche Beschwerde nicht unbillige Vorwürfe gegen uns selbst erhoben werden.

b. Aber daß wir selten ein paar Groschen in der Tasche haben, um nach solchen Plackereien uns gütlich zu thun, — noch mehr, daß viele Studierende selbst hungern und der notwendigsten Bildungsmittel entbehren müssen: ja, Armut, das ist dein Werk, welches um so unverzeihlicher ist, als der Anblick des Wohlstandes anderer uns diese Pein noch verschärft und das Bewußtsein derselben täglich er-

*) Die Dispositionen zu den folgenden Musterbeispielen sind von den Schülern zu fertigen. Bei Nr. 1. sind die Hauptpunkte in der bisher beobachteten Weise angedeutet.

neuert. Aber wenn auch wir großmütig solche Unbilden übersehen wollten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir hier die Anwälte der gesammten Menschheit vorstellen. Und wie treibst du es mit den meisten unseres durch dich unglücklichen Geschlechtes?

2. Soll ich dir das Elend der Dienstbarkeit, ja der Knechtschaft vorhalten, in dem Millionen schmachten, weil sie arm sind? Soll ich die Heerschar der Zerlumpten, Hungrigen, Obdachlosen, Verachteten, Entwürdigten, Vernachlässigten vorführen, die deiner täglich fluchen? Mir schaudert vor dem Gedanken an alle Not, die durch dich die Menschheit drückt. Und wie wenig verdienen es die meisten!

a. Mich dünkt, ich sehe vor mir tausend der fleißigen Hausväter, der sorgsamen Mütter, die den ganzen Tag sichs sauer werden lassen und doch nicht erwerben können, was nur dem drückendsten Mangel abhülfe. Und was haben dir die Millionen Kinder gethan, die du hungern und betteln und verkümmern läßt, du Schmutzige, Erbarmungslose?

b. Womit hat es der Säugling verschuldet, daß er, in Lumpen eingehüllt, in Schnee und Frost und Regen sich muß unter den Seufzern und Thränen der Mutter umherschleppen lassen? Womit der kleine Junge, daß er im Winter, halb erforen und hungrig, im Walde Holz lesen muß für die Erwärmung seiner Hütte?

Lang könnte ich fortfahren, den Jammer zu schildern, der durch dich kommt, und doch wäre es unmöglich, in alle Tiefen desselben hinabzusteigen.

3. Aber ich sehe noch etwas anderes, das fürchterlicher ist, als selbst Not und Hunger. Das sind die sittlichen Folgen der Zustände, die durch dich herbeigeführt werden. Oder gibt es auch nur ein Laster und Verbrechen, zu dem nicht der Mangel verführte? Mord und Totschlag, bald heimlich, bald öffentlich, Raub und Diebstahl, Verrat und Lüge, jede Entehrung und Entwürdigung des Menschencharakters, jede Büberei und Teufelei entsteht durch dich. Gehet in die Zuchthäuser und Kerker: unter zehn der Elenden, die da schmachten, sind immer neun, die die Not zum Bösen verführt hat. Fragt, wenn ihr am Hochgerichte blutige Häupter erblickt, die der Gerechtigkeit zum Opfer gefallen sind, welches Vergehen sie gebüßt, — es ist in den allermeisten Fällen ein solches, zu dem Armut veranlaßt. Und die Unwissenheit, die Unkunde göttlichen und menschlichen Rechtes, der Mangel an sittlicher Gewöhnung von Jugend auf, aus dem Sünde und Laster ihre giftige Nahrung saugen: stehen sie nicht auf deiner Rechnung? Dich aus der Welt hinwegschaffen, das heißt, das Böse mit der Wurzel ausrotten.

5. Und welche Berechtigung hätte deine Existenz?

a. Hat die Natur dir den Freibrief geschrieben? Aber die Gütige läßt genug wachsen für alle, und kennt unter ihren Kindern als ächte Mutter keinen Unterschied. Den machst du erst, gegen den Willen der menschenfreundlichen Natur.

b. Oder hat menschliches Recht dich in die Welt gerufen? Wo steht das Gesetz, welches gebietet, daß die meisten zu wenig oder auch gar nichts haben sollen? Oder wärest du frech genug, dich auf die Religion zu berufen? Aber gebietet diese nicht allgemeine Menschenliebe, und kann neben dieser Not und Blöße bestehen? — Also ohne Erlaubnis, ohne Befugnis und Auftrag hast du dich in Nacht und Dunkel aus eigener Ermächtigung eingeschlichen. So fahre denn wieder ab, woher du kommst, Nachtkobold. Doch nein, du kommst uns sonst wieder. Auf ewige Gefangenschaft in harten Banden, unter schwerer Arbeit, bei schmaler Kost trage ich an, dir zur wohlverdienten Strafe, andern zum warnenden Beispiel.

III. Diese Rede mit leidenschaftlicher Entrüstung vorgetragen, machte sichtbaren Eindruck bei den Richtern. Wenn nun die Hälfte der Beschuldigung erwiesen ist, murmeln sie, so ist das Urteil schon gefällt. Ja einige wollen schon abstimmen, ohne die Angeschuldigte auch nur zur Verantwortung zuzulassen. Jedoch, um nicht gegen die Formen zu verstoßen, geben sie dieser, die ruhigen Blickes, als wäre sie ihrer Unschuld sich bewußt, die Versammlung mustert, einen Armensünderanwalt in der Person eines Jünglings, der während der Rede bisweilen den Kopf geschüttelt hatte.

(Verteidigung). I. Also dich soll ich verteidigen, edle Jungfrau, deren Anblick schon Achtung gebietet? O hätten sie doch lieber den Mammon gefangen vor die Schranken gestellt! Aber so gehts; den Schuldigen lassen sie aus unvernünftigem Respekt laufen, weil jeder Lust hätte, an seinem Vergehen teilzunehmen, um auch die Frucht desselben mit ihm zu teilen.

II. 1. Doch laßt mich die Anklage prüfen; sie begann gleich in einer Weise, die mir höchst mißfällig war. Was, ihr wollt euch über die Armut beklagen, die ihr nichts von ihr zu leiden habt?

a. Oder sind die arm, die Nahrung und Kleidung haben ohne Verdienst? Ist etwa das Armut, wenn man zur Verschwendung nicht genug besitzt?

b. Und wie schimpflich ist es, das Lernen und Studieren unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, als werde es bloß zur Abwehr künftigen Mangels betrieben? Ihr würdet also nichts lernen, wenn euch diese Furcht nicht triebe? O so küsset der Armut die wohlthätige Hand dafür, daß sie die Rute führt, die euch hindert, an Leib und Seele zu verderben.

2. Aber weiter ist gesagt worden, das Elend in der Welt komme von der Armut. Welch ein Irrtum! Das Gute im Leben kommt von ihr, begreift ihr das nicht? Armut ist Bedürfnis und Entbehrung, und diese waren von Anbeginn die Lehrerinnen des

menschlichen Geschlechtes. Oder soll ich euch erst sagen, daß sie den Urmenschen genötigt haben, sich Hütten zu bauen, den hungrigen Wilden, sich Nahrung zu schaffen, den Dumpfen und Stumpfen, auf Hilfsmittel zu sinnen, die Zerstreuten, sich zu sammeln, die Nomaden, den Acker zu bauen, die Ackerleute, sich Städte zu gründen, die Städter, sich durch Gewerbe und Handel zu nähren, Ordnung, Recht und Gesetz einzuführen, Obrigkeiten einzusetzen, einen Staat zu gründen? Mutter, Stifterin, Erhalterin der Bildung ist die Armut. Daß auch die Wissenschaft — wenn sie anders bei euch einige Geltung hat — durch sie gekommen ist, könnt ihr daraus sehen, daß sie heute noch von den Armen gepflegt wird, und nicht von den Reichen.

3. a. Ja aber — die Armut hat doch auch viel Schlimmes, viel Elend im Gefolge. Wie? Armut wäre Urheberin desselben? — Ich will's euch besser sagen. Erstlich, die unmäßige Begier ist es, die, nicht zufrieden mit dem, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist, tausend Dinge verlangt, deren sie leicht entbehren könnte! Ferner, wenn wirklich viele nicht das Notwendigste haben und dadurch elend sind, wer ist Schuld? — Die Selbstsucht, die Hartherzigkeit, die Unvernunft der Menschen ist es, welche die an sich ehrenhafte Armut, die ihrem eigenen Mangel abzuhelfen bemüht ist, zu dieser Hilf- und Rettungslosigkeit herabdrückt, wo sie ihre wahre Natur verleugnend, zur Quälerin werden muß.

b. Sie führt in der Hand den Spaten, die Axt und manche andere nützliche Werkzeuge; ihr aber seid es, die ihr oft den Dolch und das Pistol aufdrängen. Bessert eure Sitten und Einrichtungen, und die Kerker und Strafarbeitshäuser werden wenige Bewohner mehr zählen. Denn Armut an sich macht die Menschen nicht schlecht, sondern die Unmöglichkeit, sie durch Fleiß und Anstrengung zu mildern, die Hartherzigkeit, die ihr nicht durch Unterricht, durch Gelegenheit zum Verdienste, durch Mitteilung vom Überflusse zuhilfe kommen will, die ist es. Verwechselt mir ja nicht Armut mit Bettelhaftigkeit. Seht hier die Armut! Sie ist ärmlich, aber reinlich, sauber und ordentlich angekleidet. Ihr Gesicht ist nicht verstört, sondern gesetzt, und ernst ist ihre Miene, rein und klar der Blick, fest die Haltung. Eure Sünde ist es, wenn sie Bettlerlumpen anziehen und Miene und Haltung verändern, d. h. wenn sie sich selbst fremd und unähnlich werden muß. Und dann überhäuft ihr sie noch mit Schmach und gebt ihr schuld, was ihr selbst aus ihr gemacht habt.

4. Wie, nach ihrer Berechtigung fragt ihr? O so fragt doch lieber die Tugend selbst, wie sie sich erlauben konnte, in die Welt einzutreten. Denn das will ich euch sagen, daß sie der Armut genau verwandt ist. Tugend ist nicht Vollaufhaben, weiche Kleider tragen, an wohlbesetzter Tafel schwelgen und fragen: Herz, was magst du? sondern arbeiten in Nüchternheit, in Geduld, in Entbehrung, mehr um anderer, als um seiner selbst willen. Darum hat sie immer mit

der Armut zusammengewohnt, und ihre Helden waren nicht die Geldmänner, nicht Krösus und Crassus, sondern Sokrates, Curius, Cincinnatus. So habet denn wenigstens Achtung vor dieser hohen Verwandtschaft, wenn ihr euch nicht entschließen könnet, der Armut eigene Würde anzuerkennen. Fragt also nicht weiter nach der Berechtigung ihres Auftretens in der Welt und nach ihrer Vollmacht. Allerdings hat sie diese von der Natur selbst erhalten, die wohl weiß, was dem Menschen frommt. Und nicht erst seit heute und gestern ist die Armut unter uns, sondern von jeher; sie war Freundin unseres Geschlechtes in den früheren Tagen des goldenen Zeitalters, sie hat später die Nationen in der Kraft und Blüte ihrer ersten Zustände gesegnet, ja sie ist heute noch das Heil von tausend Familien und wäre es auch für die Gesamtheit, wenn man, wie schon gesagt, ihr gestattete, zu sein, was sie an sich ist.

III. Am allerwenigsten aber würde es sich für euch geziemen, etwas Nachteiliges über sie zu beschließen. Ich habe es schon gesagt, und wiederhole es: sie ist die Treiberin eurer Trägheit, die Hofmeisterin eurer Genußlust, die Warnerin eures Leichtsinnes. Also geht mein Antrag dahin, sie um Verzeihung zu bitten wegen der Ungelegenheiten, die man der Unschuldigen gemacht, und sie unverzüglich frei zu lassen. Mag sie ferner wohnen, wo sie will, unter uns oder andern, überall sei sie unseres Respektes gewiß.

c. Aller Blicke waren am Schlusse auf die Armut gerichtet, und es war den Jünglingen zu Mute, als hätten sie dieselbe bisher gar nicht recht angeschaut. Denn ehrwürdig und majestätisch schien ihnen jetzt ihre Gestalt und Haltung, und die einfache und prunklose Kleidung hob den angestammten Adel ihres Wesens noch mehr hervor. Alle erhoben sich von ihren Sitzen, als sie im Ausdrucke hohen Selbstbewußtseins hervortrat und folgende Worte sprach:

Es freut mich, unter euch solche Rede zu vernehmen. In ihr erkenne ich den wahren Ausdruck euerer Gesinnung; jene Anklage beruhte auf Verkennung und Irrtum. So laßt euch denn ferner meine Zucht gefallen; wer sich ihr weise fügt, gelangt in ihr zur Bewährung des Braven. Es ist nicht der Weg der Not und des Elendes, den ich euch führe, sondern auf dem Pfade der Genügsamkeit, der Nüchternheit, des Fleißes und Strebens führe ich zur Fülle. Reich sollt ihr durch mich werden an Gütern des Geistes und Herzens; ihr habt bereits die Erstlinge derselben erhalten, aus diesen möget ihr urteilen, wie hoch ihr Wert ist. (Bomhard, Mat. z. schriftl. Auff.)

2. Die allgemeine Wehrpflicht,

beurteilt a. von einem Gegner, b. von einem Freunde derselben.

(Briefform.)

Traunstein, den 20. Juni 1868.

Lieber Freund!

Wie Dir aus öffentlichen Blättern bereits bekannt sein wird, ist nun auch bei uns in Bayern in Folge des mit Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden. Mit dieser Einrichtung aber kann ich mich gar nicht befreunden, und meine Abneigung gegen dieselbe wird von fast allen meinen Bekannten, ja, wie ich glaube, von der ganzen Bevölkerung unserer Gegend geteilt. Aber wir sind nicht etwa deshalb Gegner der allgemeinen Wehrpflicht, weil sie eine Neuerung ist, und weil wir von hausaus gerne am Bestehenden festhalten: nein, unsere Abneigung entspringt triftigen Gründen und dürfte deshalb gewiß als eine gerechte erscheinen.

Zunächst erregen die bedeutend erhöhten Kosten der neuen Heereseinrichtung unser ernstes Bedenken. Schon im Frieden wird durch den stärkeren Präsenzstand an Mannschaft und namentlich an Offizieren, sodann durch die Einberufung der Reservisten und Landwehrmänner zu den angeordneten Waffenübungen und endlich durch die Anschaffung so zahlreicher Montierungsstücke, Waffen und anderer Erfordernisse ein sehr bedeutender Mehraufwand verursacht, der sich im Kriege bei den massenhaften Heeren, welche nun ins Feld gestellt werden, bis ins Unerschwingliche steigern muß.

Für den Fall eines Krieges — und für diesen, nicht aber für den Frieden ist doch die neue Heereseinrichtung getroffen — wird eine in alle Geschäfts- und Familienverhältnisse aufs tiefste eingreifende Störung herbeigeführt werden, weil für die Folge nicht mehr bloß die regulären Truppen, sondern auch die Reservisten und Landwehrmänner ins Feld zu rücken haben. Wie viele Männer müssen da aus einem Berufe scheiden, in welchem sie sich wohl befanden und segensreich wirkten; wie viele Väter werden aus dem Kreise ihrer unmündigen Kinder gerissen, wie vielen Familien wird der unentbehrliche Ernährer geraubt werden! Gedenke ich der Angst der Daheimbleibenden, des Jammers, wenn den Vater ein trauriges Geschick ereilt, und der Not und des Elendes seiner Verwaisten, — dann möchte ich fragen, welcher Mann von Herz und Gefühl sich einer solchen Einrichtung freuen könnte?

Doch ich will schweigen von so äußerst traurigen Folgen, die ein Krieg mit sich führen würde, und mich bloß an die Gegenwart halten; denn schon für diese hat die allgemeine Wehrpflicht so viele

Mißstände im Gefolge, daß man an einen Krieg gar nicht zu denken braucht, um diese Neuerung zu beklagen.

Ist es denn gerechtfertigt, daß man nun jeden jungen Mann — wenn er nicht etwa wegen Gebrechlichkeit ganz unfähig zum Waffendienste ist — ohne alle Rücksicht auf Stand und Bildungsgrad unter den Waffenrock zwingt; daß man denjenigen, welcher aus seiner Familie stammt, neben den rohen Bauernburschen stellt und ihn gleich diesem mit aller Strenge und Barschheit behandelt; daß man den Studierenden und Künstler, den Techniker und Kaufmann, ja auch den jungen Lehrer und Geistlichen aus seiner Laufbahn reißt, und ihn zum lästigen und langweiligen Kasernendienste verdammt? Und nicht einmal Stellvertretung ist gestattet! Wie mancher junge Mann, der im Besitze eines beträchtlichen Vermögens oder einer einträglichen Stelle sich befindet, würde recht gerne mehrere tausend Mark aufwenden, um seinem Berufe nicht entfremdet zu werden! Wie willkommen war bisher ein solches Einstandskapital denjenigen Soldaten und namentlich Unteroffizieren, welche nach abgeleisteter persönlicher Dienstpflicht, weil sie Lust und Liebe zum Waffenberufe gewonnen hatten, für andere Militärpflichtige eintraten! Gar manchem vermögenslosen Manne wurde das Einstandskapital ein Mittel zur Begründung einer selbständigen Stellung im bürgerlichen Leben; zum mindesten bot es für jeden einen willkommenen Sparpfennig für die Zeiten des Alters und der Not. Die Beseitigung des Einsteherwesens hat übrigens noch eine andere bedenkliche Seite. Da sich nur sehr wenige Leute entschließen werden, freiwillig über ihre gesetzliche Dienstzeit beim stehenden Heere zu verbleiben, so wird es diesem bald an hinreichend geschulten und erfahrenen Unteroffizieren mangeln und dieses wird die Tüchtigkeit des gesamten Heeres beeinträchtigen, da diese bekanntlich vorzugsweise durch einen guten Unteroffizierstand bedingt ist.

Wenn durch das neue Wehrgesetz allerdings insoferne eine Erleichterung geschaffen wurde, als nun die Präsenzzeit beim stehenden Heere eine kürzere ist, so wird dieser Vorteil wieder gänzlich durch die Verpflichtung aufgehoben, daß nach Ablauf der eigentlichen Dienstpflicht der junge Mann noch mehrere Jahre in der Reserve und Landwehr dienen und während dieser Zeit jährlich anstrengende Waffenübungen mitmachen muß, mithin schon zu Friedenszeiten in Ausübung seines bürgerlichen Lebensberufes gestört und pekuniär geschädigt wird.

Es ist dieses Verhältnis, daß der Mann fortwährend der militärischen Disziplin unterworfen bleibt und sich eigentlich gar nicht als selbständiger Bürger des Staates betrachten kann, gewiß kein gesundes und natürliches und für den einzelnen ohnehin ein sehr drückendes und beengendes. Es hat schon in Friedenszeiten den Anschein, als ob das ganze Land eine große Kaserne und jeder Mann ein Sol-

dat wäre. Im Kriege vollends wird es überall aussehen, wie in Wallensteins Lager nach Schillers meisterhafter Schilderung. Da wird nur noch der Soldat etwas gelten, der Bürger und Bauersmann dessen Sklave sein.

Urteile nun selbst, ob man an einer Einrichtung Gefallen haben kann, die jetzt schon so unerquicklich ist, und die in sich die Keime der unheilvollsten Zustände für die Zukunft birgt?

Du wirst, hoffe ich, wegen dieser Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht keineswegs verurteilen

Deinen

aufrichtigen Freund

N. N.

Koblenz, den 24. Juni 1868.

Mein teurer Jugendfreund!

Du sprichst in Deinem Briefe vom 18. ds. Mts. Deine Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht in rückhaltslosester Weise aus, versicherst aber auch, daß dieselbe keineswegs Ausfluß blinden Vorurteiles sei, sondern auf guten Gründen beruhe. Da Du mit Gründen kämpfest, so darf ich wohl hoffen, Du werdest für Gegengründe nicht unzugänglich sein, und ich unternehme es also, als Verteidiger der von Dir angegriffenen Einrichtung aufzutreten. Dabei werde ich nach dem Grundsatze: eine Offenheit ist der anderen wert, mich ebenso unumwunden gegen Dich aussprechen, als Du es gegen mich gethan.

In meiner nunmehrigen Heimat besteht die allgemeine Wehrpflicht bekanntlich schon seit vielen Jahren, und wir können deshalb schon aus Erfahrung sprechen. Zunächst, um Dir zu zeigen, daß ich keineswegs einen einseitigen Standpunkt einnehme, will ich von vornherein zugeben, daß manche Deiner Bedenken nicht unbegründet sind. So ist nicht zu leugnen, daß die neue Heeresorganisation, die mit der allgemeinen Wehrpflicht zusammenhängt, einen größeren Kostenaufwand erheischt, daß die Einberufung der Reservisten und Landwehrmänner zu den Waffenübungen schon im Frieden ziemlich lästig wird, und daß es — wir haben dies im letzten Kriege erfahren — viele Familien hart trifft, wenn der Vater aus der Mitte der Seinen gerissen wird. Aber jede neue Einrichtung hat ihre Licht- und Schattenseiten, ihre Vor- und Nachteile, und wer die ersteren will, muß die letztern sich wohl gefallen lassen. Überdies ist die Anspannung der Wehrkraft unter den jetzigen allgemeinen Verhältnissen für die deutschen Staaten eine unvermeidliche Notwendigkeit, und wie schwer die darauf abzielenden Einrichtungen von den einzelnen auch

empfunden werden mögen, — mit Klagen dagegen wird nichts besser gemacht. Wir wollen hoffen, daß diese Zustände nur vorübergehende sind, und daß die Zeit nicht mehr so ferne sein wird, wo der — ich will es nicht leugnen — sehr namhafte Militäraufwand beschränkt werden kann. Aber für die Gegenwart hat das alte Sprichwort in vollstem Maße Geltung: Wer den Frieden will, muß zum Kriege gerüstet sein.

Ob Du aber auch darin recht hast, daß der Heeresaufwand für den Fall des Krieges ein viel höherer denn früher werde, das ist doch eine Frage. Für den Augenblick erfordert wohl die Aufstellung der gegen früher vermehrten Heeresmassen bedeutende Kosten. Da aber die Kriege, wie die Erfahrungen der neuesten Zeit gelehrt haben, nun viel rascher zu Ende geführt werden, so dürfte schon der unmittelbare Aufwand für die Kriegsheere hinter dem der früheren langwierigen Feldzüge zurückbleiben, zu geschweigen dessen, daß die mittelbaren Lasten, welche den einzelnen durch Einquartierung, Lieferungen, Verwüstung, Zerstörung und Plünderung des Eigentums ꝛc. erwuchsen, lange nicht mehr so drückend, und die Störungen im Ackerbau, Gewerbe und Handel weder so tiefeingreifend noch so lang andauernd sein werden, als ehedem.

Doch auch ich will absehen vom Fall eines Krieges, der immer beklagenswert bleibt, mag man ihn betrachten, von welcher Seite man will, der aber durch die allgemeine Wehrpflicht eben so wenig herbeigeführt als beseitigt wird.

Bevor ich indessen auf eine Beleuchtung Deiner wider die allgemeine Wehrpflicht ins Treffen geführten Gründe eingehe, bitte ich, mir eine Frage zu erlauben. Würdest Du die Sache wohl ebenso beurteilen, wenn Du nicht der Sohn einer angesehenen, reichen Familie wärest, der sich als junger Kaufmann sehr angenehmer Verhältnisse erfreut, sondern wenn Dir etwa das Los eines unbemittelten Taglöhners oder Bauernknechtes gefallen wäre? Wem ist denn mehr der Schutz der Waffen nötig, und wem muß mehr an Erhaltung des Friedens und an Abwehr feindlicher Angriffe gelegen sein, als gerade dem Besitzenden? Und war es wohl recht und billig, daß seither fast nur der Unbemittelte die harte Last des Waffendienstes tragen und im Falle des Krieges Blut und Leben opfern mußte, während der den besitzenden und gebildeten Klassen angehörige junge Mann entweder auf ganz wohlfeile Weise, oder durch eine für seine Verhältnisse kaum nennenswerte Geldsumme der Militärpflicht sich entzog? Erscheint es, möchte ich weiter fragen, nicht selbst als entehrend für einen gebildeten jungen Mann, von der heiligsten Pflicht, der Verteidigung des Vaterlandes, feige sich loszukaufen? Gerade durch die allgemeine Wehrpflicht und Aufhebung des Einsteherwesens ist eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten in unserem Staatsleben beseitigt worden.

Und sollte es wirklich dem gebildeten jungen Manne so hart fallen, auf einige Monate der straffen militärischen Disziplin sich zu unterstellen? Ich dächte, diese Schule des Gehorsams und der Unterordnung dürfte für jeden jungen Mann nützlich und darum wünschenswert sein. Die Einreihung junger gebildeter Männer in das Heer hat außerdem noch ihre Vorteile. Sie wird auf die Behandlung der gemeinen Soldaten von Seite ihrer Vorgesetzten einen wohlthätigen Einfluß üben. Dem gebildeten Manne wird man in humaner Weise entgegen kommen müssen, und da man nicht wohl zweierlei Maß anwenden kann, werden notwendigerweise auch die aus niederen Ständen stammenden Leute einer anständigeren Behandlung sich erfreuen, und dadurch wird die Moralität des Heeres und die Kriegszucht wesentlich gehoben werden. Überhaupt werden die den bessern Ständen angehörigen Soldaten auf ihre Waffengenossen einen gewiß nicht gering anzuschlagenden bildenden Einfluß ausüben. Der Soldatenstand gewinnt dadurch nicht nur an Ansehen nach außen, sondern auch an Selbstgefühl und Selbstvertrauen und insbesondere an militärischer Tüchtigkeit. Die Zeiten sind vorüber, da die Schlachten durch die rohe Gewalt der Faust entschieden wurden; den Ausschlag gibt die höhere Intelligenz, und zwar genügt es keineswegs, nur einen gründlich gebildeten Offizierstand zu haben, sondern es hängt auch die Verwendbarkeit und Brauchbarkeit der verschiedenen Heerkörper und Abteilungen von der besseren oder geringeren Bildung ihrer einzelnen Glieder ab.

Eine Bestimmung des neuen Wehrgesetzes scheinst Du ganz übersehen zu haben und zwar gerade diejenige, welcher man unbedingt Anerkennung zollen muß, ich meine das Institut der einjährig Freiwilligen. Nicht nur wird hiedurch denjenigen jungen Männern, welche höhere Bildungsanstalten mit Erfolg besucht haben, eine namhafte Erleichterung bei Ableistung ihrer Militärpflicht zu teil, sondern es kann sich jeder einigermaßen begabte und mit guten Elementarkenntnissen ausgerüstete Jüngling auch durch Privatstudien jene Bildung erwerben, welche ihn zur Erstehung des angeordneten Examens befähigt. Diese Einrichtung äußert, wie bei uns die Erfahrung augenfällig lehrt, für Hebung der Volksbildung selbst eine äußerst wohlthätige Wirksamkeit, weil eine größere Anzahl junger Leute, um den einjährig Freiwilligendienst leisten zu können, sich eine gründlichere Bildung aneignet. Dies kommt aber nicht nur dem einzelnen, sondern auch der Gesamtheit zu gute, und das Kapital an Bildung, welches auf diese Weise erworben wird, trägt reichliche Zinsen.

Ich glaube, Du wirst mir jetzt schon zugeben, daß die allgemeine Wehrpflicht mehr Licht- als Schattenseiten aufweist, und daß deren unleugbaren Vorteilen gegenüber die wirklichen Nachteile kaum in die Wagschale fallen dürften, so z. B. der, daß es Soldaten und Unteroffizieren nicht mehr möglich ist, sich Einstandskapitalien zu ver-

schaffen. Deine Besorgnis, daß es an brauchbaren Unteroffizieren für die Folge mangeln wird, scheint mir grundlos zu sein; denn einerseits können Unteroffiziere leichter als seither der Mannschaft entnommen werden, weil gebildete Leute in hinreichender Anzahl zugehen, und diese doch wahrlich nicht erst vier bis sechs Jahre gedrillt zu werden brauchen, um für Unteroffiziersdienste befähigt zu werden; anderseits ist Sorge getragen, daß solche Männer, welche durch langjährige Dienste sich ausgezeichnet haben, bei Besetzung niederer Civilstaatsdienste besonders berücksichtigt werden und also in späterer Zeit Unterkunft und Versorgung finden.

Das gestehe ich Dir schließlich auch noch zu, daß es immerhin für einen Mann, namentlich wenn er in sicherer Lebensstellung sich befindet, oder gar wenn er Familienvater ist, lästig erscheint, zu den Waffenübungen der Reserve und Landwehr beigezogen zu werden, und daß es auch beengend sein mag, daran zu denken, bei einem ausbrechenden Kriege ins Feld gerufen zu werden. Allein dem Wohle der Gesamtheit muß jeder ein Opfer bringen, da ja auch jeder an den Segnungen eines geordneten Staatslebens teil nimmt.

Ich schließe in der Hoffnung, Deine Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht, wenn nicht ganz besiegt, so doch bedeutend gemildert zu haben. Mit der Zeit wird sich das Urteil Deiner Landsleute über diese Neuerung gewiß ändern, und ich halte mich überzeugt, wenn man nach mehreren Jahren die frühere Einrichtung wieder zur Geltung bringen wollte, so würde dieselbe leicht mehr Mißstimmung erregen, als zur Zeit die neue Heeresorganisation hervorgerufen hat. Und nun lebe wohl und sei herzlich gegrüßt von

Deinem

ehemaligen Schulkameraden

N. N.

---

3. Die Gewerbefreiheit.

Bedenken gegen dieselbe, Widerlegung dieser Bedenken.

(Gesprächsform.)

Meister Pfriem: Nun, Nachbar Stich, laßt Euch noch eine Halbe einschenken; die Zeiten werden so bald vorüber sein, da wir am Feierabend beim guten Trunk vergnügt beisammen saßen.

Meister Stich: Vorüber, Meister Pfriem, warum?

Pf.: Warum, Nachbar! Warum? Weil sich's halt bald nimmer ertragen wird bei uns.

St.: Und warum sollte sich's nimmer ertragen?

Pf.: Ei, Ihr meint wohl, es ginge so fort mit den Geschäften, wenn nächstens die Gewerbefreiheit eintritt! Da habe ich zwei Gesellen, die warten mit Sehnsucht aufs Neujahr, damit sie ihr eigenes Geschäft anfangen können. Ja, ja, Nachbar, unsere Gesellen werden bald die Meister spielen, und wir dürfen am Ende gar noch Gesellen machen.

St.: So schnell geht's doch nicht, Nachbar Pfriem. Ihr seid eben ein eingefleischter Feind der Gewerbfreiheit, weil Ihr Euer Meisterrecht noch als Realrecht um mehrere hundert Gulden kaufen mußtet und Euch nun niemand mehr einen Pfennig dafür geben wird.

Pfr.: Ganz recht! Ist das aber auch billig, daß jetzt jeder ein Geschäft anfangen und uns alten Meistern das Brot vom Mund wegnehmen kann? Ist es billig, daß man uns Realrechtsbesitzern nicht einmal die geringste Entschädigung gewährt?

St.: Erhitzt Euch nur nicht, Meister Priem, und schaut Euch die Sache nur einmal von einem andern Standpunkte an. Denkt Euch einmal einen jungen Arbeiter, der sein Geschäft aus dem Grunde versteht und ein fleißiger, braver Mensch ist. Schon lange hat er als Geselle für andere sich geplagt; könnt Ihr's ihm verdenken, wenn er auch einmal seinen eigenen Herd gründen will? Nun aber ist kein Realrecht frei, oder er hat kein Geld eines zu erwerben. Ist's da etwa recht, daß der tüchtige junge Mann immer zum Gesellen verurteilt sein soll, wenn gleich in der Stadt, in welcher er sich befindet, neben den sechs Meistern seines Gewerbes sich noch recht gut drei andere ernähren könnten?

Schaut Nachbar, so war es seither nur zu häufig. Gar manchem tüchtigen Arbeiter hat man es unmöglich gemacht, sich einen eigenen Hausstand zu gründen; mancher hat erst Jahre lang von einer Behörde zur anderen laufen und es sich schwer Geld kosten lassen müssen, um eine Konzession zu erlangen. Und — auch der Fall war da — wenn er endlich diese mit Mühe und Not erhielt, hatte er seine paar Gulden, die ihm zum Betriebskapital hätten dienen können, daran gesetzt und er war darüber obendrein ein alter Bursche geworden.

Pfr.: Nachbar, Ihr tretet ja auf wie ein Advokat, so daß man Euch kaum mehr zu widersprechen wagt. Dagegen habe ich ja gar nichts einzuwenden, daß dem tüchtigen Arbeiter die Möglichkeit verschafft werden soll, zur rechten Zeit zur Selbständigkeit zu gelangen. Aber da liegt ja gerade der Haken der neuen Einrichtung. Jetzt kann der nächste beste Pfuscher und Schwindler ein beliebiges Geschäft beginnen, wenn er gleich nicht das mindeste von demselben versteht. Muß das einen zünftig gelernten Meister nicht aufbringen? Wie ganz anders war es früher. Da mußte einer seine gesetzliche Lehrzeit aushalten, vor der Freisprechung seine Gesellenprüfung ablegen, dann als Geselle wandern oder wenigstens einige Jahre sich gründlich aus-

bilden, endlich noch die Meisterprüfung erstehen, ohne welche niemand ein Geschäft selbständig führen durfte. Jetzt soll das auf einmal anders werden, als wenn die Leute alle Geschicklichkeit schon mit zur Welt brächten. Und gerade in unserer Zeit wird doch mit Recht so schwere Klage über den Leichtsinn der Jugend erhoben. Diese wird gewiß aus freiem Antriebe es sich nicht angelegen sein lassen, jene Bildung zu erwerben, die bei dem Fortschritte im Gewerbswesen mehr und mehr zur unerläßlichen Notwendigkeit wird. Und welches wird die Folge sein? Wir werden bald keine brauchbaren Arbeiter mehr finden und unsere Gewerbe müssen unvermeidlich dem Verfall entgegen gehen.

St.: Das ist allerdings ein Bedenken, welches nicht ganz unbegründet ist.

Pfr.: Freut mich, daß Ihr mir wenigstens in einem Punkte Recht lasset.

St.: Doch nicht so ganz. Ich teile auch in diesem Punkte Eure Meinung keineswegs.

Pfr.: So! Und warum nicht?

St.: Nur gemach! Fürs erste die seitherigen Gesellen- und Meisterprüfungen. Beklagt Ihr wirklich deren Wegfall? Nach meiner Erfahrung haben dieselben wunderwenig zur Hebung unserer gewerblichen Bildung beigetragen und waren eine leere Form. Ihr wißt ja selbst, wie es bei denselben oft zuging! Zum andern hege ich durchaus nicht die Furcht, die Aufhebung dieser Prüfungen werde einen Rückschritt in der gewerblichen Bildung unserer Jugend zur Folge haben; im Gegenteil, ich hoffe, daß gerade die Gewerbefreiheit ein mächtiger Hebel für die Förderung der technischen Bildung werde.

Pfr.: Warum nicht gar! Hiefür muß ich doch den Beweis erbitten!

St.: Den werde ich auch nicht schuldig bleiben. Ihr werdet mir wohl zugestehen, daß für die Folge des Arbeiters Los vorzüglich durch seine Tüchtigkeit und Rührigkeit bedingt ist. Die äußeren Schranken sind gefallen; der einzelne hat Raum, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Er muß nicht mehr, wie unter der Herrschaft des früheren Systems, bei jenem Gewerbe verbleiben, zu dem er einen gesiegelten Meisterbrief sich erwarb, sondern er kann dasjenige wählen, zu dem er Lust und Geschick in sich trägt. Eine regere Konkurrenz wird allerdings eintreten. In dieser wird gewiß der den Vorrang gewinnen, der in seiner Jugend durch gründliche Bildung eine erhöhte Gewandheit des Geistes, eine größere Fähigkeit des Denkens und neben erforderlicher Fertigung im Rechnen, Zeichnen u. dgl., auch Kenntnisse der Naturgesetze sich erworben hat.

Haben doch öffentliche Blätter aus Baden die Mitteilung gebracht, daß seit Einführung der Gewerbefreiheit der Besuch der tech-

nischen Schulen sich nahezu verdoppelt habe. Und schaut nach unserer Pfalz. Dort besteht die Gewerbefreiheit schon längst. Steht der pfälzische Gewerbestand hinter dem unsrigen an Tüchtigkeit zurück? Aber gesetzt auch, es wären für den Anfang Jugend und Eltern so thöricht, den Wert einer gründlichen Vorbildung fürs Gewerbe zu unterschätzen und ohne den äußeren Zwang diese zu vernachlässigen, — was würde die Folge sein? Es würden von anderen Gegenden tüchtige Kräfte zu uns kommen, oder wir würden die besseren Erwerbserzeugnisse von außen her beziehen, und unsere einheimischen Gewerbtreibenden würden dann schon durch Schaden klug werden.

Pfr.: Da haben wir's! Eben das ist eines meiner Hauptbedenken gegen die Gewerbefreiheit, daß die Konkurrenz von außen uns bitter schädigen, wo nicht ganz erdrücken und gar vieles Unheil mit sich führen wird. Um seine Konkurrenten auszustechen, wird jeder möglichst niedrige Preise zu gewähren suchen, und die anderen müssen sich, wohl oder übel, dem fügen. Und die Folgen? Ich meine, die wären an den Fingern abzuzählen. Die Gewerbserzeugnisse werden an Güte verlieren; denn man wird geringeres Material nehmen und flüchtig und obenhin arbeiten. Gar mancher leichtsinnige oder unfähige junge Mann wird rasch an die Gründung eines eigenen Geschäftes und Hausstandes gehen, sein geringes Betriebskapital durchbringen und seine Familie ins Elend bringen. Dem Betrug und Schwindel wird Thür und Thor geöffnet; Bankerotte werden an der Tagesordnung sein; einer wird den anderen zu grunde richten, und eine allgemeine Verarmung wird einreißen.

St.: Aber Nachbar, Ihr seht gar zu schwarz und faßt alles von der schlimmsten Seite auf! Leute, welche leichtsinnig wirtschafteten und ihre Familie unglücklich machten, hat es auch vordem gegeben. Und der Schwindel? Nun, der wird sich selbst zugrunde richten; der solide Geschäftsbetrieb aber wird ihn sicher überdauern. Die Frage der Konkurrenz aber ist nicht einseitig bloß vom Standpunkte des Produzenten, sondern auch von dem des Konsumenten zu beurteilen, und da kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie nur vorteilhaft wirkt, indem sie den Abnehmern die Ware zu billigeren Preisen verschafft. Und selbst dem Produzenten kann und soll sie zum Segen gedeihen, weil sie ihn zur Aufbietung aller Kräfte, zu Umsicht, Fleiß und Solidität anspornt.

Pfr.: Ja die Konkurrenz! Diese wird allmählich den Besitzlosen und das Kleingewerbe zugrunde richten. Der Macht des Kapitals gegenüber wird bald der wenig bemittelte Handwerksmann sich nicht mehr zu halten vermögen. Einem reichen Kaufmann z. B. ist es nun unverwehrt, die verschiedensten Artikel zu verschleißen, welche ehevor nur der Gewerbsmann verkaufte; er wird dieselben von außen her vielleicht billiger beziehen, als die Arbeiter im Orte sie zu liefern imstande sind. Was bleibt dann diesen übrig? Wenn sie sich nicht

ganz wollen ruinieren lassen, so müssen sie dem Kaufmanne dienstbar werden und sich mit einem äußerst kargen Lohne begnügen. Der Kapitalist wird ferner durch direkten, also billigeren Bezug der Rohmaterialien, durch fabrikmäßigen Betrieb eines Geschäftes, durch Anschaffung von Maschinen, durch kaufmännischen Vertrieb seiner Erzeugnisse diese zu so billigen Preisen liefern, daß dem einzelnen unbemittelten Gewerbsmanne die Konkurrenz geradezu abgeschnitten wird. Dieser wird sich zum Arbeiter des reichen Fabrikherrn erniedrigen müssen und schlimmer daran sein, als früher der Geselle zur Zeit des Zunftzwanges und der Realrechte.

St.: Ah, Meister Pfriem, ich merke, daß auch Ihr Anlagen zu einem Anwalte habt. Das Gewicht der Argumente, welche Ihr zuletzt wider die Gewerbefreiheit mit beredtem Munde vorgebracht habt, ist keineswegs zu unterschätzen, und der Gewerbestand hat die Pflicht, schon jetzt die Konkurrenz der Großindustrie und des Kapitals ins Auge zu fassen und Maßnahmen zu treffen, derselben zu begegnen.

Pfr.: Es freut mich Nachbar, daß Ihr eine Schwenkung zum Rückzuge macht.

St.: Nicht doch, lieber Nachbar. Ich bedaure, Euch auch das letzte Wort nicht lassen zu können. Die Gefahren, welche dem Kleingewerbe durch die Fabrikindustrie und das Kapital drohen, sind nicht erst durch die Gewerbefreiheit heraufbeschworen worden; sie waren auch bei Fortdauer der früheren Verhältnisse unvermeidlich. Denn selbst angenommen, wir hätten z. B. bei uns die Errichtung von Fabriken verhindern können, wäre deshalb dem Kleingewerbe die Konkurrenz erspart geblieben? Mit nichten. Man würde die Fabrikerzeugnisse von außen eingeführt haben, und es wäre dadurch eine hübsche Summe Geldes außer Landes gegangen. Ist es nicht besser, wenn unser einheimisches Kapital mit dem auswärtigen in Konkurrenz tritt; und erscheint es nicht als Pflicht des Staates, die Großindustrie zu fördern, statt sie zu hemmen? Auch sind Kapital und Großindustrie keine Gegner, denen das Kleingewerbe sich unbedingt gefangen geben müßte. Für dieses hat unsere Zeit auch das Mittel gefunden, die Konkurrenz mit jenen Mächten aufzunehmen: die Bildung von freiwilligen Genossenschaften. Ihr wißt doch, wie das Sprichwort sagt: „Viele Kleine geben einen Großen“ — und „Vereint werden auch die Schwachen mächtig.“ Die Zeiten sind nun einmal andere geworden; die Fortschritte in Wissenschaft und Technik haben unser Gewerbswesen gänzlich umgestaltet. Im alten Geleise konnten wir deshalb unmöglich mehr fortwandeln. Unsere Aufgabe ist es, die veränderten Zeitverhältnisse richtig zu erkennen und weise zu benützen. Am allerwenigsten steht uns Klagen und Jammern an; denn damit wäre auch bei schlimmer Lage nichts genutzt. Ist wirklich eine Gefahr vorhanden, so entgeht man ihr nicht durch ohnmächtiges Gewinsel. Man muß ihr fest ins Auge schauen und sie abzuwenden suchen. Wir müssen uns Goethe's Wort gesagt sein lassen:

Haltet euch nicht wie die Schlaraffen;
Harte Brocken gibt es zu kauen.
Wir müssen erwürgen, oder sie verdauen.

Pfr.: Eure Hand, Meister Stich! Wenn Ihr mich auch nicht zu einem Verehrer der Gewerbefreiheit umgewandelt habt, darin muß ich Euch doch vollkommen recht geben, daß Klagen über dieselbe nutzlos sind, und daß es einem Manne besser ansteht sich in neue Verhältnisse, auch wenn ihm dieselben nicht behagen sollten, zu fügen und sie so viel möglich zu seinem Vorteil zu benutzen. Im übrigen wollen wir die Entscheidung darüber, wie weit jeder von uns im Rechte ist, der Zukunft überlassen.

St.: Ganz gut, Nachbar, ich hoffe, sie wird mich nicht zu Schanden werden lassen.

Pfr.: Nun, wenn sich alles so schön regeln wird, wie Ihr glaubt, dann kann auch ich zufrieden sein.

St.: Also kommt, Nachbar, stoßt mit mir an auf eine frohe, glückliche Zukunft des Gewerbstandes!

B. Belehrung. Besonders bildend sind Abhandlungen kontroverser Natur, sei es, daß in denselben

a. zwei Gegenstände (Begriffe 2c.), welche in einem gewissen Gegensatze zu einander stehen, nach gewissen Beziehungen einander gegenübergestellt werden[1]), oder

b. daß ein und derselbe Gegenstand von zwei verschiedenen (entgegengesetzten) Seiten aufgefaßt wird[2]), oder endlich

c. daß beides zu gleicher Zeit der Fall ist[3]).

[1]) z. B. Armut und Reichtum nach ihren Schattenseiten. Die Vorzüge des Stadt- und des Landlebens.

[2]) Das Feuer als Freund und Feind des Menschen. Die allgemeine Wehrpflicht 2c.

[3]) Reichtum und Armut nach ihren Licht- und Schattenseiten. Land- und Stadtleben von der angenehmen und unangenehmen Seite betrachtet.

Die Behandlung derartiger Aufgaben mit Schülern, welche die erforderliche geistige Reife besitzen, wird sich förderlich erweisen ebensowohl für die logische als sprachliche Bildung derselben. Die Schüler lernen einen Gegenstand von verschiedenen Seiten auffassen. Dadurch erschließt sich ihnen nicht nur ein größerer Reichtum von Gedanken, sondern es wird auch der Grund gelegt zu einer allseitigeren und deshalb vorurteilsloseren Beurteilung von Dingen, Zuständen und Erscheinungen, und es möchte dadurch der Einseitigkeit im Urteile, welcher der Mensch so leicht verfällt, einigermaßen vorgebeugt werden. Auch wird der Schüler geübt, die Urteile anderer zu beachten und, soferne sie unrichtig erscheinen, zu widerlegen.

Hinsichtlich der sprachlichen Durchführung bieten solche Aufgaben Gelegenheit zur Abwechslung, indem sehr zweckmäßig die Form der Rede [Rede und Gegenrede (Musterst. 1)], oder des Briefs und Gesprächs (Musterst. 2. u. 3) angewendet werden kann. Diese Abwechslung weckt das Interesse der Schüler, beugt der Ermüdung vor und übt ihren Scharfsinn und ihre Gestaltungsgabe.

Es wolle aus der Form der Musterbeispiele nicht der Schluß gezogen werden, als ob Aufsätze kontroverser Natur stets in der Form der Rede, des Briefs oder Gesprächs gegeben werden sollten. Es kann jede derartige Abhandlung auch in der gewöhnlichen Form bearbeitet werden. Ein Musterstück in dieser vorzuführen, erschien überflüssig, weil sie nun hinreichend geläufig sein dürfte.

Die Art und Weise, solche Aufgaben durchzuführen, wird aus den Musterbeispielen und nachfolgenden Skizzen hinreichend erhellen. Es sei nur noch bemerkt, daß die Seite, von welcher man einen Gegenstand anschaut, zwar scharf ins Auge gefaßt werden muß und alles vorgeführt werden darf, was von dem eingenommenen Standpunkte aus als begründet erscheint, wenn es auch nicht unumstößlich richtig ist, — daß man sich aber vor Abirrung und Übertreibung*) zu hüten hat. Ob man bei Behandlung einer Kontroverse zuerst alle Argumente von dem einen Gesichtspunkte aus vorführen und dann sämtliche gegenteiligen folgen lassen[1]), oder ob man, je Punkt für Punkt, Satz und Gegensatz einander gegenüber stellen will[2]), das hängt teils von der Natur des Themas, teils von der Willkür des Darstellenden ab[3]).

[1]) Wie in Musterstück 1. u. 2.

[2]) Wie in Musterstück 3.

[3]) Die den drei vorgeführten Musterstücken zugrunde liegenden Gegenstände ließen sämtlich die Behandlung in beiderlei Weise zu.

Für den methodischen Lehrgang empfiehlt es sich, zuerst die verschiedenen Gegenstände (oder die verschiedenen Standpunkte in Beurteilung desselben Gegenstandes) aus einander zu halten und gesonderte Arbeiten liefern zu lassen.

Wollte man z. B. die Aufgabe stellen: Stadt- und Landleben von ihren Licht- und Schattenseiten, — oder: Reichtum und Armut nach ihren Vor- und Nachteilen — so würden die Schüler das Thema nicht erschöpfend behandeln, sondern nur sehr spärliche Gedanken zutage fördern. Ein ganz anderes Resultat wird man erzielen, wenn man die Aufgabe in ihre Teile zerlegt, z. B. Nachteile der Armut. Segen der Armut. Vorteile des Reichtums. Gefahren des Reichtums ꝛc.

---

*) Diese ist wohl bis zu einer gewissen Grenze zulässig, insoferne sie nämlich durch die darauf folgende Widerlegung auf das rechte Maß zurück geführt wird.

C. Aufgaben.*)

1. Vorteile des Lebens an den Meeresküsten.

I. Die Gaben Gottes sind verschieden ausgeteilt: anders in der Tropen-, anders in der gemäßigten und wieder anders in der Polarzone; anders auch auf den Gebirgen und anders in den Ebenen. Was die Menschen in einer Beziehung entbehren müssen, das ersetzt ihnen die Natur wieder in anderer Weise. Doch bietet die Natur ihre Gaben an einem Orte reichlicher als am andern. Viele Vorteile und Annehmlichkeiten bieten die Landstriche an den Meeresküsten.

II. 1. Boden und Produkte: meist fruchtbares Marschland, Getreideboden Wiesenfläche, günstig für Ackerbau und Viehzucht.

2. Klima: durch die Nähe des Meeres werden die Gegensätze vermittelt, die Hitze abgekühlt, die Kälte gemindert; das feuchte Seeklima ist der Gesundheit zuträglich.

3. Das Meer selbst ist eine reiche Quelle der Nahrung und des Verdienstes für die Küstenbewohner: Fischfang, Schiffahrt, Handel; daher dichtere Bevölkerung, großer Wohlstand.

4. Die einheimischen Produkte können leichter und zu höheren Preisen verwertet, die fremden billiger bezogen werden.

5. Die Beschäftigung auf und an dem Meere kräftigt Körper und Geist; die Bewohner der Küsten sind deshalb meistens starke, abgehärtete Gestalten, furchtlos, unternehmend, erfinderisch.

6. Die Städte und Staaten an den Meeresküsten gelangten zu allen Zeiten zu Reichtum, Bildung und Macht (Phönizien, Griechenland, Karthago, Venedig, Portugal und Spanien, Holland und England, die nordamerikanischen Freistaaten).

7. Aber auch Annehmlichkeiten bietet das Leben an den Küsten.

a. Naturgenuß, Anblick des Meeres, in der Ruhe und in der Bewegung,

b. die stärkenden Seebäder.

III. Wie das flüssige Element der Erde, das Wasser, die Grundbedingung alles Lebens auf dem Festlande ist, so bildet das Meer die Quelle des Wohlstandes und der Macht im Völkerleben.

2. Vorzüge der Gebirgslandschaften.

I. Der Bewohner der reichen Ebene blickt stolz zum armen Gebirgsbewohner hinauf, weil er des letzteren Los für ein ärmliches hält.

*) Es bleibt dem Lehrer, beziehungsweise dem Schüler anheimgestellt, welche Aufgaben in der rednerischen, Brief- oder Gesprächsform ausgeführt werden wollen.

Wohl sind die Gebirge in der Regel arm an solchen Gaben, welche des Menschen Schatzkammern füllen; dafür aber sind dem Gebirgsbewohner Schätze verliehen, welche kostbarer sind als Geld und Gut.

II. 1. Zunächst sind die Gebirgsbewohner doch nicht so arm, als es scheint,

a. reiches Weideland, Viehzucht, Käserei,

b. Arzneikräuter, Beeren &c.,

c. der Wald und dessen vielfacher Nutzen: Kohlenbrennerei, Teersiederei, Holzschnitzerei &c.

d. Die Jagd, besonders Gemsenjagd.

e. Reichtum an Mineralien, Steinen, Erzen, Steinkohlen; Bergbau, Industrie.

2. Das Leben im Gebirge wirkt vorteilhaft auf Körper und Geist der Bewohner.

a. Die reine Gebirgsluft, die Abhärtung und die einfache Kost kräftigt den Menschen.

b. Der Kampf um das Dasein und der Widerstand gegen die feindlichen Elemente verleiht ihm Mut, Kühnheit, Todesverachtung und Ausdauer.

c. Der Gebirgsbewohner ist genügsam, zufrieden, heiter und lebensfroh. Liebe zu Gesang und Kunstsinn sind ihm eigen.

d. Es zeichnen ihn aus: Anhänglichkeit an die Heimat und die ererbte Sitte der Väter, kräftiger Rechts- und Freiheitssinn, Mut in Verteidigung des Vaterlandes (Schweizer, Tiroler, Tscherkessen &c.).

III. Wenn auch der Gebirgsbewohner ärmer als der Bewohner der Ebene, so fühlt er sich doch glücklicher als dieser und möchte schwerlich mit ihm tauschen.

3. Wohlthätiger Einfluß der Einsamkeit auf die Bildung des Geistes und die Veredlung des Herzens.

I. Der Trieb zur Geselligkeit liegt tief in der Brust des Menschen.

Aber wie groß auch der Nutzen des geselligen Umganges sein mag, dieser muß mit der Einsamkeit abwechseln, denn letztere übt auch einen wohlthätigen Einfluß auf den Menschen aus.

II. A. Für die Bildung des Geistes; denn

1. nur in der Einsamkeit, wo der Anlaß zur Zerstreuung fehlt und die Sinne nicht von außen her gereizt werden, können gründliche Einsichten erworben, die Quellen der Wissenschaften mit gehörigem Fleiße benutzt und die schon erworbenen Kenntnisse besser verarbeitet werden;

2. nicht bloß dem Erlernen und der emsigen Forschung in den Quellen, sondern auch dem stillen Nachdenken, der Verarbeitung des Erlernten, wodurch das Ganze besser geordnet und mehr unser Eigentum wird, ist jene Zurückgezogenheit aus dem Gewühl des Lebens und aus den größeren Kreise sehr günstig;

3. ganz vorzüglich aber der Ausarbeitung eigener Gedanken, durch welche das Einsammeln und Nachdenken erst recht fruchtbar wird.

B. Für die Veredlung des Herzens:

1. durch Verminderung sinnlicher Reize;

2. durch ruhiges Nachsinnen über den Zweck unseres Daseins;

3. durch Entfernung böser Beispiele und

4. durch Gebet und Andenken an den Gesetzgeber der sittlichen Welt;

5. durch unbefangene, nicht durch Schmeichelei mißleitete Prüfung unseres sittlichen Wertes und

6. durch den nur in der Einsamkeit möglichen Entwurf eines festen Lebensplanes.

III. Man suche, ohne die Menschen und die Freuden der Geselligkeit zu fliehen, öfter die Einsamkeit auf, namentlich wenn man einen Lebensberuf hat, der ohnehin vielen Verkehr mit der Außenwelt fordert.

(Aus: Themata zu deutschen Aufsätzen von G. Tschache.)

4. Welche nachteiligen Folgen hat es, wenn wir uns vom Umgange mit anderen abschließen?

I. So vorteilhaft die Einsamkeit für den Menschen sein kann, so nachteilig wirkt ein gänzliches Abschließen vom Umgange mit anderen.

II. Eine solche Vereinsamung ist nachteilig

A. für unsere geistige Bildung:

1. Man fühlt sich nicht angeregt, Kenntnisse zu sammeln, wenn man von denselben keinen Gebrauch machen kann. Man verfällt leicht, auch wenn man sich geistig beschäftigt, in Einseitigkeit, weil der Austausch der Gedanken und die Berichtigung falscher Urteile mangelt. Man kann sich selbst in leeres Grübeln und Träumen verirren.

2. Der Geist erlahmt, verliert die Raschheit und Sicherheit des Urteils, welche nur im Verkehr mit anderen erworben und geübt werden können. „Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch.“

B. Für unseren sittlichen Charakter:

1. In der Einsamkeit kann man die Menschen nicht kennen lernen, man beurteilt sie meistens schief, verfällt leicht in Mißtrauen und Menschenscheu.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. (G.)

2. Weil man sich dem Urteile anderer entzieht, erlangt man auch keine richtige Ansicht von sich selbst: man läuft Gefahr sich entweder zu unterschätzen oder zu überschätzen.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sei. (G.)

3. Der Einsame verliert den Sinn für das Ganze, er beteiligt sich nicht am öffentlichen Leben, an gemeinnützigen Bestrebungen u. s. w.

4. Man sucht leicht einen Ersatz für den Mangel geselliger Unterhaltung in leeren Spielereien, übertriebenem und verderblichem Lesen u. s. w.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Geräusch der Welt. (Sch.)

C. Die Abgeschiedenheit ist auch eine Klippe für die Sittlichkeit.

1. Sie begünstigt Aberglauben, Schwärmerei, führt häufig zu hochmütiger Selbstüberhebung oder zu schwermütiger Selbstpeinigung.

Bleib nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels. (Sch.)

2. Wahre Frömmigkeit besteht nicht bloß in beschaulicher Betrachtung, sondern in werkthätigem Walten für das Wohl anderer.

D. Äußere Nachteile:

1. Wer auf Freundschaft und Geselligkeit verzichtet, beraubt sich reicher und erhebender Freuden;

2. er findet in Unglück und Not keine Liebe und wohlwollende Teilnahme; er gleicht einem verlassenen Baum auf ödem Felde, dessen Wipfel die Stürme von allen Seiten umbrausen.

III. So wenig rätlich es ist, immer im Strome des öffentlichen Lebens zu schwimmen, so wenig empfehlenswert ist das Abschließen von der Welt. Man suche in dieser Beziehung den richtigen Mittelweg zu treffen.

(Nach Cholevius.)

5. Das Stadtleben von seiner Lichtseite betrachtet.

I. 1. Der Stadtbewohner preiset gar oft das Landleben, weil er es größtenteils nur aus Büchern kennt: er sucht auf dem Lande eine idyllische Welt. Allerdings hat das Landleben manches Angenehme.

2. Das Stadtleben dagegen ist mit manchen Unangenehmen verknüpft. — Aber dennoch

II. hat das Stadtleben große Vorzüge.

1. Für körperliches Wohl und Gesundheit.

a. Das engere Zusammenleben der Menschen in der Stadt bewirkt zwar einiges Nachteilige für die Gesundheit — das wird aber durch pünktlichere Maßregeln für Reinlichkeit und Ordnung gemindert.

b. Schnellere Hilfe bei Krankheiten.

2. Für das häusliche Leben. — Das Leben in der Stadt gewährt

a. Mehr Sicherheit des Eigentums durch sorgfältigere Polizei- und Nachtwachen, durch das dichtere Zusammenwohnen vieler Menschen.

b. Schnellere Hilfe bei plötzlich eintretenden Unglücksfällen, z. B. Feuersbrünsten. —

c. Leichtere und schnellere Befriedigung unserer Bedürfnisse durch Handwerker und Künstler aller Art und Kaufleute.

d. Mehr Mannigfaltigkeit und Wahl

α. in unserm Umgange und im geselligen Leben,

β. im Genuß von Vergnügungen (Schauspiele, Konzerte, reisende Künstler, öffentliche Vergnügungsplätze).

3. Für geistige Bildung.

a. Umfassendere und bessere Schulanstalten;

b. Bibliotheken und Lesegesellschaften;

c. öffentliche Vorträge.

III. Vor diesen Vorzügen des Stadtlebens in Vergleichung mit dem Landleben verschwinden die wenigen Unannehmlichkeiten, welche dasselbe mit sich führt. (Nach Herzog, Stoff zu stilistischen Übungen.)

6. Das Stadtleben von seiner Schattenseite betrachtet.

I. Vorzüge des Stadtlebens kurz angedeutet. (Den Stoff gibt die vorhergehende Disposition.)

II. Schattenseiten desselben.

1. Für körperliches Wohl und Gesundheit:

a. Die Luft weniger rein, teils wegen des engern Zusammenlebens der Menschen, teils wegen verschiedener Beschäftigungen der Einwohner. (Seifensiederei, Fabriken.) In den Städten selten gesundes Trinkwasser.

b. Die Geschäfte der Städter werden größtenteils im geschlossenen Zimmer abgemacht, während des Landsmanns Geschäfte im Freien stattfinden. Letzteres ist der Gesundheit zuträglicher: daher weniger blasse Gesichter auf dem Lande. Ansteckende Krankheiten verbreiten sich in Städten rascher und fordern mehr Opfer.

c. Bei Krankheiten wird oft der Lärm und das Gewühl auf den Straßen höchst lästig.

2. Für das häusliche Leben.

a. Mehr geselliger Zwang, während auf dem Lande mehr Einfachheit der Sitte herrscht.

b. Teueres Leben.

α. Die Sitte verlangt mehr häuslichen Aufwand, kostbareres Hausgerät, bessere Kleidung, mehr Wechsel der Mode, gesellschaftliche Zirkel, dabei kostbarere Speisen.

β. Das Stadtleben gibt mannigfaltigere Gelegenheit zu Geldausgaben, (Konzerte, Schauspiele). Auf dem Lande sind die Freuden wohlfeiler.

c. Für geistige Arbeiten.

α. Störungen durch häufige Besuche und mancherlei Vorfälle im städtischen Leben.

β. Störungen durch das Gewühl auf den Straßen.

III. So läßt es sich bei den vielen wirklichen Vorzügen, welche das Stadtleben hat, erklären, daß der Städter, wenn der Frühling nahet, sich so oft auf das Land hinaussehnt.

(Nach Herzog.)

7. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde, aber auch unsere Feinde.

I. Was von der Wahl unserer Freunde gilt: sage mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist, — das findet auch Anwendung auf unsere Lektüre. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und Gesellschafter, und oft bessere, als unsere Mitmenschen. Allein es gibt auch unter ihnen falsche Freunde, die zu unserm Verderben werden können.

II. A. Sie sind unsere Freunde.

1. Sie beschäftigen unsern Geist auf angenehme und anziehende Weise. — Sie behandeln wissenswerten Stoff mit Lebendigkeit, Anschaulichkeit und oft mit dichterischer Anmut. Sie ermüden uns weder durch die trockene Kürze eines Schulbuches, noch durch die anstrengende Gründlichkeit eines wissenschaftlichen Werkes.

2. Sie bereichern unsern Geist, indem sie uns über anziehende Gegenstände belehren.

a. Sie sind Freunde, welche weite Reisen gemacht haben, von Ländern und Völkern, von den wunderbaren Schöpfungen der Natur und der Kunst ꝛc. zu erzählen wissen.

b. Sie sind Freunde, welche Jahrtausende gelebt zu haben scheinen und uns denkwürdige Dinge aus der Geschichte der Menschheit mitteilen.

3. Sie erziehen uns, indem sie uns nicht bloße Lehren geben, sondern das Edle und das Gemeine in anschaulichen Lebensbildern vorführen, um unser Herz mit Wärme oder mit Abscheu zu erfüllen.

B. Sie können aber auch unsere Feinde werden.

1. Wenn sie uns von unseren Berufspflichten abziehen und uns Zeit kosten, welche wir auf Wichtiges und Ernstes verwenden sollten.

2. Wenn wir sie ohne Wahl und in Hast lesen, so daß wir in keinen Gegenstand tief eindringen und eine Verflachung unseres Geistes die Folge solcher Lektüre ist.

3. Wenn sie uns der Wirklichkeit entfremden, uns in eine erträumte Welt versetzen, uns unerfüllbare Wünsche und unerreichbare Zwecke vorgaukeln; insbesondere, wenn sie statt der Wahrheit Falsches bieten (sogenannte historische Romane).

4. Wenn sie unsittlichen, den Geist vergiftenden Inhalt haben, der wie ein starker Blumenduft den Sinn betäubt und verwirrt.

III. Man sei deshalb in der Wahl der Bücher so vorsichtig als in der Wahl der Freunde.

(Nach Cholevius.)

8. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig. Der Starke ist am mächtigsten allein.

I. Beide Sentenzen aus Schillers Tell; die eine wird dem vorsichtigen Stauffacher, die andere dem kühnen Tell in den Mund gelegt. Sie scheinen in Widerspruch zu stehen, denn die erstere fordert zu vereintem Handeln auf, die andere hält selbständige Stellung des einzelnen für besser. Der Widerspruch aber löst sich, wenn wir ins Auge fassen, daß zuerst von den Schwachen, dann im Gegensatz zu diesen von dem Starken die Rede ist.

A. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig — für Schwache ist die Verbindung, die Vereinigung heilsam — ihnen ist sie zu empfehlen:

1. Dies erweist sich erfahrungsgemäß schon in der Natur als richtig: die einzelnen Ruten eines Bündels sind leicht zerbrechlich, vereinigt widerstehen sie, was uns die Fabel lehrt;

2. ebenso unter Menschen; der einzelne Schwache ist schwach — er vermag für sich allein nichts — der Lahme und der Blinde in der Fabel — allein kann keiner von der Stelle, sitzt fest, ist hilflos, ohnmächtig, — vereinigt kommen sie durch die Welt:

„Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war!“

B. Der Starke ist am mächtigsten allein:

1. er kann am meisten für seine persönliche Sicherstellung und Erhaltung thun:

a. beim Schiffbruch hilft der einzelne sich leichter —

b. ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst;

2. er kann am meisten für den sachlichen Erfolg leisten:

a. weil er der Starke ist, d. h. Kraft hat, also auch allein etwas vermag und

b. in seiner Kraftverwendung durch andere nicht gehemmt wird — mit andern nicht zu prüfen und zu wählen hat und dann vielleicht gegen seine Überzeugung mit herabgedrückter Stimmung handeln muß — nicht frei handeln kann!

III. Stauffacher hatte dem Tell den Vorwurf gemacht:

„So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?"
„So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Notwehr greift?"

Diesen Tadel weist Tell sogleich mit den Worten zurück:

„Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund —
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?"

und später bewies er dies durch die That.

(Nach Heinze.)

9. Das Feuer als Bundesgenosse (Freund) und Feind der Menschen.

I. In früheren Zeiten sprach man von vier Elementen. Als eines derselben galt auch das Feuer, das Schiller in seiner Glocke eine Himmelskraft nennt, und das nach der griechischen Mythologie Prométheus aus dem Olymp entwendete.

Das Feuer ist dem Menschen von vielseitigem, großem Nutzen, aber es kann auch schädlich, gefährlich und verderblich werden!

Wir ersehen dies, wenn wir

II. das Feuer als Bundesgenossen (Freund) und als Feind der Menschen näher in's Auge fassen.

A. Das Feuer als Bundesgenosse oder Freund der Menschen:

„Wohlthätig ist des Feuers Macht ꝛc."

1. Im engern Haushalte, im häuslichen Leben der Menschen bietet es

a. Wärme:

α. Heizmittel, —

β. Zubereitung der Speisen und vieler Getränke.

b. Licht.

α. bei vielen Arbeiten, in vielen Räumen, zu gewissen Zeiten unentbehrlich —

β. im langen Winter — während der langen Abende äußerst behaglich.

2. Im weitern Geschäftsleben, im Betriebsverkehr der Menschen

a. im Gebiete der Wissenschaft und Kunst — in der Chemie Physik ꝛc. — Experimente! —

b. im praktischen Bereiche des Handwerks, der Industrie ꝛc.

B. Das Feuer als Feind der Menschen:

„Doch furchtbar wird die Himmelskraft ꝛc."

1. Es ergreift und zerstört Hab und Gut:

a. Naturerzeugnisse — Waldbrände — Getreide ꝛc.

b. Menschenschöpfung — Haus und Hof ꝛc.
„Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand ꝛc.“
2. Es vernichtet nicht selten selbst das Leben:
a. Das Leben derer, die retten wollen —
b. Das Leben derer, die gerettet werden sollen.

III. Spiele nicht mit dem Feuer! Sei vorsichtig! — Mache es dir zum wohlthätigen Freunde, aber hüte dich, daß es dein Feind werde. — (Nach Heinze.)

10. Das Examen.

(In Form eines Dialogs.)

A. „Das Examen ist vor der Thür — eine böse Zeit — o wäre sie schon vorüber!“

B. Nun, so kommt bald wieder ein anderes Examen. Nach der Abiturientenprüfung die Kandidatenprüfung und nach dieser wieder die Staatsprüfung.

A. „Traurig genug; hätte ich sie doch schon alle im Rücken! Dann erst beginnt die schöne Zeit.“

B. Meinst du? wie, wenn das ganze Leben fort und fort ein Examen wäre?

A. „So möchte ich lieber gar nicht existieren, als ewig in solcher Qual leben.“

B. Und doch ist's nicht anders. Denn siehe zu:

1. ist nicht die künftige Berufsthätigkeit ein beständiges Examen deiner Kenntnisse und Fertigkeiten? Bald sind es die Vorgesetzten, die eine Revision abhalten und denen du dich ausweisen mußt, bald — das glaubst du wohl nicht? — deine Untergebenen, dann wieder das Publikum, ja, wenn du selbst einmal examinieren solltest, so bestehst du gerade da die strengste Prüfung.

2. Am häufigsten wird deine Bildung und günstige Entwickelung im allgemeinen auf die Probe gestellt. So oft du mit verständigen Menschen in ein Gespräch kommst, sei es beim Besuche, oder in der Gesellschaft, oder sonst wo immer, bestehst du, ohne daß du es gewahrst — ein Examen. Sie schließen aus der Art, wie du dich in der Rede darstellst, aus der Beschaffenheit der Gedanken, die du ausdrückst, aus deinem Anstand und Benehmen auf —?

3. Erst vollends dein sittlicher Gehalt und Charakter kommt unaufhörlich zur Probe, und oft zu sehr ernster. Die Geschwister prüfen deine Pietät, die Freunde deine Treue und Beständigkeit, die Vorgesetzten — die Schüler — die Untergebenen — die Hilfsbedürftigen — endlich prüft das Schicksal nicht selten in schweren Aufgaben deine Geduld und Ergebung, deinen Glauben.

Bisher waren es andere, die dich prüften. Wie? solltest du nicht selbst oft deine eigener Examinator sein müssen? Wirst du dir alles verzeihen können? Wer meinst du, daß den Vorsitz bei allen diesen Prüfungen und so zu sagen, das Protokoll darüber führt?

So ist denn das Leben eine fortgehende Prüfung, und noch zuletzt kommt das examen rigorosissimum — die Prüfung des Todes.

Denke also nicht daran, wie du den Prüfungen entgehen, sondern wie du jede derselben wohl bestehen mögest. Für den, der das hoffen darf, sind sie eine Quelle hoher Freude. Was könnte beglückender sein, als seine Tüchtigkeit in immer neuen Proben bewähren? Beifall hier, und da das Zeugnis des eigenen Bewußtseins und am Schlusse ein leises plaudite —! (Normann.)

11. Die Zunge das wohlthätigste und verderblichste Glied des Menschen.

I. Äsop, als er vom Markte einmal das Beste und ein andermal das Schlechteste holen sollte, brachte jedesmal eine Zunge. (Tiefer Sinn!)

II. A. die Zunge als Werkzeug des Geschmackes ist

1. wohlthätig: a. Genuß, b. Warnung vor Schädlichem durch den Übelgeschmack.

2. verderblich: Naschhaftigkeit, Genußsucht, Schwelgerei ꝛc.

B. die Zunge als Werkzeug der Sprache ist

1. wohlthätig: gegenseitige Mitteilung, Belehrung, — Trost (Gesang).

2. verderblich: Lüge, Verleumdung, Verführung, Gotteslästerung.

III. Vorsicht im Gebrauch der Zunge, Beherrschung derselben.

12. Aufgaben zu selbständiger Bearbeitung.

1. Vorzüge a. der Tropenzone, b. der gemäßigten Zone.
2. Das Wasser als Freund und Feind des Menschen.
3. Vorzüge der Jugend vor dem Alter und des Alters vor der Jugend.
4. Altertum und neue Zeit nach ihren Licht- und Schattenseiten.
5. Welche Bedenken wurden gegen die Einführung der Eisenbahnen geltend gemacht, und wie sind diese Bedenken zu widerlegen.
6. Der Luxus: Anklage und Verteidigung desselben.
7. Der Krieg: Seine Verwerflichkeit, sein Gutes.
8. Die Auswanderung: Gründe gegen und für dieselbe.
9. Kleider machen Leute. Inwiefern ist das Sprichwort wahr, inwiefern nicht.
10. Kann man vom Äußeren des Menschen auf sein Inneres schließen? (Gründe dafür und dagegen.)
11. Von den Toten soll man nur Gutes sprechen.
12. Undank ist der Welt Lohn. (Inwiefern ist das Sprichwort richtig, inwiefern nicht?

III. Stufe.

Aufsätze aus der deutschen Lektüre.

(Erklärungen, Entwickelungen, Erörterungen, Abhandlungen.)

A. Musterbeispiel.

Die Handlung des Ritters im Kampf mit dem Drachen, erörtert aus der Sentenz:

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.

I. Die Balladen Schillers enthalten eine Menge treffender Sentenzen, die kurz und bündig den Charakter der auftretenden Personen uns vergegenwärtigen, und die von der Beziehung auf den einzelnen Fall zu allgemein menschlichen Wahrheiten sich erweitert haben. Eine solche ist auch der Ausspruch des Großmeisters im „Kampf mit dem Drachen“:

Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck.

II. A. (**Zusammenhang der Stelle und Erklärung.**) Der Großmeister tritt mit diesen Worten der irrigen Meinung des Jünglings entgegen, welcher, gehoben von dem Beifall der Menge und vom Bewußtsein getragen, er habe dadurch, daß er nicht blindlings, sondern nach reiflicher Erwägung und Vorbereitung den Kampf mit dem Drachen eingegangen, seine Pflicht durchaus nicht verletzt, sondern sogar noch Lob für seine Handlungsweise verdient, eben die spannende Erzählung seiner Heldenthat beendet hatte. Mit dem ersten Teile der Sentenz tadelt er das Verhalten des Ritters und stellt ihn dabei auf eine Stufe mit den Mamelucken, der Leibwache der ägyptischen Sultane, die bei dem Dichter im weiteren Sinne auf die Ungläubigen und Heiden zu beziehen sind; mit dem zweiten Teile weist er ihn auf das hin, was

eigentlich seine Pflicht als Christ gewesen wäre. Die beiden Teile stehen also im strikten Gegensatze zu einander, ebenso wie der Jüngling und Großmeister, die handelnden Personen selbst. Jener vertritt das Prinzip der frischen, kecken Ritterlichkeit, die jeder Gefahr Trotz bietet; dieser das Prinzip der ernsten, würdigen Gesetzlichkeit, die alle ritterliche Tugend dem Gehorsam unterordnet. Verwunderung ergreift, wie den Ritter selbst und das ihn begleitende Volk, so auch den Leser für den ersten Augenblick, daß dem einstimmigen Jubel des Volkes gegenüber ein einziger Mann felsenfest und unerschütterlich das Grundprinzip betont, auf welchem der ganze Orden überhaupt ruht. Sehen wir näher zu, ob das Verhalten des Großmeisters und die von ihm ausgesprochene Sentenz ihre Rechtfertigung finden!

B. (**Die Selbstverteidigung des Jünglings ist verfehlt.**) Denn

1. die von ihm angeführten Beispiele passen nicht auf sein Thun. Der Jüngling selbst sucht, um seine That in ein herrliches Licht zu stellen, nach Beispielen aus früherer Zeit und bricht in die Worte aus: Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann? u. s. w. Sowie er hier den Mut der alten hellenischen Heroen feiert, so hätte er auch auf die unzähligen Beispiele der griechischen und römischen Geschichte zurückgreifen können, die ja so reich an Beispielen des persönlichen Mutes ist. Jener Athener Kynégiros, der bei Marathon das persische Schiff festhielt und nach Verlust seiner beiden Hände noch nicht losließ, hat keinen geringen Mut bewiesen; nicht minder Leónidas, der gegen das unermeßliche Perserheer mit seinem winzigen Häuflein lange siegreich kämpfte und zuletzt, der Übermacht unterliegend, den Heldentod starb. Und wie viele Heldenthaten, als Beweise des aufopfernden Mutes und der treuen Vaterlandsliebe bietet der römische Staat! Da verteidigt Horatius Kokles die Brücke gegen die anstürmenden Etrusker; da verbrennt Mucius Scävola im etruskischen Lager seine Hand, um dem Porsena zu zeigen, wie wenig er den Tod scheue; da stürzt der Patrizier Kurtius in den Abgrund, der mitten in Rom sich geöffnet hatte; da opfern sich die Decier: Vater, Sohn, Enkel den Manen der Unterwelt für den Sieg ihrer Truppen. Herrliche Beweise der persönlichen Tapferkeit! Aber durfte der Ritter, wie er doch thut, auf diese als Vorbilder sich stützen? Nein; denn sie handelten im Einklang mit den Gesetzen, im Auftrag ihres Vaterlandes; ihnen stand kein hemmendes Verbot im Wege, sondern das Vaterland, die Obrigkeit verlangte es von ihnen. Darum darf ein Leonidas sagen:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.

Anders beim Ritter unserer Ballade. Ihm stand das Verbot des Großmeisters entgegen, welches verletzt zu haben er recht gut erkennt. Mit dem vorigen hat er sich gegen den Einwurf verteidigt, daß er nicht, wie der Orden vorschrieb, gegen Feinde des christlichen Glaubens, sondern gegen ein Ungeheuer gekämpft habe; nun sucht er in seinem

Schuldbewußtsein nach einem neuen Rechtfertigungsgrunde in den Worten: Doch seinen Mut muß Weisheit leiten, und List muß mit der Stärke streiten. Dadurch stellt er sich in Gegensatz zu den fünf Rittern, die des kühnen Mutes Opfer geworden waren; er sagt, er sei erst nach langen Vorbereitungen zu dem Wagnis geschritten, und der Vorwurf des Leichtsinns könne ihn deshalb nicht treffen. Allerdings ist anzuerkennen, daß er nicht blindlings in die Gefahr ging; um so mehr aber mußte bei ruhiger Überlegung immer wieder der Gedanke in ihm aufsteigen, er verletze ein Gesetz. Und daß dem so war, zeigt sich in den Worten, worin gleichsam sein drittes Argument liegt: „Und ich beschließe rasch die That, nur von dem Herzen nehm' ich Rat." Also die augenblickliche Aufwallung kämpfte die in ihm aufsteigenden Bedenken nieder, und er erlag der Begierde.

2. Demnach läßt sich das Verhalten des Ritters zwar erklären, aber nicht entschuldigen. Denn er war ein Christ, und Gehorsam ist des Christen Schmuck. Mut zeigen auch die Heiden, Mut zeigt wohl jeder Mensch, wenn er in Gefahr kommt, Mut zeigt auch das Tier der Wüste; also ist der Mut nichts Charakteristisches für den Christen. Das ist ja eben ein hoher Vorzug der christlichen Religion, daß Demut und Gehorsam, Selbstbezwingung und Entsagung dem Menschen als die edelsten Güter gepriesen werden, daß der Mut sich unterordnen lernt einem höheren Gebot: dem Gesetz. So lange als Gesellschaften in geordneten Zuständen bestanden haben, so lange es Staaten gegeben hat, haben die Obrigkeiten von ihren Untergebenen Gehorsam unter dieses Gesetz gefordert und mit Recht. Wohin sollte es auch kommen, wenn jeder seinen eigenen Gelüsten folgen, wenn jeder thun wollte, was ihm beliebt! Dann gelten die Worte des Meisters: „Ein Gott bist du dem Volke worden, ein Feind kehrst du zurück dem Orden" u. s. w.; dann treten die Zustände ein, von denen Schiller im Lied von der Glocke V. 354 ff. so trefflich singt: „Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte" u. s. w. — Wären wir also schon deshalb der Obrigkeit Gehorsam schuldig, weil erfahrungsmäßig keine menschliche Ordnung ohne sie würde bestehen können, und zwar auch in dem Falle, wenn wir die weisen Absichten, die sie mit ihren Gesetzen verbindet, nicht erkennen sollten, so müßte uns doch außerdem schon das Vorbild dazu antreiben, das unser Herr und Heiland uns gegeben hat. Vgl. die Pharisäer und der Zinsgroschen (Marc. 12, 14.) Petrus und Malchus (Joh. 18, 10.) Das herrlichste Beispiel des Gehorsams hat er uns selbst hinterlassen in seinem Leiden und Sterben. Bezeugt doch nicht minder der Apostel Paulus im Römerbriefe, daß jedermann der Obrigkeit, die Gewalt über ihn habe, Gehorsam schulde! Diesen Gehorsam hat der Ritter verletzt, weil die Begierde in ihm mächtiger war als das Gewissen, weil die erstere die Stimme der letzteren übertönte. Er verstand also die Tugend der Selbstbeherrschung nicht zu üben, er vermochte nicht der Pflichten

schwerste zu erfüllen: „zu bändigen den eigenen Willen“; er verstand nicht, was schon ein blinder Heide, der nichts vom Christentum wußte, als oberstes Gebot hingestellt hatte, wenn er sagte: imperare sibi maximum imperium:*) er verstand nicht, was der schlesische Dichter Friedrich von Logau mit den Worten wiedergibt:

Wer sich tapfer selbst besiegt, hat den größten Feind bezwungen;
Wer sich siegreich selbst bekriegt, hat den schwersten Sieg errungen.

und was Herder in folgender Gradation trefflich malt:

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer — wer sich selbst bezwang.

III. Hätte Gozon mit Einwilligung des Großmeisters oder gar einem Befehle desselben folgend den Kampf bestanden, er würde den herrlichsten Lohn davongetragen haben! (Hartung.)

B. **Belehrung.**

Eine Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts ist die Einführung der Schüler in das Verständnis klassischer Schöpfungen unserer hervorragenden Schriftsteller, besonders unserer Dichter, soweit sich diese für Schüler überhaupt, oder für gewisse Altersstufen insbesondere eignen. Aber mit dem bloßen Lesen und mit der gründlichsten Erklärung allein wird dieser Zweck noch nicht erreicht. Goethe sagt (Gespräche mit Eckermann, II. 90), daß man nie etwas durch bloßes Anhören lerne, und daß, wer in gewissen Dingen sich nicht selbstthätig bemühe, eine Sache nur oberflächlich und halb wisse. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, schriftliche Übungen an die Lektüre zu knüpfen. Diese sind nicht bloß ein Probierstein, ob die Erklärungen des Lehrers von den Schülern erfaßt wurden, sondern sie nötigen diesen auch zu ernstem Nachdenken über das betreffende Musterstück. Auf allen Stufen dieses Stilbuches wurden derartige Übungen geboten. Diese erhalten nun ihren Abschluß durch die Abhandlungen, welche an die Lektüre sich anreihen. Dabei begnügen wir uns nicht mehr bloß mit einzelnen Gedichten oder Bruchstücken, sondern ziehen auch größere Dichtwerke heran, zunächst Schillers „Wilhelm Tell“ und Goethes „Hermann und Dorothea“, deren Lektüre in den oberen Klassen höherer Lehranstalten in die Lehrpläne aufgenommen ist.

Hauptaufgabe der Lektüre und mithin auch der einschlägigen schriftlichen Übungen ist, den Schülern eine Dichtung nach Inhalt und Form zu möglichst klarem Verständnisse zu bringen, nicht aber sie zur Kritik derselben anzuleiten. Nicht diese ist Aufgabe der Schule, sondern der bildende Genuß einer klassischen Dichtung. Der Schüler soll an der Schönheit einer solchen sich erfreuen, an ihrem ethischen Ge-

*) „Sich selbst beherrschen ist der höchste Sieg.“

halte sich erheben und an ihrem geistigen Inhalte sein Wissen erweitern und sein Urteil schärfen. Die Folge der Lektüre und der schriftlichen Arbeiten über dieselbe soll eine freudige Hingabe und Begeisterung für unsere Dichter und deren Werke sein. Zu diesem Ende soll dem Schüler die Quelle eines Dichtwerkes (der ursprüngliche Stoff) bekannt gemacht werden; dann ist ihm klar zu machen, welche Änderungen der Dichter mit diesem Stoffe vornahm und zu welchem Zwecke; er soll angeleitet werden, die Idee des Ganzen zu erfassen, sowie den Zusammenhang jedes einzelnen Teiles mit dem Grundgedanken; es ist ihm die Örtlichkeit der Handlung und die Zeit derselben zur Anschauung, bezw. zur Erkenntnis zu bringen und auf die Charakteristik der einzelnen Personen und ihre Bedeutung für das Ganze einzugehen. Ist auf diese Weise ein Dichtwerk gründlich mit dem Schüler durchgearbeitet, so wird er auch an die spätere Lektüre anderer mit einem gewissen Verständnisse herantreten und in der Lektüre nicht bloß Unterhaltung, sondern nachhaltigen Genuß für Geist und Gemüt suchen und finden. Da diese Aufsatzübungen sich an den lebensvollen Unterricht des Lehrers unmittelbar anschließen, werden sie auch keine großen Schwierigkeiten bieten und, wie jeder Lehrer aus der Erfahrung bestätigen wird, gewiß mit Lust und Freude bearbeitet werden.

C. Aufgaben.

1. Der Mensch ein Kind der Sorge von Herder. (Lesebuch II, 18.)

I. Schöpfung des Menschen. Streit über dessen Besitz. Schiedsrichterin ist die Zeit. Diese entscheidet:

II. Daß der Mensch sei

1. im Leben „ein Kind der Sorge," der Fürsorge anderer,
   a. die über sein leibliches Wohl und Weh wachen,
   b. die über sein geistig-sittliches Wohl besorgt sind.
2. im Tode — nach dem Erdenleben gehört der Mensch
   a. mit seinem Körper der Erde an „Du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden!"
   b. mit seiner Seele ist er ein Eigentum Gottes — der Unsterblichkeit.

III. So besitzen alle streitenden Parteien den Menschen, die Sorge, die Erde und Gott!

2. Zu Schillers Bürgschaft.

1. Verherrlichung der Freundestreue an dem Beispiele des Möros und seines Freundes.

I. Die Umstände, welche veranlassen, daß die Freundestreue auf die Probe gestellt wird:

1. Mißglückter Versuch des Möros, den Tyrannen zu ermorden und seine Verurteilung durch denselben.

2. Bitte des Möros um Aufschub; Anerbieten der Bürgschaft.

3. Tückische Annahme der Bürgschaft durch den Tyrannen.

4. Vollzug der Bürgschaft.

II. Die Treue des Möros wird schweren Prüfungen unterworfen; als solche treten ihr entgegen:

A. Physische Hindernisse:

a. ein von der Natur ausgehendes;
Möros beseitigt dasselbe durch Mut und Kraft,

b. ein von seiten feindlicher Menschen ausgehendes Hindernis; Überwindung desselben durch verzweifelte Kraftanstrengung,

c. Hindernis, aus der Schwäche der eigenen Natur entspringend.

B. Moralische Hindernisse, d. h. Versuchungen:

a. Die verfänglichen Worte der Wanderer „Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen."
Zweifel an dem Gelingen der Rettung des Freundes; die eigene Rettung dagegen noch leicht.

b. Eindringliche Aufforderung des treuen Dieners: Hoffnungslosigkeit den Freund zu retten; Pflicht der Selbsterhaltung. Sieg des Möros über diese Versuchungen, ausgesprochen in den Worten: „Und ist es zu spät" ꝛc.

III. Triumph der Freundschaft nach bestandener Prüfung:

a. Rettung des Freundes.

b. Rührung des Volkes.

c. Bekehrung des Tyrannen.

2. Wie wird sich die Erzählung der Bürgschaft gestalten, wenn nicht Möros, sondern Selinuntius zum Träger der Idee gemacht wird?

I. Wodurch wird die Bürgschaft des Selinuntius veranlaßt?

II. Prüfungen des Bürgen:

A. äußere, welche das Vertrauen des Selinuntius auf die Treue des Freundes zu erschüttern suchen:

1. Der Hohn des Tyrannen;

2. Schmähungen des Kerkermeisters;

3. Vorwürfe von seiten der Verwandten.

B. innere Versuchungen.

1. Das Säumen des Möros erfüllt den Freund mit Unruhe.

2. Die Vorkehrungen für seine Hinrichtung flößen ihm Schauder ein.

3. Weist Selinuntius auch den Gedanken, daß Möros treulos geworden, entschieden zurück, — kann er dann auch den Gedanken, daß dem Freunde ein Unglück zugestoßen sei, als unbegründet abweisen?

4. Das Unglück des Freundes ist doppelt hart; denn

a. es beraubt ihn der Freude, den Freund wiederzusehen und mit ihm zu sterben;

b. sein eigener Tod kommt dem Freunde nicht zu gute, und

c. die Welt wird ein falsches Urteil über den Freund fällen und dessen Treue bezweifeln.

III. Dieses letzte Übel von dem Freunde abzuwehren, hat Selinuntius eben von dem Blutgerüste herab laut seine Überzeugung ausgesprochen, daß Möros ein Unglück zugestoßen sein müsse — als dieser erscheint.

So triumphiert das Vertrauen des Selinuntius auf die Treue des Freundes. (Linnig.)

3. Wie malt der Dichter?

Nachgewiesen an Schiller's Taucher.

1. Wie malt der Dichter Körper?
„Der Dichter malt nichts als fortschreitende Handlungen und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen." (Lessing, Laokoon.)

I. 1. Der Edelknecht (seine Gestalt).

a. Malende Beiwörter: sanft und keck.

b. Der Dichter läßt ihn aus der Mitte der übrigen Knappen hervortreten, und dadurch, daß er ihn uns allein zeigt und in Bewegung zeigt, macht er das Bild unserer Phantasie anschaulicher.

c. Die Handlung des Entkleidens.

2. Seine Schönheit.
Wie bringt der Dichter körperliche Schönheit zur Darstellung?
„Was (der Dichter) nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben kann, läßt er in seiner Wirkung erkennen."
(Nach Lessing, Laokoon.)

Er sagt uns bloß, daß der Jüngling Gürtel und Mantel ablegt, — dann schildert er uns, statt auf eine Beschreibung der Gestalt des Jünglings einzugehen, die Wirkung, welche die Schönheit des Jünglings auf die Zuschauer ausübt:
„Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen!"

II. Der Taucher.

Wie malt der Dichter das Auftauchen des Jünglings aus dem Schlunde?

1. Durch das unbestimmte es. Man sieht in dem flutenden Schoß sich etwas heben, aber noch ist's unbestimmt, was es ist; doch erinnert die Farbe dessen, was sichtbar wird, an die Farbe des herrlichen Jünglings.

2. Erst wird ein Arm sichtbar, dann ein glänzender Nacken, und

3. dann rudert, d. h. handelt es.

2. Wie malt der Dichter Naturbegebenheiten?

Der Strudel der Charybdis:

a. Klangfigur der Congruenz: Nachahmung des Hörbaren durch den Klang der Wörter,

b. Rhythmus: durch die Anapäste wird das Unruhige, Bewegte und die rasche Aufeinanderfolge der Erscheinungen veranschaulicht. (Linnig.)

4. Der Sänger. (Nach: der Sänger von Goethe, des Sängers Fluch, Taillefer, Bertram de Born von Uhland, Arion von Schlegel, Graf von Habsburg und Kraniche des Ibykus von Schiller.)

I. Während in neuerer Zeit der Dichter seine Lieder und Gedichte nur selten in eigener Person vorträgt, war im Altertum der Dichter und Sänger eine Person: Dichter, Sänger, auch Seher. Eben dasselbe ist noch der Fall im Mittelalter zur Zeit der Minnepoesie. In dieser spielen sechs Gedichte (welche?), zwei (welche?) fallen in's graue Altertum.

II. A. Stellung und Auftreten des Sängers. Er war geehrt und geliebt von den Fürsten: Arion von Periander, Taillefer beim Herzog Wilhelm, der Sänger bei König Rudolf, der Goethische Sänger am Hofe des Königs. Überall tritt er geladen oder zufällig in eine glänzende Festversammlung. Selbständig, einfach, arm ist der eine, welcher mit der Tochter umherzieht, ebenso der andere, welcher bescheiden die goldene Kette zurückweist. Dagegen finden wir im Altertum den Sänger Arion mit Schätzen reich beladen durch Gastspiele, die er im fernen Lande gegeben, — doch dieser Umstand bringt ihm Verderben.

B. Die wunderbare Macht der Poesie wird fast in allen Gedichten ausgedrückt: in „des Sängers Fluch, Sänger, Taillefer, Graf von Habsburg, Kraniche des Ibykus" wird sie ausdrücklich beschrieben; vgl. außerdem, wie Bertram de Born auf König Heinrich einwirkt. Nur rohe Naturen: so Arions Schiffer, die Mörder des Ibykus, der eifersüchtige König, der stolze Graf, widerstehen dieser Macht und kränken den Sänger mit Wort und That.

C. Dafür trifft sie die göttliche Strafe; denn der Sänger steht unter der Obhut der Götter. Ein Verbrechen gegen denselben bleibt nicht ungerächt. Des Sängers Fluch, Arion, Ibykus, vgl. auch Arions wunderbare Rettung.

D. Eigentümlichkeiten, die sich bloß in einigen Gedichten finden.

1. In zweien tritt der Sänger unter fremder Maske vor den, welchem er früher schon einmal in anderer Lage begegnet ist: so der priesterliche Sänger vor den Grafen — König, so der alte Sänger vor seinem Schwiegersohn,
2. In zweien ist der Sänger zugleich Ritter, so in Taillefer und Bertram de Born, während er in der Goetheschen Ballade wenigstens früher diesem Stande angehört hat. Sänger und Held zugleich ist auch Volker im Nibelungenlied, Achilles in der Ilias.

III. Manche der hier entwickelten Gedanken kehren auch in anderen Gedichten wieder z. B. in Schillers „Macht des Gesanges, Teilung der Erde.“ (Hartung).

5. Des Dichters Lohn.

(Nach Goethe's „Sänger“).

I. (Einl.) Der Sänger im Königspalaste gern gesehen — seine Kunst gewürdigt. Der Erfolg seines Gesanges.

II. 1. a. Der König will ihn auch königlich belohnen. Wodurch.
b. Der Sänger weist diesen kostbaren Lohn zurück. Warum wohl?

2. Was soll des Sängers Lohn sein?
a. Seine eigne Befriedigung im Gesang. („Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet“).
b. Doch wünscht er auch Lohn von anderen:
α. Ermunterung zu freudigem Gesang. (Darum die Bitte nach dem Becher).
β. Ein freundliches Andenken. („Ergehts euch wohl, so denkt an mich“).

III. (Schluß). Der Sänger vergißt auch nicht Gott, von dem jede Gabe, auch die Gabe des Gesanges, kommt, die Ehre zu geben. (Und danket Gott).

6. Welchen Moment würde der Maler wählen, um nach Göthe's Ballade: „der Sänger“ ein Bild zu entwerfen?

I. Viele von Göthes Gedichten zeichnen sich durch Plastizität aus, daher gar manches von ihnen schon Stoff zu Bildern gegeben hat.

II. Welcher Moment wäre im „Sänger" der fruchtbarste zu einem Bild?

A. Negativer Teil. Es gibt der scheinbar recht plastischen Momente in dem Gedichte mehrere, z. B.:

1. Der Sänger, der eben in den Saal getreten,
2. Der Sänger während des Singens,
3. Der Sänger, da ihm die goldene Kette geboten wird,
4. Der Sänger, wie er den Becher in Händen hat.

Allein alle diese Momente würden nicht die günstigsten sein. Denn das Bild 2 würde wegen des geöffneten Mundes und der geschlossenen Augen nicht den ästhetischen Anforderungen entsprechen; ebendasselbe und Bild 1 würden von dem folgenden Vorgange, der die Hauptsache, weil die Idee des Ganzen, zur Anschauung bringt, nichts ahnen lassen, derselbe Vorwurf würde auch Bild 3 treffen; Bild 4 endlich würde die Idee auch nicht verraten, da man aus ihm das, was vorangegangen, nicht schließen könnte.

B. Positiver Teil. Am fruchtbarsten und ästhetisch völlig befriedigend wäre ein Bild, welches Scene 3 und 4 vereinigt darstellte.

1. Es wäre nicht wider die Kunstregel. Denn obwohl Scene 3 und 4 ein Nacheinander bilden, nicht ein Nebeneinander, so kann doch auch der Maler das Nacheinander darstellen, Handlungen, nämlich „andeutungsweise durch Körper" im Raume: Während der Sänger leuchtenden Auges mit der Rechten nach dem goldenen Pokal greift, wehrt er mit der Linken die goldene Kette noch ab, die man in den Händen des schon zurückgetretenen königlichen Beamten blitzen sieht. So erscheint das Nebeneinander auf der Leinwand doch als ein Nacheinander und als ein auf einander Bezogenes.

2. Dieser Moment ist der fruchtbarste. Denn a. von ihm aus kann man am weitesten zurückschließen. (Hier ist das Bild eingehender zu schildern: Der Sänger, das Instrument tragend, sein Antlitz, sein Blick, seine Haltung; der König und seine nächste Umgebung mit gemischten Empfindungen auf ihn blickend; der weitere Kreis der Zuhörer und Zuhörerinnen, teils noch Freude über seinen herrlichen Gesang in den Mienen, teils Staunen über seine Handlungsweise,

b. in diesem Moment selbst erhält man den Schluß der Handlung und die Idee des Ganzen.

7. Welches Bild entwirft Goethe in seinem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" von dem Nürnberger Meistersänger.

„In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seine Meister je verkannt!"

Wie viele Meister sind verkannt worden! Beispiele? Auch unser Hans Sachs teilte dieses Schicksal. Aber er sollte wieder zu Ehren kommen.

„Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.“

Goethe, der selbst zu dem Nürnberger Meister in die Schule gegangen, brachte ihn wieder zu Ehren. Auf welche Weise?

In die Werkstatt des Meisters versetzt uns das Gedicht. Welch einen fleißigen Handwerker und welch einen begabten Dichter finden wir hier! Die Musen haben ihn geweiht. Welche Geschenke haben sie ihm gebracht?

1. Vor allen Dingen eine klare Erkenntnis, um die Wirklichkeit treu aufzufassen und darzustellen. Hans Sachs ist kein phantastischer Träumer, kein romantischer Schwärmer.

2. Eine redliche Gesinnung, um die Wahrheit ohne Ansehen der Person offen und ehrlich zu sagen.

3. Ein heiliges Feuer der Begeisterung. Auch er ist ein Sänger von Gottes Gnaden.

4. Ein Herz voll Liebe zur Menschheit.

Welch ein reicher Stoff steht ihm zu Gebote, teils ernsten, teils humoristischen Inhalts? Einem jeden ist er gewachsen und besitzt die Kraft, ihn zu gestalten.

Darum bleibt dem Dichter ewiger Ruhm. (Herm. Kluge.)

8. Gesang der Geister über den Wassern von Goethe.

I. Veranlassung zu der Ode: Aufenthalt in der Schweiz.

II. Der Grundgedanke des Gedichts ist: Die Seele des Menschen gleicht dem Wasser. Welches sind die Teilgedanken?

A. (Strophe 1): Die Seele gleicht dem Wasser im Ursprung und ihrer Natur nach: sie stammt vom Himmel, und die Folge ihrer Bannung in den Körper und unter die Körperwelt einerseits und ihrer Sehnsucht nach ihrem wahren Vaterlande und ihres zeitweiligen Aufschwunges 'zu demselben andrerseits ist ihr stetes Schweben zwischen dem Irdisch-Gemeinen und dem Göttlich-Erhabenen. Die Vergleichungspunkte mit dem Wasser gibt das Gedicht. Die 1. Strophe kann für die Ode als Einleitung gefaßt werden.

B. (Strophe 2—5): Die Seele in den Erscheinungsweisen ihrer Thätigkeit gleicht den Erscheinungsformen des Wassers, und zwar

1. die Thätigkeit der Seele, frei vom unberechenbaren Schicksal gedacht, gleicht dem Wasser, welches nicht unter dem Einfluß des Windes steht (Strophe 2—4):

a. die suchende, strebende Seele kann dem Staubbach, aber auch dem tosenden Wasserfall gleichen (Strophe 2 und 3), nämlich
   α. die still, froh in sich und ohne große Aufregung suchende und strebende gleicht dem Staubbach (Strophe 2); aber
   β. die leidenschaftlich strebende gleicht dem schäumenden Wasserfall (Strophe 3).

b. Die findende und ruhende Seele gleicht
   α. die findende dem Bach,
   β. die ruhende dem See (Strophe 4).

2. Die Seele unter dem Einfluß des unberechenbaren Schicksals gleicht dem Wasser unter dem Einfluß des Windes; nämlich
   a. als freundliche, belebende Macht ist das Schicksal dem leise die Welle bewegenden Luftzuge gleich,
   b. aber als friedlich, erregende Macht gleicht das Schicksal dem aufwühlenden Sturm (Strophe 5).

(Die Schlußstrophe (6) gibt das Thema der Ode in rekapitulierender Weise).

III. Wie kein Wasser frei von Luftzug (Wind) ist, so ist keine Seele außerhalb der Macht des Schicksals. Öfter macht dasselbe aus einem Staubbach auch auf Zeiten einen rauschenden Wasserfall. Am Ende aber wird aus jeder suchenden eine findende und ruhende Seele.

(Leuchtenberger.)

9. Was lehrt uns Schiller in seiner Ballade „Der Graf von Habsburg“ über die Poesie?

Unter Schillers Gedichten finden sich mehrere, welche die Poesie zu ihrem Gegenstande haben. Nicht das unbedeutendste darunter ist „Der Graf von Habsburg“. (Die Einleitung kann auch davon ausgehen, daß die Liebe zur Poesie ein Hauptcharakterzug des Grafen von Habsburg ist, und daß sich so dem Dichter Gelegenheit bietet, uns über die Poesie selbst zu belehren.) Die Hauptpunkte, über die wir Auskunft erhalten, betreffen:

1. Ursprung und Wesen der Poesie. Die Poesie ist höheren, göttlichen Ursprungs. Der weltliche Herrscher kann dem Sänger nicht gebieten; derselbe „steht in des größeren Herren Pflicht und gehorcht der gebietenden Stunde“. Mit welchen Worten spricht dies Schiller in einem andern Gedichte, im „Mädchen aus der Fremde“, aus? Derselben Anschauung vom göttlichen Ursprung der Poesie begegnen wir schon bei Homer. Hier heißt es in der Odyssee I, 346 ff.:

„Und der verständige Jüngling Telemachus sagte dagegen:
Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja den Sänger
Dürfen wir, sondern allein Zeus schuldigen, welcher es eingibt
Allen empfindsamen Menschen und so, wie er will, sie begeistert.“

Wie der Ursprung, so ist auch das Wesen der Poesie geheimnisvoll. Herrlicher Vergleich mit dem Sturmwind und dem Quell aus verborgenen Tiefen! Wie ganz anders war z. B. die Anschauung von dem Ursprung und Wesen der Poesie im 17. Jahrhundert: Ver-

mittelst gewisser Regeln glaubte man die Poesie wie jede andere Kunst erlernen zu können; man wähnte, jeder gebildete Mensch müsse auch dichten können. Zeit des Palmenordens! Blick in unsere Zeit! Wie oft fehlt der göttliche Beruf und der unmittelbare Drang des Herzens!

2. Gegenstand der Poesie. „Der Sänger singt von der Minne Sold". Schiller nennt uns damit den Hauptgegenstand der mittelalterlichen Poesie. Damit war aber der Inhalt der Poesie nicht erschöpft. „Er preiset das Höchste, das Beste, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt." Unterschied! „Der Sinn" liebt glänzende Schilderungen, kühne Bilder; der Sinn ist niedriger, aber auch kühner in seinem Verlangen. Das „Herz" ist edler, es will nicht geblendet, es will tief gerührt werden. (In welchem Gedicht gibt uns Uhland in ähnlicher Weise den Inhalt der mittelalterlichen Poesie an?)

3. Wirkung der Poesie. Des Sängers Lied „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Was im Menschen unbewußt schlummert, was er zwar tief fühlt und empfindet, aber nicht auszusprechen vermag, der Dichter spricht es aus, erweckt es und bringt es zum Bewußtsein. Alles Herrliche, Schöne und Zarte macht der Dichter lebendig. Veredelnder Einfluß der Poesie!

(Herm. Kluge.)

10. Welchen Entwicklungsgang hat die menschliche Kultur genommen nach Schillers Gedicht „Das eleusische Fest"?

Mythologische Unterlage des Gedichts, Kultus der Demeter. Die großen und die kleinen Eleusinien. Auf dieser Unterlage entwirft Schiller ein Bild von der Kulturentwicklung der Menschheit und stellt die Entstehung des bürgerlichen Vereins als eine Folge der Einführung des Ackerbaues dar. Diesem Zwecke entsprechend führte das Gedicht früher den Titel: „Bürgerlied."

Welcher Art war nach unserem Dichter der Urzustand der Menschen? Jäger und Hirtenvölker. Tierische Roheit.

Welchen segensreichen Einfluß übt der Ackerbau? Entwicklung der Natur, Lichtung der Wälder, Kultivierung des Bodens. Feste Wohnsitze statt des umherschweifenden Lebens. Gemeinschaft, die erste und notwendigste Bedingung zu höherer menschlicher Bildung. Gefühl für die Heimat. Allerlei Gerätschaften. Handwerk. Industrie. Schifffahrt und Handel.

Zum Nützlichen kommt dann das Angenehme und Schöne. Künste und Wissenschaften. Höhere Gesittung.

Das Gedicht hat viel Verwandtes mit Schillers Spaziergang und manche der dort entwickelten Gedanken werden auch hier gelten. (Vergl. die folgende Skizze.)

(Herm. Kluge.)

11. Welches kulturhistorische Bild entwirft Schiller in seinem Gedichte „der Spaziergang“?

Schillers „Spaziergang“ gehört in das Gebiet der kulturhistorischen Poesie. Welche anderen Gedichte gehören noch hierher? In den „Horen“ war es betitelt „Elegie“. Woher dieser Name? Bloß von dem Versmaß, in dem es gedichtet ist? Oder weil darin die Natur als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht hingestellt wird? Das Gedicht behandelt die großen Gegensätze zwischen Natur und Kultur.

1. Mit einem lieblichen Landschaftsgemälde beginnt die Elegie. Wohin führt uns der Dichter, und was führt er uns vor? Keine Spur vom Dasein des Menschen. Die Natur ist noch unberührt (V. 1—34).

2. Erstes Stadium der menschlichen Entwicklung im Anschluß an die Schilderung der ländlichen Natur (V. 35—58). Die Natur trägt jetzt Spuren vom Dasein des Menschen. Inwiefern? Der Landmann lebt mit der Natur eng verbunden, ohne Fessel. Es ist die Zeit ursprünglicher Einfalt und trauten Familienlebens in ländlicher Stille. Eine Geschichte gibt es noch nicht.

3. Zweites Stadium der menschlichen Kulturentwicklung (V. 59—100). Welche Veränderung geht in der Natur vor? Statt anmutiger Ungezwungenheit starre Regel, Absichtlichkeit, Auswahl. Der menschliche Geist hat der Natur sein Gepräge aufgedrückt. Es entsteht die Stadt. Wie schildert der Dichter die Gründung derselben? Es bilden sich Stände, die sich von einander scheiden, Adel, Bürger, Bauern. Es werden Erfindungen, gemacht und es entstehen Gewerbe. Der gegenseitige Wetteifer, der lebendige Gemeinsinn schaffen Großes, denn Gewaltiges und Herrliches entsteht nur in Gemeinschaft. In diesem Gemeinwesen erblühen die edelsten Tugenden. Welch ein Unterschied zwischen diesem und dem vorigen Stadium! Jenes ist die Zeit der Familientugenden, der Liebe zu Weib und Kind, zu Freund und Nachbar. Jetzt regen sich höhere Gefühle, es entstehen herrlichere Tugenden: Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, männlicher Mut und Tapferkeit, die sich in Kampf und Streit bewähren. Solche Bürger brachten Rom hervor, Athen und Sparta. Beispiele? Das eine nennt das Gedicht selbst. Aus diesen Kämpfen erwächst eine köstliche Frucht, der Friede.

4. Dieser Friede hat eine neue Blüte des „freien Gewerbes“ zur Folge (V. 101—120). Es beginnt die Schiffahrt und der Handel; die Erzeugnisse des heimischen Fleißes wandern in die Ferne, und es werden dafür die Schätze des Auslands eingetauscht. „Da gebiert das Glück dem Talente die göttlichen Kinder.“ Der Mensch gelangt zur höchsten Stufe der Kultur (V. 121 bis 136). Es entstehen die Künste. Welche Künste hebt der Dichter besonders

hervor? Zur Kunst gesellt sich die Wissenschaft. Außer der Mathematik werden insbesondere die Naturwissenschaften gepflegt: Chemie, Magnetismus, Akustik, Optik. Herrliche Erfindung der Schrift! Der Mensch wird frei und gelangt zur Erkenntnis seiner selbst. Aberglaube und Vorurteile weichen!

5. Leider ist die höchste Stufe der Kultur auch die erste Stufe zum Verfall und zur Auflösung der staatlichen Ordnung (V. 137—170). Der Mensch zerreißt die Fesseln der Knechtschaft, aber auch die Fesseln der Scham, er mißbraucht seine Freiheit und läßt sich von der Begierde fortreißen. Welches Bild entwirft der Dichter von dieser Verdorbenheit und Entartung? Manche Züge sind der Geschichte der französischen Revolution entlehnt. Vergleiche die ähnliche Schilderung in der Glocke!

6. Von einem solchen überfeinerten und entnervten Volke wendet sich der Dichter unwillig ab und kehrt wieder zur Natur zurück. Die Rückkehr zur Natur (V. 171—200) ist das einzige Heilmittel gegen jene Schäden. Die Natur bleibt ewig jung und ewig gleich, so sehr auch die Gebilde der Menschenwelt sich wandeln. Aus ihr kann wie der einzelne Mensch so auch die Menschheit stets neue Lebenskraft schöpfen.

So rundet sich das Gedicht zur schönsten Einheit ab und von der Natur ausgehend kehrt es wieder zur Natur zurück. In diesem Rahmen aber gibt der Dichter in kurzen Zügen ein klares Bild von dem Entwicklungsgange der Menschheit. (Herm. Kluge.)

12. Welchen Gang nimmt Schiller in seinem Gedicht „Ideal und Leben?“

„Das Ideal und das Leben“ ist eins der bedeutendsten Gedichte Schillers und gleichsam der Schlüssel zu des Dichters ganzer Denkweise. Schillers Idealismus hat darin seinen schönsten Ausdruck gefunden.

Zu welcher Gattung gehört es? Wie lauten die älteren Überschriften? („Reich der Schatten“, dann „Reich der Formen.“)

Welche Aufgabe wird dem Menschen gestellt? Er soll dem Materiellen, dem Genuß entsagen und sich aufschwingen zum Ideal; auf dem Wege der Idee soll er nach Gottähnlichkeit streben.

Str. 1 wird dieses Ideal geschildert, nach dem der Mensch streben soll.

Dieses Glück, diesen Frieden der Seligen erlangt nur der, welcher sich nicht der Erde verkauft (tiefer Sinn der schönen Mythe von Proserpina). Die ihres Ursprungs bewußte und nach dem Göttlichen strebende Seele verfällt nicht den Mächten des Schicksals. Wer sich auf diese Höhe erhebt, nähert sich den Göttern (Str. 2—5).

So kann der Mensch schon auf Erden das göttliche Ideal verwirklichen. Es folgen Str. 6—13 vier Gegensätze zwischen der Wirklichkeit und dem Ideale: ein viermaliges „wenn" und ein viermaliges „aber".

Im wirklichen Leben herrscht stets ein Ringen der Kraft mit der Kraft; der Schwache muß dem Starken unterliegen. Im Reiche des Ideals dagegen herrscht Ruhe und Friede (Str. 6 und 7).

In der Wirklichkeit hat der Künstler mit dem widerstrebenden Stoffe zu ringen. Im Reiche des Ideals steigt das Bild aus der Tiefe des Gemüts empor (Str. 8 und 9).

In der Wirklichkeit herrscht ein trauriges Mißverhältnis zwischen der Heiligkeit des Moralgesetzes und unsrer schwachen sittlichen Kraft. Im Reiche des Ideals herrscht wahre Freiheit; denn das göttliche Gesetz ist unser eignes Lebensgesetz geworden (Str. 10 und 11).

In der Wirklichkeit gibt es Schmerz und Leid; beides ist überwunden im Reiche des Ideals (Str. 12 und 13).

So soll also das ganze äußere Leben, alles Denken, Wollen und Empfinden, alle Kunst und Wissenschaft, alle Sittlichkeit u. s. w. verklärt werden.

Ist aber dieses Ziel erreichbar? Der Dichter weist am Schlusse des Gedichts (Str. 14 und 15) hin auf das Beispiel des Herkules, der das höchste Ziel erreicht, sich zur reinen Idee emporgeschwungen, die Gottgleichheit, das wahre Heil erlangt hat. Diesem Vorbild gilt es nachzustreben. So greift die letzte Strophe zurück zur ersten, und das Ganze rundet sich in schönster Form zur Einheit ab. (Kluge.)

Zur Lektüre des Dramas „Wilhelm Tell" v. Schiller.

13. Inhaltsangabe und Disposition der Eingangsscene.

I. Fischer-, Hirten- und Jägerlied.

1. Zweck derselben: Die einfachen Zustände eines genügsamen, freiheitliebenden, ländlichen Daseins werden geschildert. Dieses stellt sich in seinen drei Hauptmomenten als Fischer-, Hirten- und Jägerleben dar.

2. Inhalt der Lieder:

a. Der Fischer stellt, wie Goethes Fischer, die verlockende Gewalt des Wassers dar, Menschen, die am Ufer schlafen, an sich zu ziehen und zu verschlingen.

b. Der Hirt nimmt wehmütig von der Matte Abschied, tröstet sich aber mit dem Gedanken an die fröhliche Rückkehr im künftigen Lenze.

c. Der Jäger schildert die Gefahren, welche sein Gewerbe bedrohen, da sich aber zugleich großartige Naturereignisse vor seinem Blicke entfalten und in ihm das Gefühl der Selbständigkeit erhöhen, fühlt er sich wohl in dem Kampfe mit den Gefahren.

3. Form der Lieder:

Das Hirtenlied zeichnet sich durch Einfachheit, das Jägerlied durch Erhabenheit, das Fischerlied durch Innigkeit aus.

II. Gespräch zwischen Fischer, Jäger und Hirt. Dasselbe bildet eine Erweiterung und Begründung der Gesänge. Jeder ist der Repräsentant seines Standes.

Ein Kampf mit der Naturmacht steht bevor; er deutet auf einen moralischen Kampf hin.

III. Baumgarten tritt auf. Er flüchtet um die Mittagsstunde vor den verfolgenden Reitern des Landvogts, weil er am Morgen desselben Tages den Burgvogt von Roßberg erschlagen hat.

So wird uns sofort der Druck, unter dem das Land seufzt, an einem greifbaren Beispiel vor Augen gestellt.

IV. Tell tritt auf. Im Gegensatz zu dem Drucke, den uns Baumgartens Erscheinen versinnlicht, tritt uns die Hoffnung der Rettung in der Person Tells bedeutsam entgegen.

Die Rettung Baumgartens durch Tell ein Vorbild für die Rettung des ganzen Landes.

V. Die Landenbergischen Reiter erscheinen. Sie malen durch ihr Wüten vor unsern Augen das Bild der Tyrannei weiter aus.

Wodurch werden die fünf Abschnitte der Scene zur Einheit verbunden? (Nach Linnig.)

14. Welche Charakterzüge des Schweizervolkes treten uns in der ersten Scene des Wilhelm Tell entgegen?

In der ersten Scene seines Wilhelm Tell macht uns Schiller vorzugsweise mit Land und Leuten der Schweiz bekannt. In einem engen Rahmen treten uns die Haupteigentümlichkeiten der Schweizer entgegen.

1. Sie sind ein Naturvolk und lieben die Natur. Der Fischer liebt seinen See, der Hirt seine Matten und sonnigen Weiden, von denen er wehmütigen Abschied nimmt, der Jäger seine Berge. Sie sind vertraut mit der Natur, die sie täglich beobachten, in der und mit der sie leben. Kuoni sowohl wie Ruodi und Werni geben davon Zeugnis. Inwiefern? Als solchen Naturkindern ist ihnen froher, heiterer Sinn (Gesang des Fischerknaben u. s. w.), Anspruchslosigkeit, Einfachheit und Zufriedenheit eigen.

2. Die Ehre gilt ihnen über alles; sie verteidigt der Schweizer bis auf den letzten Blutstropfen. Den Wolfenschießen erschlägt Baumgarten, weil er seine und seines Weibes Ehre geschändet.

3. Mut und Entschlossenheit ist ihnen eigen. „Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg, er schreitet verwegen auf Feldern von Eis.“ Wenn auch der etwas abergläubige Ruodi nicht gegen Sturm und Wellen steuern mag, der rasch entschlossene Tell, der edelste Repräsentant der Schweiz, wagts und rettet Baumgarten.

4. Die Freiheit ist ihnen das teuerste Gut. Sie können es nicht dulden, daß ihnen dieses teuerste Gut geraubt wird, daß rohe und unmenschliche Landvögte ihre alten Rechte und Freiheiten antasten und verhöhnen. „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“ Auf diese Frage gibt das Drama selbst die Antwort. (Kluge.)

15. Chronologische Folge der Begebenheiten in Schiller „Wilhelm Tell.“

Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1307.

Der I. Akt umfaßt einen Tag, und zwar den Tag „Simonis und Judä,“ (28. Oktober.)

Zwischen dem I. und II. Akte liegt eine Zwischenzeit, während welcher das „Triumvirat“ Teilnehmer für den Bund wirbt.

Der II. Akt umfaßt einen Tag in zwei getrennten Abschnitten: Die Scenen auf dem Edelhofe des Freiherrn von Attinghausen fallen in den frühen Morgen, die Rütliscene spielt in der Nacht. Diese Scene und mit ihr der II. Akt endigt, indem die aufgehende Sonne die Eisberge rötet.

Zwischen dem II. und III. Akt liegt ebenfalls einige Mittelzeit.

„Auf dem Rütli ward getagt, ich weiß, du bist auch im Bunde.“

Der III. und IV. Akt zusammen umfassen auch einen Tag. Akt III. beginnt um die Mittagszeit, Bürglen liegt von Altdorf nur eine Viertelstunde entfernt, und ein Wächter des Hutes sagt vor Tells Ankunft:

„Sie müssen über diesen Platz, wenn sie
Vom Rathaus kommen um die Mittagsstunde.“

Auch der V. Akt nimmt den Zeitraum eines Tages ein. Da man nach der Aufforderung des Rudenz in Akt IV. 2, sogleich an die Einnahme der Burgen geht, und schon im Anfange des V. Aufzuges bei Tagesanbruch auf allen Bergen die versprochenen Signalfeuer leuchten, so läßt sich die Zwischenzeit zwischen IV. und V. leicht bemessen, wie sich andererseits daraus ergibt, daß der Tag des V. Aktes bald auf Geßlers Tod folgen muß.

So spielt die Handlung an vier auseinander liegenden Tagen, im Ende Oktober und im November. Die Ermordung des Kaisers Albrecht, die 1. Mai 1308 stattfand, ist vom Dichter antizipiert.

16. Tell, der Mann der That.

Der Dichter wendet verschiedene Mittel an, um seinen Helden als den Mann der That darzustellen:

I. Äußere:

1. Das allgemeine Urteil seiner näheren Umgebung wie des Volkes überhaupt über ihn (I., 1. III., 1. IV. 1. 2).

2. Den Kontrast und Vergleich.

a. in der ersten Scene mit dem Fischer Ruodi, dem bloßen Wortmenschen;

b. weiterhin mit den Rütli-Verschworenen, welche, obwohl sie anfangs große Hoffnung erregen, doch in dem Grade in den Hintergrund treten, als Tell kühner und kräftiger hervortritt;

c. seine isolierte Stellung: weder mit seinen nächsten Verwandten, noch mit den Verschworenen ist er zu gemeinsamem Handeln verbunden.

II. Innere:

1. Tell besitzt alle Eigenschaften des Thatkräftigen.

a. Er liebt weder langes Überlegen, noch breites Reden;

b. bei dem Bewußtsein seiner Kraft überhebt er sich derselben nicht;

c. nur in rastlos erneuter Thätigkeit findet er den wahren Genuß des Lebens (III., 1).

2. Beweise seiner Thatkraft selbst:

a. Schon dadurch, daß seine Thaten vor unseren Augen vorgehen, treten sie in ein helleres Licht;

b. mit dem charakteristischen Worte tritt er zuerst auf: „Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?“

c. In den vier ersten Scenen ist er die allein handelnde Person im Stücke: Rettung Baumgartens, Apfelschuß, Tötung Geßlers. (Linnig.)

17. Ist Wilhelm Tell die Hauptperson in Schillers gleichnamigem Schauspiel?

I. Hauptperson in einem Drama ist diejenige, welche so im Mittelpunkte der Handlung steht, daß alle andern Personen mit ihrem Thun in innigerer oder loserer Beziehung zu ihr stehen, so daß die Entwicklung der Handlung von ihr direkt oder indirekt ausgeht. Ist nun Tell im Schiller'schen Stück die Hauptperson, so muß er der

bewegende Mittelpunkt der Haupthandlung, der Befreiung der Schweiz, sein.

II. Von Tell geht die Entwicklung dieser Haupthandlung aus.

A. Es scheint anders zu sein; denn

1. an die Spitze der Landesbefreier stellt sich Tell nicht,

2. vielmehr lehnt er sogar geradezu die Teilnahme an der Verschwörung auf dem Rütli ab,

3. ja, sein eigenmächtiges Vorgehen gegen den Landvogt hätte sogar das Befreiungswerk hindern können; denn durch den Mord Geßlers konnten die anderen Landvögte aufmerksam werden, und so konnte der Plan der Verschworenen scheitern.

B. Dennoch ist Tell Hauptperson; denn:

1. daß früher, als verabredet worden, der Aufstand erfolgt, hat Tell veranlaßt, wenn auch, ohne es zu wollen.

a. Es ist die Vaterangst Tells in der Apfelschußscene, durch welche Rudenz zum offenen Bruch mit Geßler getrieben wird; es ist die nach diesem Bruch von Geßler gewagte Entführung Berthas, welche Rudenz zum Handeln reißt und ihm sofort Helfer suchen läßt.

V., 2: „Doch übel thatet ihr, es zu verschieben,
Die Stunde drängt, und rascher That bedarf's."

b. Es ist besonders Tells Gefangenschaft, die Arnold bestimmt, schon vor Weihnachten zusammen mit Rudenz die Tyrannen anzugreifen:

„Warum
Bis morgen sparen, was wir heut' vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren" u. s. w.

2. Endlich ist es kein anderer als Tell, der die auf dem Rütli offen gelassene Frage, wie dem Geßler beizukommen sei, durch seine That löst.

II. 2, gegen Ende: Stauffacher: „Nur mit dem Geßler" u. s. w.

Reding: „Die Zeit bringt Rat, erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertraun."

III. So ist es also erwiesen, daß Hedwig mit Recht zu ihren Kindern sagt: V., 2: „Und euer Vater ist's, der's Land gerettet." Mit Recht nennt ihn Stauffacher „unsern Freiheitstifter" (V., 1 Ende). Mit Recht jubelt das Volk: „Es lebe Tell, der Schutz und der Erretter!" Tell also ist die Hauptperson im Stück, wer sollte auch sonst als dieselbe gelten?

(Leuchtenberger.)

18. Gertrud und Hedwig in Schillers Wilhelm Tell.

I. Drei Frauencharakter begegnen uns in Schillers Wilhelm Tell. Bertha von Bruneck gehört dem Adel an und ist der Gesinnung nach verwandt mit Gertrud, die ebenso wie Hedwig dem Volke entstammt ist. Gertrud tritt nur in einer einzigen Scene auf, während wir Hedwig im Drama öfters begegnen. Beide stehen in mehrfacher Beziehung in einem gewissen Gegensatz zu einander.

A. Welche Charakterzüge sind Gertrud eigen?

1. Eine „angenehme Wirtin" nennt sie Walther Fürst. Diese Gastfreundschaft teilt sie mit ihrem Mann. Aus welchen Stellen geht dies hervor?

2. „Des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter" wird sie weiter genannt. Mit klarem Blick erfaßt sie die Verhältnisse und die politische Lage der Schweiz. Wo und wie hat sie sich diese Einsicht erworben? „Des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich, des vielerfahr'nen Mannes." Sie kennt auch die Mittel und Wege, wie man sich des Drucks entledigen kann.

3. Die Unabhängigkeit, Ehre und Freiheit des Vaterlandes geht ihr über alles; sie will mehr als bloß Hausfrau sein.

4. Mutig und entschlossen schreckt sie nicht vor Kampf zurück, ja sie ist bereit, den Tod der Tyrannei vorzuziehen. In welchen Worten äußert sich ihr Heldenmut? Durch ihren Heroismus erfüllte sie auch ihren Mann mit Mut und trieb ihn zu dem Entschluß, geeignete Mittel zur Abschüttlung des drückenden Joches zu ergreifen — (Vergleich mit Bertha und Rudenz!)

B. Während Schiller neben den anfangs schwankenden und unentschlossenen Stauffacher die kühne und heroische Gertrud gestellt, hat er dem mutigen und thatkräftigen Tell die zaghafte Hedwig beigegeben. Sie ist

1. Die ängstlich besorgte Hausfrau und Gattin. „Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht?" Sie besorgt, daß ihr Mann mit auf dem Rütli getagt. Sie fürchtet Schlimmes für ihn vom Landvogt. Sie will ihn nicht nach Altorf gehen lassen. Wie erschütternd ist ihre Klage über die Einkerkerung des Gatten!

2. Die zärtlich liebende Mutter. Sie wünscht nicht, daß ihre Knaben dereinst gleich dem Vater auf den gefährlichen Höhen umherschweifen. Sie hätte den Apfelschuß nicht zugegeben und macht ihrem Manne die bittersten Vorwürfe, daß er auf das Haupt des eigenen Kindes gezielt.

3. Ihren reinen sittlichen Sinn offenbart sie dem Parricida gegenüber. Inwiefern?

III. Hat auch Hedwig nicht den kühnen, unternehmenden Sinn einer Gertrud, so ist sie doch auch nicht ohne Herz für ihr Vaterland.

Bei der Kunde von der Vertreibung der Landvögte und der Zerstörung der Zwingburgen jubelt sie darüber, daß nun das Land frei sei, und stolz ruft sie ihren Kindern zu: „Euer Vater ist's, der das Land gerettet!“ (Kluge.)

19. Mit welchen Gründen verteidigt Rudenz in Schillers Wilhelm Tell, (Akt II. Scene 1), seine Anhänglichkeit an Österreich?

Wie uns Schiller in dem Freiherrn von Attinghausen einen Repräsentanten des alten Adels vorführt, der treu zum angestammten Volke steht, so in Rudenz einen Vertreter des jungen Schweizeradels, den Österreich durch allerhand Versprechungen an sich zu locken sucht. Zum tiefen Schmerz des Oheims ist der Neffe durch Bertha von Bruneck an Österreich gefesselt. Er hat ihn zu sich beschieden, um ihn vom Besuche des Herrenhofes zu Altorf zurückzuhalten. Nach alter Sitte teilt der Freiherr noch den Frühtrunk mit seinen Knechten. Rudenz ist zu vornehm dazu. Seine Anhänglichkeit an Österreich verteidigt der Neffe seinem Oheim gegenüber mit folgenden Gründen:

1. Die Landleute erheben *unberechtigte Ansprüche*. Das Volk der Hirten maße sich Freiheiten an, die ihm nicht zukommen. Sie seien *übermütig* geworden. Die Ehre, die den Schweizern gebühre, versage er ihnen nicht, aber das Recht, das sie sich nehmen, verweigere er ihnen.

2. Es blendet ihn der *Glanz des höfischen Lebens*. Es treibt ihn der *Ehrgeiz*, unter Habsburgs Fahnen sich Ruhm zu erwerben. Andere Jünglinge pflücken Lorbeeren des Sieges, während er in den Thälern der Schweiz statt der Kriegstrommel und des Heroldsrufes nur den Ton der Schalmei und das Läuten der Herdenglocken höre. Auch den Ehrgeiz seines Oheims sucht er rege zu machen. Statt neben der gemeinen Hirten zu regieren, soll er lieber dem Könige huldigen und sich an sein glänzendes Hoflager anschließen.

3. Im Anschlusse an Österreich sieht Rudenz das *einzige Heil für die Schweiz*. Dem König gehöre die Erde, von seinen Ländern seien die Schweizer wie von einem Netz rings eingeschlossen; Thorheit sei es, sich ihm zu widersetzen. Das deutsche Reich könne die Schweiz nicht schützen; nur das Haus Österreich könne helfen.

Was erwidert Attinghausen auf alle diese Gründe? Vergebens ruft der Oheim dem Neffen zu, ans Vaterland, das teure, sich anzuschließen und dasselbe mit seinem ganzen Herzen festzuhalten. Noch ist Rudenz verblendet. Was aber dem alten Attinghausen nicht gelingt, das vermag Bertha von Bruneck, die er thörichter Weise auf der Seite Österreichs gesucht. Sie öffnet dem Verblendeten die Augen und führt ihn zu seinem Volke zurück.

(Kluge.)

20. Welche Mittel wendet Schiller an, um Tell nicht als Meuchelmörder erscheinen zu lassen.

I. Nach dem Gesetz ist Tell ein Meuchelmörder, denn er hat einen Wehrlosen aus dem Hinterhalt vorsätzlich getötet, ohne sich im Zustande augenblicklicher Notwehr zu befinden.

II. Doch erscheint uns Tell bei Schiller (und in der Tellsage überhaupt) nicht wie ein Meuchelmörder. Woher kommt das?

A. Die Motive zur That sind nicht die eines gewöhnlichen Meuchelmörders; sie sind

1. negativ, nicht unedler Art, nämlich
   a. weder Gewinnsucht,
   b. weder Rachsucht;
2. positiv, sondern edler Art, nämlich
   a. Sorge für die Seinigen,
   b. Vaterlandsliebe.

B. Die That selbst vermeidet die Kennzeichen eines Meuchelmordes; denn

1. der Meuchelmörder pflegt
   a. einen einsamen Ort für seine That zu suchen,
   b. sich auf sein Opfer, wenn es allein ist, zu stürzen,
   c. in scheuer Hast den Ort seiner Unthat zu fliehen;
2. Tell dagegen
   a. wählt eine besuchte Straße,
   b. tötet den Vogt, als dieser Gefolge bei sich hat,
   c. erscheint gleich nach der That ohne Scheu.

C. Die Folgen der That sind nicht die eines Meuchelmordes; denn:

1. der Meuchelmörder
   a. wird gescheut und gemieden von allen, selbst von seinen Angehörigen,
   b. er wird schon hier bestraft:
      α. von der weltlichen Gerechtigkeit,
      β. von seinem Gewissen.
2. Tell aber
   a. wird mehr als je geliebt und verehrt von allen,
   b. er wird nicht bestraft:
      α. weder von der weltlichen Gerechtigkeit,
      β. noch von seinem Gewissen.

III. Und wie wird eine That wie die Tells — vergleiche ähnliche Thaten, von denen die Geschichte berichtet — vor dem höchsten Richter bestehen? Wird auf sie das Wort angewandt werden können:

vox populi vox dei? Zeigt sich in dem für Tell zur rechten Zeit eintretenden Tode des Kaisers vielleicht schon der Finger der Entscheidung Gottes?

Anmerkung: Die That Parricidas kann bei der Arbeit passend zum Vergleich herangezogen werden. (Leuchtenberger.)

21. Ist der V. Akt des „Wilhelm Tell" bloß als eine Art Anhang oder als eine Notwendigkeit zu betrachten?

I. Der V. Akt des „Wilhelm Tell" wurde schon mehrfach von Kritikern als überflüssig, als bloßes Anhängsel, bezeichnet. (Frau von Staël).

II. Wie rechtfertigt sich dieser Akt?

1. Durch die Entwicklung der Handlung. Das Schicksal der verschwundenen Bertha und die im IV. Akte unternommene Eroberung der Festen in Unterwalden nebst der Vertreibung der Vögte müssen noch erledigt werden.

2. Durch das Ziel der Handlung. Mit dem Tode Geßlers ist allerdings die Befreiung der Schweiz in der Hauptsache vollbracht, — aber werden die Schweizer die unter so schwierigen Umständen errungene Freiheit auch behaupten können? Hierüber muß uns eben der V. Akt Gewißheit bringen.

3. Durch das sittliche Gefühl. Durch die Entgegenstellung des Tell und des Kaisermörders glaubte Schiller seinen Helden vor dem Gefühl gegen den Vorwurf des Meuchelmordes rechtfertigen zu müssen. Deshalb wird die That Tells nach beiden Seiten, sowohl der Politik als des Privatrechts, als sittlich berechtigt dargestellt.

III. Wie erklärt sich der Tadel gegen den V. Akt? Tells persönliche Angelegenheit zieht das Interesse so überwiegend an sich, daß das Gefühl gegen die Forderungen des Verstandes kategorisch entscheidet, die Handlung sei mit dem IV. Akte zu Ende. So wirkt der V. Akt als Anhang, obschon er in der That mehr als ein solcher ist, — ein organischer Teil des Ganzen. (Linnig.)

22. Ist der Fischer im IV. Akt, 1. Scene derselbe, als der im I. Akt, 1. Scene?

I. Es scheint nicht so; denn a. im I. Akt wird der Fischer stets mit Namen genannt (Ruodi), im IV. Akt nie. b. Der Fischer im I. Akt haust am westlichen, der im IV. Akt am östlichen Ufer des Sees, ohne daß sich eine Angabe findet, wie sich dieser Wechsel vollzogen habe.

II. a. Betrachten wir die beiden Fischer nach ihrem Charakter.

Der Fischer Ruodi zeigt den glühendsten Tyrannenhaß, aber er ist nur ein Wortmensch; zur That ist er zu feige (Nachweis an seinem Verhalten gegen Baumgarten). Der Fischer im IV. Akte zeigt sich eben so (Nachweis). Aus dieser Übereinstimmung darf auf die Identität geschlossen werden.

b. Der Wechsel des Ortes findet seine einfache Erklärung darin, daß (Ende des I. Aktes) die Fischerhütte Ruodis von den Landenbergischen Reitern zerstört wurde. Der Fischer aber wird dann auf die andere Seite übergesiedelt sein.

c. Zu diesen durch Schlußfolgerungen gewonnenen Beweisen treten noch zwei positive Beweise aus den Dichterworten:

α. Ruodi hat einen Sohn, Jenni; auch der Fischer im IV. Akt hat einen Sohn, und er nennt diesen auch Jenni (vorletzter Vers der 1. Scene).

β. Der Fischer gesteht dem Tell auf seine Frage zu, daß er beim Schwur auf dem Rütli zugegen gewesen. Dort aber wird unter den Leuten aus Uri ausdrücklich Ruodi und sonst kein anderer Fischer aufgezählt.

Es steht demnach fest, daß der Fischer im IV. Akt der des I. ist.

23. Einheit der Handlung in „Tell."

I. Hinweis auf die Aristotelische Anforderung an ein Drama bezüglich der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes. Bei letzteren beiden die Aristotelische Forderung nicht mehr sklavisch festgehalten, gewisse Freiheiten gestattet. Um so entschiedener die Forderung der einheitlichen Handlung.

II. Inwiefern findet sich diese in „Tell"?

1. Das Drama zerlegt sich in drei Scenenreihen, die aber nicht bloß nebeneinander herlaufen, sondern sich harmonisch verschlingen, und deren jede ihren besonderen Träger hat: 1. Tell, 2. Rudenz, 3. das Schweizervolk. Aber bei allen dreien herrscht Übereinstimmung im Ziele der Handlung. Wenn auch Rudenz anfänglich eine abweichende Stellung einnimmt, so stört dies die dramatische Einheit nicht.

Das gemeinsame Ziel ist die Befreiung des Landes vom Druck der Vögte. Wohl will Tell Weib und Kind schützen gegen Geßlers freche Gewalt, Rudenz Bertha befreien; aber beide können dies nicht erreichen, ohne an der Befreiung des Landes mitzuwirken. Dem Tell liegt diese ohnehin von Anfang am Herzen. Es laufen also alle Bestrebungen in einem gemeinsamen Brennpunkte zusammen.

2. Auch das Motiv zur That ist gemeinsam, es läßt sich kurz als Notwehr bezeichnen.

Nachweis nicht nur bei Tell und Rudenz, sondern auch bei den Schweizern. Diese wollen nicht Bestehendes und rechtlich Begründetes umstoßen, sondern es vielmehr schützen vor Vergewaltigung.

3. Die Verknüpfung der drei Scenenreihen („Dramen im Drama") bewirkt Sch. dadurch, daß er die Hauptpersonen der einen auch als Nebenpersonen der andern auftreten läßt. Recht augenfällig zeigt sich dies in der Scene vom Apfelschuß. Besonders die Anwesenheit Stauffachers und Melchthals ist offenbar in der Absicht begründet, um den Zusammenhang der verschiedenen Scenen und Personen für den Zuschauer lebendig zu erhalten. Welche Bedeutung hatte diese Scene für Rudenz?

Anm. Daß auch Parricida in die Haupthandlung organisch verwebt ist, wurde in Aufg. Nr. 21 dargethan.

24. Weitere Aufgaben.

1. Vorfabel zu Wilh. Tell. Überlieferter Stoff.
2. Inhaltsangabe der verschiedenen Akte.
3. Gang der Verhandlungen auf dem Rütli.
4. Die einzelnen Scenen, gruppiert nach den Schauplätzen.
5. Welche Eigenschaften des Schweizervolkes lernen wir aus dem I. Akt kennen?
6. Die Freiheiten der Waldstätten und die Gewaltthaten der Vögte.
7. Charakteristik Stauffachers und Attinghausens.
8. Tells und Stauffachers Wohnhäuser und das Familienleben in denselben.

Anm. Zum Studium des Dramas liefern Materialien die S. 66 bezeichneten Schriften; für die Quellen der Dichtung ist wichtig: Schillers W. Tell, auf seine Quellen zurückgeführt von Joach. Mayer. Nürnbg. Barbeck.

Ferner: Häusser, die Sage vom Tell. Heidelberg 1840. Rochholz „Tell und Geßler in Sage und Geschichte."

Aus der Lektüre von Goethes idyllischem Epos: Hermann und Dorothea.

25. Ursprünglicher Stoff und Verhältnis der Dichtung zu demselben.

A. Den Stoff bot G. eine Episode aus der Geschichte der vertriebenen Salzburger Protestanten (1731). Dieselbe findet sich ausführlich erzählt in Göckings „Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen Lutheraner" (Frankf. u. Leipz. 1734*). Sie ist aber auch in anderen auf diese Angelegenheit bezüglichen Schriften enthalten, zuerst in einer 1732 erschienenen Flugschrift, welche die Aufnahme der Salzburger in Gera darstellt. Welche dieser Darstellungen G. benutzt, ist nicht bekannt. Wir geben die Erzählung kurz nach Goedeckes Einleitung zu Hermann und Dorothea (Goethes Werke, III. Bd.).

„Ein vermögender Bürger im Öttingischen**) hatte einen Sohn, den er oft, doch stets vergeblich aufgefordert, sich zu verheiraten. Als die Salzburger durch das Städtchen zogen, sah der Sohn ein Mädchen darunter, das er, wenn es angehe, wohl zu heiraten sich entschloß. Auf seine Erkundigungen nach ihrem Verhalten wurde ihm nur Gutes berichtet. Der Vater, dem er von seinem Entschluß Kenntnis gab, versuchte ihm denselben auszureden, berief auch einige seiner Freunde und den Prediger, um den Sohn mit ihrer Hilfe anderen Sinnes zu machen; allein umsonst. Der Prediger meinte daher schließlich, es könne wohl Gottes Fügung und dem Sohne wie dem Mädchen heilsam sein. So wurde die Einwilligung erteilt. Der Sohn ging darauf zur Salzburgerin und führte sie unter der Vorspiegelung, als wolle sein Vater sie als Magd dingen, in das Haus. Der Vater fragte sie, wie ihr sein Sohn gefalle und ob sie ihn heiraten wolle? Sie meinte, man wolle sie foppen. Da aber der Vater beharrte und auch der Sohn sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeigte, erklärte sie, sie sei es wohl zufrieden und wolle ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Als der Sohn ihr darauf ein Ehepfand reichte, zog sie, um doch auch einen Malschatz zu geben, ein Beutelchen mit zweihundert Dukaten hervor."

B. G. selbst schreibt über diesen Stoff: „Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich; ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet, wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt."

Dennoch war dieser Stoff gewissermaßen nur der rohe Block, aus dem der Dichter erst ein Kunstwerk schuf, indem er ihm Geist und Leben einhauchte.

I. Was hat G. vom ursprünglichen Stoffe beibehalten?

---

*) Wörtlich enthalten in Düntzers Erläuterungen.

**) Es wird als dessen Wohnort das Städtchen Altmühl genannt. Eine Ortschaft dieses Namens gibt es aber im Öttingischen nicht.

1. Von den Personen: Dorothea, Hermann und dessen Eltern und den Prediger. (Die Namen gab G., und zwar offenbar mit bestimmter Absicht: Dorothea = die von Gott Geschenkte, Hermann erinnert an Deutschlands Heldenjüngling Armin, Lischen an Goethes Mutter Elisabeth).

2. Von einzelnen Zügen: die Abneigung des Sohnes, sich zu verheiraten, die Neigung zur Vertriebenen, deren Lob von Seite ihrer Stammgenossen, die Weigerung des Vaters und die Festigkeit des Sohnes, die Vermittlung des Predigers, die Einführung der Fremden als Magd, das Verletztsein derselben, als der Vater sofort von der Verheiratung sprach, die Lösung des Knotens und noch einige Kleinigkeiten. Dagegen hat der Dichter den Malschatz der Fremden (200 Dukaten) nicht erwähnt. (Warum wohl?).

II. Welche wesentlichen Züge sind Gs. eigene Zuthat?

1. Statt der Salzburger Emigranten führt er deutsche Flüchtlinge aus dem linksrheinischen Gebiete vor, vertrieben durch die franz. Revolution. Dadurch wird 1. die Handlung der Gegenwart näher gerückt, 2. ein wirksamer historischer Hintergrund gewonnen, 3. das immerhin gehässige Motiv der Verfolgung wegen des Glaubens vermieden.

2. Die Zeit der Handlung wird demgemäß von 1731 auf die Zeit zwischen 1794—96 verlegt. Eine besondere Feinheit liegt in dem Zuge, daß G. zu dieser Zeit den Rhein noch von Deutschen bewacht sein läßt, obwohl ihn die Franzosen bereits überschritten hatten. (Warum wohl?)

3. Der Ort der Handlung ist nicht näher genannt, um ein „deutsches Landstädtchen" als solches hinzustellen. Dies schließt nicht aus, daß ihm Ilmenau einzelne Züge zu diesem Bilde geliehen.

4. Die Zahl der Personen ist vermehrt um den Apotheker, den Dorfrichter und vor allen um die für die Entwicklung der Handlung so wichtige Mutter Hermanns.

5. Die Hauptpersonen werden auf eine viel höhere Stufe der Geistes- und Herzensbildung gestellt, als in der ursprünglichen Erzählung. Hermann ist Repräsentant eines echt deutschen Jünglings von idealem Schwung des Geistes und doch von praktischer Lebensrichtung; Dorothea ist ebenso das Ideal einer echt deutschen Jungfrau!

6. Die Salzburgerin hat um des Glaubens willen Vater und Mutter verlassen. Dorothea hat weder Vater noch Mutter, nicht einmal nächste Verwandte. So ist sie einerseits völlig Herrin ihres Geschickes, anderseits des männlichen Schutzes um so mehr bedürftig.

7. Durch die von G. erfundene Vorgeschichte Dorotheas wird diese von vornherein in ein günstiges Licht gestellt: Ihre frühere Verlobung mit einem edlen Manne, ihr Heraufwachsen zu diesem, ihre Mildthätigkeit und Vorsorge für Unglückliche ꝛc.

8. Der Dichter hat manches aus seinen eigenen Erlebnissen bei

den Kriegsfahrten nach der Champagne (1792—93) und vieles aus seinen Erinnerungen an das elterliche Haus in Frankfurt beigegeben. Darum die Dichtung so durchaus lebenswahr, anschaulich und packend.

26. Züge in Hermann und Dorothea aus Goethes Erlebnissen.

I. Aus dem französ. Feldzuge von 1792—93.

1. Goethe selbst war mitten in dem Gewirr einer mit ihrer Habe fliehenden Menge gewesen.

2. Bei dem Rückzuge aus Frankreich war es auf einer Waldwiese bei Pillon, wo zwei klare Bassins sogleich von Menschen und Pferden getrübt werden sollten, was Goethe bei den einen durch entschiedenes Auftreten verhinderte.

3. In seinem Quartier zu Sivry sah er die Kinder den Eltern so begegnen, wie Dorothea es als Sitte ihrer Heimat bezeichnet. Dort erfreute er sich an dem idyllisch homerischen Zustande der Wirtschaft.

4. Eine alte deutsche Marketenterin brachte in dasselbe Haus eine junge Frau, die auf der Flucht entbunden worden war, und bat um Speise für die Wöchnerin und Leinwand für das Kind.

5. In Estain machte ihm eine herzergreifende Familienscene einen jungen Mann unvergeßlich, der, von der allgemeinen Gesinnung hingerissen, nach Paris geeilt war — sich dort unter den Nationaltruppen hervorgethan hatte, um zuletzt dennoch in das Totenregister eingeschrieben zu werden.

6. Auf seiner Rückreise über Düsseldorf gedenkt er eines Düsseldorfer Apothekers, in dessen Hause eine Dame zwischen Muscheln und Korallen einquartiert werden mußte.

II. Aus Goethes Familienleben.

1. Im Wirte zum goldenen Löwen hat G. seinen eigenen Großvater gezeichnet, Fr. Gg. Goethe, der 1705 die Frankfurter Gastwirtswitwe zum Weidenbusch ehelichte. Auch G. Vater lieh einige Züge zum Löwenwirt, z. B. daß der Rat die Amtsverdrießlichkeiten heim in die Kinderstube trug.

2. Hermanns Mutter ist G. eigene Mutter, welcher dieser hier ein unvergängliches Denkmal seiner Liebe und Verehrung setzte.

3. Der Gasthof zum goldnen Löwen hat sein Vorbild in G. Vaterhause. (Vergl. Goethes: „Aus meinem Leben.“ Ges. Werke Bd. IX. Leseb. II, S. 396). Das Dachstübchen war Gs. Zimmer.

III. Aus dem Frankfurter Leben.

1. Der Vorgang Hermanns mit den Töchtern des Kaufmannes erinnert an die Art, wie die Töchter des reichen Frankfurter Kauf-

mannes Gerock, Freundinnen von Gs. Schwester, dem Dichter mitgespielt.

2. Der Brand des Städtchens beruht auf dem in „Wahrheit und Dichtung" ausführlich geschilderten Brandes des G. Hauses, sowie auch der Umbau desselben.

3. In Frankfurts Nähe waren zwei Lindenbrunnen, von den Einwohnern öfters besucht, der eine auf dem rechten, der andere auf dem linken Mainufer.

27. Die Örtlichkeiten in „Hermann und Dorothea."

Man kann diese unterscheiden in solche, an welche die Handlung vorzugsweise geknüpft ist und in nebensächliche.

Die ersteren sind:

1. Das Haus des Löwenwirts und dessen nächste Umgebung.
2. Der Brunnen beim Dorfe.
3. Der Birnbaum auf freiem Felde.

Diese Örtlichkeiten sind nach dem Gedichte zu schildern.

Beim Gasthaus ist besonders merkenswert der Saal und das Dachstübchen.

Welche Hauptereignisse spielten sich an diesen Örtlichkeiten ab?

Welches sind die nebensächlichen Örtlichkeiten, und durch welche Vorgänge sind sie an die Haupthandlung geknüpft?

28. Die Vorgeschichten der Hauptpersonen in „Hermann und Dorothea."

Man hat hierunter jene Ereignisse zu verstehen, welche der Haupthandlung (Erscheinen der Flüchtlinge und Zusammentreffen Hermanns mit Dorothea) vorausgingen.

1. Vorgeschichte der Eltern Hermanns.
2. Hermanns eigene Vorgeschichte.
3. Vorgeschichte Dorotheas.

29. Episoden in „Hermann und Dorothea."

I. Episode bedeutet ursprünglich Einschiebsel in eine Tragödie, also eine Nebenhandlung, die für sich ein Bild gibt, aber nicht notwendiger Weise zur Haupthandlung gehört. Auch im Epos wird sie häufig verwendet. Sie hält wohl den Gang der Handlung auf, hemmt ihn aber nicht. Sie wird in die Haupthandlung an passender Stelle so eingewoben, daß sie mit dieser organisch zusammen wächst. Hauptsächlich wird sie angebracht, wo die Leidenschaften aufgeregt sind, um die Gemüter zu beruhigen, oder wo die Handlung einen gewissen Abschluß erreicht hat, um dem Leser Zeit zur Sammlung zu geben oder auf Nachfolgendes vorzubereiten.

II. 1. Die erste Episode kommt vor in Gesang II.: „Der Brand des Städtchens." Die Unterbrechung der Haupthandlung durch diese Erzählung ist durch das lebhafte Wesen der Mutter, welche diese Erzählung einflicht, hinreichend motiviert. Sie ist aber auch in organischen Zusammenhang mit der Haupthandlung gebracht.

a. Hermann sprach kurz vorher aus, daß gerade die Gefahr der Zeit den Gedanken an Verehelichung nahelege — gegenüber der egoistischen Ansicht des Apothekers. Die Mutter konnte hier das Beispiel ihrer Verheiratung vorführen. b. Aber weil der Vater unter so schwierigen Verhältnissen die Wirtschaft begann, will er, daß sein Hermann ein vermögliches Mädchen zur Frau wähle. c. Der Vater hat aus dem Brande des Städtchens und der günstigen Wendung des eigenen Schicksals unerschütterliches Gottvertrauen gelernt. d. Das Städtchen selbst erhält durch den Brand epische Belebung, wie es nach demselben sein schmuckes Äußere gewinnt.

2. Die zweite Episode ist der III. Gesang „die Bürger." Derselben geht voraus der Streit zwischen Vater und Sohn —, Erbitterung der Gemüter. Erreicht wird durch diese Episode Beruhigung der Aufgeregten, und zugleich wird die Schilderung des Städtchens eingeschaltet und eine vollere Charakteristik der Personen erzielt. (Vater, Mutter, Sohn und Apotheker).

3. Dritte Episode: V, 1—38. „Die Weltbürger." Knüpft inhaltlich an das Gespräch im III. Ges. an. Mutter und Sohn sind unterwegs, um dem Vater des letzteren Wunsch vorzubringen. Die Lösung naht. Darum führt der Dichter den Vater im Gespräche mit dem Apotheker und Pfarrer vor, um zu zeigen, in welcher Stimmung die Eintretenden jene drei treffen. Das Wort führt vorzugsweise der Pfarrer, der ja später die Lösung herbeiführt und schon hier vermittelnd auftritt.

4. Vierte Episode: VI, 1—80. „Das Zeitalter." Der Apotheker ist gegangen, das Mädchen zu suchen. Die Zeit bis zur Rückkehr muß ausgefüllt werden. Dies geschieht, indem der Richter den hoffnungsvollen Anfang und die furchtbare Enttäuschung der franz. Bewegung schildert, was dann auf die Flüchtlinge und insbesondere auf Dorothea führt, die der Apotheker inzwischen wirklich aus der Schar der Flüchtlinge heraus gefunden.

III. Es sind also diese Episoden zweckmäßig und an passender Stelle dem Ganzen so einverleibt, daß sie den Gang der Haupthandlung nicht nur nicht stören, sondern die zusammenhängende Entwickelung vielmehr fördern.

30. Charakteristik des Vaters.

I. A. Der Wirt zum goldenen Löwen ist eine Hauptperson im Epos „Hermann und Dorothea", ein Bürger von altem Schrot und Korn.

II. A. Er ist selbstthätig, regsam, lebhaft. Nach seiner eigenen Aussage ist er alles durch sich selbst geworden. Als Jüngling verwaltete er das Hauswesen seiner Mutter. (I, 174. II, 265.) Gewerbe, Geschäftsreisen und Verkehr brachten ihm Sicherheit und Gewandtheit in Urteil, Rede und Betragen. Elend und Übel berühren ihn unangenehm. (I, 1—20. 158. IX, 191.) Seine Leidenschaft wallt leicht auf. (II, 260. IV, 235—246. V, 115.)

B. Er besitzt reges Fortstreben zum Bessern, Sinn für das Tüchtige und Zierliche, Ehrgefühl. Haus, Gärten, Felder, Tisch, Flasche, Kütschchen verleihen dem Hauswirt das Bild des soliden Wohlstandes. Auch als Bürger und Bauherr bessert er, tadelt die entgegenstrebenden Bürger, namentlich die Jugend seiner Zeit. (I, 1—20. 167. 45. II, 160. 245. III. zu Anfang.) Seinen dürftigen Jugendunterricht beklagt er und hegt den billigen Wunsch, daß der Sohn ihn selbst übertreffe. Sechsmal war er Bauherr des Rates. (III. 35.) Seine Freunde sind die Honoratioren des Städtchens; seine Gäste finden artige Aufnahme. (I, 174. II, 265.) Er rühmt sich, das schönste Mädchen des Ortes gefreit zu haben. (IX, 78.) Auch Hermann soll eine passende Heirat machen; reich, aus höherem Stande soll die Schwiegertochter sein. II, 160. 245. Als Hausherr bewahrt er sein Ansehen und schilt gern; denn seine eigene Tüchtigkeit berechtigt ihn dazu. Er verlangt äußere Zeichen der Ehrerbietung. (VIII, 27.)

C. Er ist gerecht, wohlwollend, fromm. Ein zugefügtes Unrecht bereut er leicht und wird leicht gerührt. IX, 228. 236. Ein gutes Wort vermag viel bei ihm. Er ist ein fleißiger Kirchengänger, im Brande sieht er ein Strafgericht Gottes. I, 175. 190. Der Zukunft sieht er mit Heiterkeit entgegen, zeigt sich frisch und mutig gestimmt auf der Brandstätte und gegenüber dem Apotheker. Würdevoll schreitet er Sonntags aus der Kirche. IV, 165.

D. Auch ist er gesellig, redselig, heiter. Wohlbeleibt wie er ist, liebt er die Gemächlichkeit und disputiert gern beim Glase Wein in gemütlicher Weise. (IX, 241. 78.) Bezeichnend ist für ihn der Schlafrock.

III. In dem Charakter des Wirtes sind die Eigentümlichkeiten sorgfältig gemischt. Ein voller Mann füllt er seine Stelle auf liebenswürdige Weise aus, sich selbst und andern zur Freude.

(H. Kluge.)

31. Charakter der Mutter.

I. A. Ihr Wesen ist einfach und klar, abgeschlossen und ohne Widerspruch mit sich selbst, wie keiner der anderen Charaktere. Sie besitzt:

II. A. Güte des Herzens. Ihr Gefühl ist weich und leicht zu Thränen gerührt. Sie nimmt liebreichen Anteil an den Menschen.

Sie kramt lange und legt immer noch etwas zu für die Vertriebenen. Ihrem Manne ist sie mit Herzlichkeit zugethan. Dies beweist der Umstand, daß Mann und Frau gleicherweise sich mit lebhafter Freude in die Jugend versetzen, ferner ist es dadurch bezeugt, daß der Pfarrer für das neue Band keinen besseren Segenswunsch hat, als daß es völlig gleiche dem alten. Herzlich liebt sie ihren Sohn, der ihr Stolz und ihre Freude ist; sanftmütig wie sie ist, wird sie leicht von ihm zufriedengestellt. Die Mutter ist seine Vertraute; daher hat sich sein Charakter in vielen Zügen nach dem ihrigen gebildet. Wohlthuend ist die Traulichkeit, mit der sie des Sohnes Verlobte aufnimmt. Groß ist ihre Innigkeit und Gemütstiefe.

B. Sie ist eine verständige Hausfrau. Sie spielt die Vermittlerin zwischen Vater und Sohn, nimmt aber nicht gegen den ersteren Partei, sondern sucht bloß zu beruhigen und zu ermuntern. Sie erklärt, man müsse das Kind mit der Geistesrichtung lieben, welche ihm die Natur einmal gegeben habe. Ihren Hermann läßt sie sich nicht schelten und wirft dem Vater vor, daß er ihn durch beständige Vorwürfe entmutige. Sie geht dem geliebten Sohne nach, um ihn zu trösten; sie tadelt dessen Eigensinn und bedeutet ihn, der Vater sei im Grunde liebreich und könne ein gutes Wort verlangen. Sie ist so klug, daß sie ihr Ziel auch auf Umwegen zu erreichen weiß; der Vater läßt sie gewähren, wenn sie ihm nur die Meinung beibringt, daß alles nach seinem Willen geschehe. Mit einer feinen Wendung teilt sie ihm Hermanns Liebe zu der Fremden so mit, als ob dadurch nur sein eigener innigster Wunsch erfüllt würde. Ebenso beherrscht sie den Sohn und holt sein Geheimnis heraus. Sie lenkt Mann und Sohn in verständiger Weise, doch nicht aus Ehrgeiz und Herrschsucht. Als Hauswirtin entfaltet sie eine große Rührigkeit und sorgt für Anmut und Sauberkeit.

C. In ihrem lebhaften Naturell ist sie dem Gatten verwandt. Freundlich, doch ungeduldig unterbricht sie das philosophierende Gespräch der Männer. Unruhig geht sie umher und macht den Freunden Vorwürfe, daß sie Hermann allein zurückgelassen hätten. Dem Sohne gleicht sie darin, daß sie am stillen Glück des Hauses genug hat und nicht erst durch äußere Zeichen der Verehrung bestimmt zu werden braucht, jemand nach seinem Werte zu schätzen und zu lieben.

III. In mancher Hinsicht gleicht die Wirtin der Mutter Goethes, so im Namen (Lischen = Elisabeth) und im Verhältnis zum Sohne.

(H. Kluge.)

32. Charakter Hermanns.

I. Bild eines echt deutschen Jünglings mit den Licht- und Schattenseiten eines solchen.

II. A. Er ist s c h ü c h t e r n, erscheint als u n g e l e n k und u n b e h o l f e n. (Nachweis.)

B. 1. Er ist schweigsam. Doch ist dies nicht Folge von phlegmatischer Gleichgültigkeit, sondern die Schweigsamkeit ist begründet in seinem tieferen Wesen. (Schweigend verläßt er das Haus des Kaufmanns nach erlittener Unbill; schweigend, aber mit Thränen das Zimmer, als ihm sein Vater Mangel an Ehrgefühl vorwirft; schweigend geht er mit der Mutter vom Birnbaum zum Elternhause; selbst Dorothea gegenüber zeigt er sich schweigsam. (Ausführung!). Erst als es gilt, diese gegen des Vaters Einwände zu verteidigen, versteht er zu reden.

2. Er ist in sich gekehrt. (Nachweis: hält sich fern von den Vergnügungen seiner Altersgenossen; ist am liebsten in seinem Dachstübchen u. s. w.).

3. Er ist thätig und arbeitsam. Zwar hat er keine besondere Freude an der Gastwirtschaft (warum?); aber er ist der erste und letzte auf dem Felde, im Stall ꝛc.

4. Er liebt Einfachheit, haßt allen äußeren Schein, ist frei von Eitelkeit und Ehrsucht. (Belege.)

5. Seinen Eltern beweist er rührende Ehrfurcht, ist gegen sie voll reiner Pietät. (Verhalten den Kränkungen des Vaters gegenüber).

6. Er beweist auch Patriotismus, — will für das Vaterland in den Kampf ziehen. Dies ist bei ihm nicht schwärmerische Aufwallung, sondern edler Ernst.

7. Es fehlt ihm nicht an Mut und Energie. (Beweis.)

8. Sein tiefes Gemüt und seinen reinen Sinn zeigt am besten seine lautere Neigung zu Dorothea, deren Selbstvergessenheit und edles Wesen den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Deren Armut ist ihm eher eine Empfehlung, als ein Grund zur Zurückhaltung. Die Güter des Herzens stehen ihm hoch über irdischem Besitz.

III. Wahr ist, was der Pfarrer sagt:

„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! — —
— — — — — —
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Mann den Jüngling.“

33. Charakteristik Dorotheas.

I. In Dorothea hat der Dichter das vollendete Ideal edler Weiblichkeit gezeichnet.

II. A. Schon ihr Äußeres ist der Ausdruck wahren Seelenadels. Sie nimmt alle für sich ein. Dies zeigt sich nicht nur bei Hermann, sondern auch beim Pfarrer, der mit Staunen seine Erwartungen übertroffen sieht, und bei Hermanns Vater, den ihre Er-

scheinung umstimmt. Zur Erhöhung ihres Eindrucks trägt auch ihre einfache, reinliche, geschmackvoll gewählte Kleidung bei.

B. Noch höher stehen ihre geistigen und sittlichen Eigenschaften.

1. Sie zeigt sich voll Nächstenliebe, wohlwollend, hilfreich. (Nachweis). Sie ist allgemein geliebt und geehrt bei ihren Genossen.

2. Sie ist gefaßt und willensstark. (Wie hat sie ihr Mißgeschick ertragen? Wie die Angriffe zügelloser Soldaten auf ihre und ihrer Gespielinnen Unschuld zurück gewiesen? Mit welcher Energie hat sie sich bei der Rettung der Wöchnerin benommen?)

3. Dabei hat sie sich einen zarten Sinn bewahrt, der ihr das Herumschweifen in der Welt bedenklich erscheinen läßt.

„Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe."

Sie verrät in allen Lagen richtiges Gefühl und feinen Takt. (Nachweis).

4. Ihre sittliche Reinheit und Hoheit offenbart sie namentlich am Schlusse des Gedichts. Sie will lieber das schmerzlichste Opfer bringen, als ihren Ruf einer Gefahr aussetzen.

5. Sie besitzt eine klare Einsicht in die hohe Aufgabe des Weibes. (VII.) Ihre Pflichttreue, als sie ihren vermeintlichen Dienst anzutreten bereit ist. Ihre Hingabe an Hermann, sobald sie ihre Gefühle offen gestehen darf; ihre Pietät gegen Hermanns Vater: die Erinnerung an den früheren Bräutigam (IX.)

III. So ist sie Musterbild aller edlen weiblichen Tugenden, die vollendetste Frauengestalt, die G. uns in seinen Dichtungen vorgeführt.

34. Charakteristik des Apothekers.

I. Eine fast ans Komische streifende Figur; ist sich seiner Schwächen nicht bewußt, ist ein Sonderling.

II. 1. Er ist nicht gerade gebildet, aber praktisch verständig, liebt Sentenzen und Sprichwörter.

2. Er ist redselig, dazu eitel, von sich eingenommen, glaubt, er merke alles und treffe das Richtige.

3. Er ist kleinlich — hat Sonderlichkeiten, ist fast zu sparsam, sein Hagestolzentum ist Folge seiner Selbstliebe und Sparsamkeit.

4. Aber er ist doch wohlwollend, zu gutem Rat bereit.

5. Er ist bedächtig und vorsichtig, liebt die sichere Mittelstraße, liebt Ordnung und Pünktlichkeit.

6. Seine praktische Lebensklugheit und Vorsicht verschafften ihm eine gewisse Geltung; er spielt gern den Vermittler, auch zwischen Hermann und seinem Vater.

III. Seine Schwächen überschreiten nicht ein zulässiges Maß,

werden auch durch seine guten Eigenschaften aufgewogen, oder wenigstens in den Hintergrund gerückt, so daß er uns keine unsympathische Persönlichkeit ist.

35. Charakter des Pfarrers.

In gewisser Beziehung Gegensatz zum Apotheker; eine Persönlichkeit, welche uns Ehrfurcht abnötigt.

1. Gediegene wissenschaftliche Bildung; dabei wahre Lebensweisheit, klarer Blick, praktisches Geschick.
2. Menschenkenntnis.
3. Milde Humanität.
4. Höhere Anschauung der Dinge.
5. Gottvertrauen.

Darum genießt er selbst das Vertrauen der Jugend. Hermann wünscht ernstlich seine Mitbeteiligung bei Dorotheas Prüfung.

36. Inwiefern ist „Hermann und Dorothea" ein durchaus deutsches Gedicht?

I. Erfordernis eines Epos, daß es nationalen Charakter trage. (Ilias und Odyssee, Nibelungenlied.)

II. Der deutsche Charakter von Hermann und Dorothea ist nachzuweisen:

1. Am Schauplatz im allgemeinen und besonderen: Es spielt auf deutschem Boden, — in einem echt deutschen Städtchen;
2. an dem Bild deutschen Familienlebens, welches in demselben entrollt wird;
3. an den Charakteren Hermanns und Dorotheas. (S. Aufg. Nr. 32 und 33).
4. an der patriotischen Gesinnung, die uns aus demselben entgegen tritt.

III. Dieses Epos ist der Stolz Deutschlands. Deutsche Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen werden ihre Gesinnung durch dessen Lektüre läutern und kräftigen.

37. Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge.

38. Die Überschriften der einzelnen Gesänge und ihre Beziehung zum Inhalt.

39. Biblische Anklänge in diesem Epos.

40. Bilder zu Hermann und Dorothea.

Anm. Als Behelfe zum Studium von Hermann und Dorothea sind zu empfehlen: Die Erläuterungen von Düntzer; (1. Heft) und von Cholevius, dann Gude; II. Bd. und besonders Wilh. v. Humbold: Ästh. Versuche über Goethes Hermann und Dorothea.

Aufsatzlehre.

(Stilistik.)

Einleitung.

§ 1. Eine Reihe zusammenhängender, zur Einheit verknüpfter Gedanken nennt man **Aufsatz**. soferne sie **schriftlich**, **Rede** (Vortrag, Ansprache), soferne sie **mündlich** dargestellt werden.

Die Anleitung zum richtigen **schriftlichen** Gedankenvortrage nennt man **Stilistik** [1] (Stil-, Aufsatzlehre); die Anleitung zum richtigen **mündlichen** Gedankenvortrage **Rhetorik** [2].

[1]) Stilus = Griffel; [2]) Rhetor = Redner.

Im Grunde gelten dieselben Regeln für den mündlichen und schriftlichen Gedankenvortrag, und Rhetorik und Stilistik fallen im wesentlichen in eins zusammen.

Stil in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes ist die Art und Weise, Geistiges zu versinnlichen (Baustil, Malerstil u. s. w.) Enger gefaßt ist **Stil** die Art und Weise der sprachlichen Darstellung von Gedanken. (Vergl. schwunghafter, — blühender, — klarer, — verworrener Stil u. s. w.)

§ 2. Die Stilistik teilt sich a) in eine **allgemeine** und b) eine **besondere**. Die erstere stellt die für jede Art von Aufsätzen zu beobachtenden Regeln auf; die letztere gibt die Gesetze, welche bei einzelnen Gattungen von Aufsätzen ins Auge zu fassen sind, (z. B. bei Abhandlungen, Geschäftsaufsätzen u. s. w.).

Da die speziellen Stilregeln schon im praktischen Teile des Stilbuches bei den einzelnen Übungen gegeben wurden, so genügt hier die Vorführung der allgemeinen Stilgesetze.

§ 3. Bei der Ausarbeitung eines Aufsatzes unterscheidet man drei Stufen der Thätigkeit:

1) Die **Auffindung** (Sammlung) **der Gedanken**, (lat. inventio).
2) Die **Anordnung der Gedanken**, (lat. dispositio).
3) Die **sprachliche Darstellung** (Einkleidung) **der Gedanken**, (lat. elocutio).

Durch die Gedankensammlung wird der Inhalt, durch die Disposition die Aufeinanderfolge, und durch die Einkleidung die sprachliche Form des Aufsatzes gewonnen.

I. Sammlung der Gedanken. [Heuristik*].

Das Thema.

§ 4. Jedem Aufsatze liegt ein Hauptgedanke zugrunde, **Thema** genannt.

Thema **) heißt so viel als a. das Aufgestellte, Feststehende; b. das Vorangestellte (die Ueberschrift der Titel). Das Thema wird gegeben (dem Schüler vor der Ausarbeitung); der Titel (die Ueberschrift) wird gesucht (zu einer fertigen Arbeit).

Beim Thema unterscheidet man 1. den Inhalt, 2. die Form.

ad. 1. Dem Inhalte nach teilen sich die Themata in solche, deren Gegenstand entnommen ist

a. der äußeren Welt (des Seins [Beschreibungen][1]) oder Werdens (des Geschehenen [Erzählungen][2]) = **historische Themata** (v. gr. historeo = ich nehme durch die Sinne wahr.)

b. der inneren Welt (der Welt des Gedankens)[3]) = **theoretische Themata** (v. gr. theoreo = ich betrachte mit dem Geiste.)

[1]) Das Meer. Die Alpen ꝛc.

[2]) Die Schlacht im Teutoburger Walde. Ein Erdbeben ꝛc.

[3]) Der Geiz. Folgen der Mäßigkeit.

Anmerkg. Es können nicht nur in historischen Thematen die beiden Momente des Seins (Bestehens) und Geschehens vereinigt sein (z. B. der Frühling. Ein Sonntag), sondern es kann auch ein Thema sowohl den historischen als theoretischen Gesichtspunkt in sich vereinigen (z. B. Schwert und Pflug. Frühling und Jugend.)

ad. 2. Der Form nach kann das Thema gefaßt werden in ein einzelnes Wort, in eine Wortverbindung, in einen Satz.

Dieser kann sein vollständig oder elliptisch, einfach oder zusammengesetzt; — der Satzform nach: Urteils- oder Fragesatz, seltener Ausruf-, Befehls- und Wünschesatz. (Vergl. S. 113.)

§ 5. Die erste Anforderung an die Bearbeitung eines gegebenen Themas ist dessen richtige Auffassung. Von dieser ist das Gelingen der ganzen Arbeit bedingt.

Die Auffassung ist um so schwieriger, je allgemeiner das Thema gegeben ist; z. B. Rom.

Hier wird man in Verlegenheit sein, ob das heutige oder das alte Rom, ob die Stadt oder der Staat gemeint, ob eine Beschreibung oder eine

---

*) v. gr. heurisko = ich finde.
**) v. gr. tithemi = ich setze, stelle.

historische Darstellung verlangt wird. In solchen Fällen ist der Sinn der Aufgabe den Schülern vor der Ausarbeitung klar zu machen.

Um über die Bedeutung eines Themas klar zu werden, hat man die einzelnen Begriffe desselben scharf ins Auge zu fassen. So sind z. B. folgende Themata wesentlich verschieden:

Die Vaterlandsliebe. — Worin besteht die Vaterlandsliebe? — Die Vaterlandsliebe ist Pflicht jedes Bürgers.

Die Unmäßigkeit. — Worin besteht die Unmäßigkeit? — Ursachen der Unmäßigkeit. — Folgen der Unmäßigkeit.

Das Reisen. — Wie soll man reisen? — Warum reist man? — Vorteile der Fußreisen.

Das Leben ein Kampf. — Der Mensch im Kampfe mit der Natur — Der Mensch im Kampfe wende die Vorurteile anderen. — Der Mensch im Kampfe wider seine Sinnlichkeit; u. s. w.

§ 6. Ist das Thema für eine Ausarbeitung festgestellt, gleichviel, ob es gegeben, oder frei gewählt wurde, so hat man die in ihm enthaltenden Gedanken aufzusuchen. Diese Gedanken können sein:

a. fremde,

b. eigene.

§ 7. Fremde Gedanken gewinnt man vorzugsweise durch Lesen (Lektüre).

Diese Lektüre ist:

a. eine allgemeine, soferne man überhaupt die Erzeugnisse guter Schriftsteller studiert, um deren Inhalt sich anzueignen und dann bei Anfertigung schriftlicher Aufsätze aus dem gesammelten geistigen Vorrate zu schöpfen, — oder

b. eine besondere, soferne man für den Zweck einer bestimmten Ausarbeitung einschlägige Schriften durchgeht.

Die Lektüre ist ein höchst wichtiges Mittel, den Gedankenkreis zu erweitern und geistige Schätze zu sammeln. Dieser Zweck wird aber nur erreicht werden, wenn man liest:

1. Mit Auswahl und Vorsicht. Man lese nur gediegene Schriften, besonders die Werke der klassischen (mustergültigen) Schriftsteller.

2. Mit Ordnung und Ernst. Man meide jedes Uebermaß, strebe nach klarem Verständnisse, suche das mit dem Verstande Erfaßte dem Gedächtnisse einzuprägen. Zu diesem Ende fertige man Auszüge, Skizzen und Dispositionen. (Man lese „mit der Feder in der Hand.")

Vergl. S. 108 ff.

§ 8. Fremde Gedanken können zu einer Arbeit entweder a. bloß nach ihrem Inhalte oder b. nach Inhalt und Form verwendet werden. (Citate. Vergl. S. 116 Ziff. 4.)

Erstere bilden wohl den Hauptinhalt der Schülerarbeiten. Be historischen Thematen ist der Inhalt ohnehin vorzugsweise gegeben, und auch bei theoretischen wiegen sie vor; denn selbst was wir durch Nachdenken zu tage fördern, ist meistens nur Reproduktion des früher Aufgenommenen, wie ja eigene Gedanken zuerst durch fremde wachgerufen werden, der eigene Geist am Geiste (und an den Geisteserzeugnissen) anderer sich entwickelt und bildet.

Anmerkg. Die Benützung fremder Gedanken (= des geistigen Eigentums anderer) ist verwerflich, wenn man das Entlehnte als eigene Produktion erscheinen läßt. Man nennt dies literarischen Diebstahl, Plagiat.

§ 9. Zu eigenen Gedanken gelangt man durch Nachdenken (Meditation*), d. h. durch allseitige Betrachtung der einem Thema zugrunde liegenden Gegenstände oder Thatsachen.

Man hat, je nach der Natur des Gegenstandes, allgemeine Gesichtspunkte für die Gedankensammlung aufgestellt und dieselben **Topen****) genannt.

Vergl. II. Kurs S. 52, 59; dann III. K. S. 73 ff. (Chrie) und 119 ff.

Wohl mögen solche Topen (Schemata***) das Geschäft des Gedankensammelns erleichtern, zumal für den Anfänger; aber sie können auch die Freiheit des Geistes beengen, ja zu Mechanismus führen, und sie sind daher immer von zweifelhaftem Werte. Ueberdies finden Topen zweckmäßig nur Anwendung auf Gegenstände aus der äußeren Welt (= auf historische Themata), während sie bei theoretischen Aufgaben nur in sehr beschränktem Maße, hauptsächlich dann, wenn das Thema ein sehr allgemein gehaltenes ist, zu Hilfe genommen werden können.

Die Gedankensammlung mittels Topen nennt man eine künstliche, ohne solche eine freie oder natürliche.

§ 10. Gesichtspunkte, nach welchen man bei der Gedankensammlung zu Werke gehen kann, sind schon von den Alten in folgendem lateinischen Verse aufgestellt worden:

Quis?	quid?	ubi?	quibus auxiliis?	cur?	quomodo?	quando?
Wer?	Was	Wo?	Wodurch?	Warum?	Wie?	Wann?

Faßlicher dürfen diese allgemeinen Fragen (Gesichtspunkte) nach den Satzgliedern gestellt werden, wie hier gezeigt und an einem Beispiele veranschaulicht werden soll.

1. Frage nach dem Prädikate, als dem Grundbegriffe; [was?][1])

---

* Von meditari = nachdenken.

** v. gr. topos = Ort, Fundort.

*** Gesichtspunkte, Standpunkte zur Beobachtung — Betrachtung;

2. Frage nach dem Subjekte; (Wer?)[2])
3. Frage nach dem Objekte (wen, was, wem ꝛc.)[3])
4. Frage nach den Umständen (wo, wann, wie, warum ꝛc.)[4]).

Beispiel: der Gehorsam.

[1]) Was ist Gehorsam, oder was heißt gehorchen? Hier kann die Nominaldefinition nach der Abstammung*) angewendet werden: gehorchen, verwandt mit horchen; — nach einer Definition des Wortes „horchen" geht man über auf „gehorchen" (Gehorsam).

[2]) Wer soll Gehorsam beweisen (= gehorchen) Untergebene, besonders Kinder, Schüler.

[3]) Wem ist man Gehorsam schuldig? (Vorgesetzten, Eltern, Lehrern ꝛc.)

[4]) Wie soll man gehorchen? (pünktlich, freudig ꝛc.) Warum? (aus Liebe, Dankbarkeit ꝛc.) u. s. w. Wann? (Soferne das Rechte und Gute verlangt wird.) Wann müßte man den Gehorsam verweigern? Wenn Sündhaftes befohlen würde.)

Auch folgende Fragen können bei theoretischen Aufgaben der Meditation zur Richtschnur dienen:

1. Der Name nebst Sach- und Worterklärung.
2. Die Teile: (Was schließt das Thema in sich? — Das Allgemeine und das Besondere.)
3. Ursachen und Wirkungen; Gründe und Folgen.
4. Hindernisse und Beförderungsmittel.
5. Zusammenstellung mit dem Gegenteil.
6. Ähnliches und Unähnliches; Vergleichung mit sinnlichen oder nicht sinnlichen Gegenständen.
7. Beispiele für und wider.
8. Zeugnisse anderer für und wider.

Beispiel: die Mäßigkeit.

1. Mäßigkeit ist abgeleitet von Maß; Mäßigkeit besteht in der Beobachtung des rechten Maßes bei jeglichem Thun, besonders bei sinnlichen Genüssen.

2. Mäßigkeit im Essen und Trinken, im Spiel und im Vergnügen, in Schlaf und Arbeit.

3. Mäßigkeit wirkt wohlthätig auf unsere Gesundheit, auf unser Besitztum, auf unsere Achtung bei anderen ꝛc. ꝛc.

4. Hindernisse der Mäßigkeit sind: unsere Sinnlichkeit; das Beispiel anderer ꝛc.

5. Unmäßigkeit schadet uns an Körper und Geist, bringt uns um Wohlstand und Ansehen ꝛc.

6. Ein Baum gedeiht bei richtigem Säftezufluß, geht aber am Übermaß der Säfte zu Grunde. Der allzustraff gespannte Bogen springt. Zu viel Regen wirkt schädlich auf die Pflanzen u. s. w.

---

*) S. 4 ff.

7. Alle hervorragenden Männer lebten mäßig. Rudolf von Habsburg. Tilly, der von sich rühmen durfte, daß er nie betrunken war, u. s. w.

Beispiele der Unmäßigkeit: Natal, Holofernes, Belsazar.

8. Zu wenig und zu viel, ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel ein Schuß.
Zu wenig und zu viel, ist gleich sehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen.
(Rückert.)

„Maß zu halten ist gut.“ Spruch eines der sieben Weisen Griechenlands.

Ob man nun auf die eine oder die andere Weise zu Werke geht, immerhin wird es förderlich sein, die aufgefundenen Gedanken — eigene wie fremde — zum Behufe der späteren systematischen Ordnung niederzuschreiben und durch Ziffern zu bezeichnen.

Vergl. S. 259.

II. Die Ordnung der Gedanken.

§ 11. Die Gedanken werden selten in der Aufeinanderfolge aufgefunden werden, in welcher sie sofort zur Bearbeitung geeignet erschienen. Sie müssen also erst geordnet, d. h. nach einem bestimmten Plane zusammengestellt werden. Das heißt man disponieren (= auseinander legen). Die hiedurch gewonnene übersichtliche Zusammenstellung des Gedankenstoffes wird Disposition (Plan, Skizze) genannt.

Wie durch die Meditation aus der verschlossenen Einheit des Themas die Manchfaltigkeit der Gedanken entwickelt wurde, so wird durch die Disposition das Manchfache wieder zur Einheit verknüpft.

Regeln für die Disposition lassen sich nur in allgemeinen Umrissen aufstellen, weil die Stoffanordnung je nach der Natur des Gegenstandes eine unendlich verschiedene sein kann, und weil der Freiheit des Darstellenden voller Spielraum zu gewähren ist.

Sicherheit im Disponieren wird weniger durch Belehrung als durch Studium guter Dispositionen und durch praktische Übung gewonnen. Es seien deshalb nur die Hauptgesetze der Dispositionslehre vorgeführt und an praktischen Beispielen veranschaulicht.

1. Vor allem suche man **Übersichtlichkeit** zu gewinnen. Diese wird erreicht, wenn man die manchfaltigen und verschiedenen Gedanken nach allgemeinen Gesichtspunkten in Gruppen zusammen stellt, indem man

a) das logisch Zusammengehörige neben einander reiht = **Partition** (Zerlegung des Ganzen in seine Teile) oder

b) die Nebengedanken den Hauptgedanken unterordnet = **Division** (Abteilung des Allgemeinen ins Besondere).

Durch die Partition werden koordinierte, durch die Division subordinierte Gedanken zur Einheit verknüpft. Jene gliedert das Nebeneinanderliegende (Aufeinanderfolgende); diese das Ineinanderliegende; durch jene wird ein Begriff nach dem Inhalte, durch diese nach dem Umfange zerlegt. (Siehe S. 3 f.) Erstere findet hauptsächlich Anwendung bei historischen Aufsätzen (und Abhandlungen mit erörterndem Charakter), diese bei theoretischen Thematen, besonders bei begründenden und anwendenden Abhandlungen. In den meisten Aufsätzen aber wird die Division neben der Partition angewendet.

Beispiele von Dispositionen, denen zugrunde liegt:

a. Die Partition.

Hannibals Zug über die Alpen.

1. Abmarsch aus Spanien und Übergang über die Pyrenäen.
2. Übergang und Kampf am Rhodanus gegen Corn. Scipio und die Gallier.
3. Zug an der Rhone hinauf, dann östlich nach Italien, während Scipio zu Wasser nach Oberitalien zurückkehrt.
4. Ankunft am Fuße der Alpen.
5. Kampf mit den Bergbewohnern; Aufsteigen auf die Höhe; Lager auf derselben; Sieg über die Alpenvölker.
6. Beschwerlichkeiten des Marsches; Engpässe; Gefahren.
7. Erreichung der Höhe; zwei Tage Ruhe.
8. Herabsteigen gefährlicher als das Hinaufsteigen.
9. Ankunft in Italien.

Vergl. die Dispositionen S. 41. 43. 51. 144. 149. Nr. 9 u. a. m.

b. Die Division.

Das Christentum, ein Feuer.

1. Es erleuchtet, denn es verschafft uns Klarheit,
   a. von Gottes Dasein und Wesen,
   b. von der Menschenseele und ihrer Bestimmung,
   c. von dem Wege zu unserem Endziele.
2. Es verzehrt:
   a. unsere Sünde (Ungerechtigkeit),
   b. unsere Selbstgerechtigkeit.
3. Es entzündet:
   a. zum Forschen nach Wahrheit den Geist,
   b. zur Liebe das Herz,
   c. zum Kampfe wider die Sünde den Willen.

(Nach Krummacher.)

Anmerkg. Abs. 2 und 3 können unbedenklich in ihrer Stellung gegenseitig vertauscht werden.

Vergl. S. 149 Nr. 1, 156 Nr. 2, 157 Nr. 3 u. a. m.

c. Partition und Division.

Die Selbstprüfung.

1. Worin besteht die Selbstprüfung?
   a. In richtiger Schätzung unserer körperlichen und geistigen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte;
   b. in genauer Erforschung der bereits gemachten Fortschritte.
2. Was macht sie uns schwer?
   a. Unsere Eitelkeit und Selbstsucht;
   b. Befangenheit unseres Urteils; Unwahrheit und Schmeichelei anderer.
3. Wie gelingt sie uns?
   a. Indem wir Mißtrauen in unsere Bestrebungen setzen;
   b. unzufrieden mit unseren Leistungen sind; uns nur mit Besseren und Tüchtigeren vergleichen; stets ein Ideal vor Augen haben.
4. Was wirkt sie?
   a. Sie bewahrt vor Trägheit und Nachlässigkeit, vor Stolz und Hochmut;
   b. unsere Eitelkeit wird weniger leicht verletzt;
   c. sie führt uns zu bewußtem Handeln;
   d. gibt uns das Gefühl der Sicherheit beim Auftreten nach außen;
   e. bringt unserm Gemüte Ruhe und Frieden; fördert unsere Sittlichkeit.

Die durch Division gewonnenen Punkte werden oft noch weiter zerlegt = Subdivision (Unterdivision).

Vergl. Aufg. S. 151 Nr. 2, 157 Nr. 4 u. a. m.

Anmerkg. Je geringer die Zahl der Hauptgesichtspunkte ist, unter welche man den Gedankenstoff zu einem Aufsatze bringen kann, desto übersichtlicher und einfacher wird die Disposition, desto leichter die Auffassung des Gedankeninhaltes.

Vergl. die Aufg. S. 138 Nr. 1, 139 Nr. 2, 140 Nr. 4 u. a. m.

2. Die Hauptpunkte ordne man, um die Übergänge zu erleichtern, nach ihrer **inneren Verwandtschaft.** Dabei kann man entweder vom Minderwichtigen zum Wichtigeren, vom Niederen (Sinnlichen) zum Höheren (Übersinnlichen), vom Besonderen zum Allgemeinen, oder umgekehrt, je von diesem zu jenem fortschreiten. Die erste Art der Disposition verdient den Vorzug, weil dadurch die Aufmerk-

samkeit des Lesenden (oder Hörenden) steigend gehoben wird, während sie im gegenteiligen Fall leicht ermattet.

Vergl. S. 155; dann S. 271 (der Krieg).

3. Da jeder Satz durch seinen **Gegensatz** beleuchtet wird, so hat man den aus einem Thema sich ergebenden positiven Gedanken auch die negativen anzureihen. Auch hier kann man in zweifacher Weise disponieren:

a. man stellt jedem positiven Satze sogleich den negativen gegenüber — oder umgekehrt, je nach der Natur des Gegenstandes; oder

b. man reiht die positiven Sätze aneinander und läßt diesen die negativen folgen.

Welche Stoffanordnung den Vorzug verdiene, das muß in jedem einzelnen Falle dem richtigen Gefühle des Darstellenden anheim gegeben werden.

4. Es dürfte sich auch empfehlen, schon in der Disposition die **Übergänge**, d. h. die logische und sprachliche Verknüpfung der Hauptgedanken zu berücksichtigen. Doch können diese auch der sprachlichen Ausführung vorbehalten bleiben.

5. Die Hauptgedanken für **Einleitung** und **Schluß** eines Aufsatzes sind in die Disposition mit aufzunehmen.

a. Die Einleitung soll auf den Gegenstand vorbereiten und die Aufmerksamkeit und die Teilnahme für denselben wecken.

(Vergl. S. 114, 120.)

6. Der Schluß hat sich an den Hauptinhalt des Aufsatzes anzulehnen, nicht nur eine kurze Zusammenfassung, sondern auch eine kraftvolle Steigerung desselben zu enthalten, oft auch eine Schlußfolgerung oder Lehre zu ziehen, oder eine Aufforderung zur Anwendung zu geben. (S. 117—121.)

§ 12. Um das Verfahren bei Anfertigung einer Disposition möglichst anschaulich darzulegen, wollen wir ein Beispiel aus der Schulpraxis vorführen. Wir geben zunächst die Gedanken über ein Thema in der Reihenfolge, wie sie etwa beim Abfragen in der Klasse zu tage gefördert werden, und suchen sie dann zweckmäßig zu ordnen.

Über den Krieg.

1. Der Krieg kostet vielen Menschen das Leben.
2. Er verschlingt ungeheure Summen, stürzt die Staaten in Schulden.
3. Er verhindert die Fortschritte in der Bildung; Wissenschaften und Künste geraten in Verfall.
4. Er ist eines der größten Übel.
5. Viele Kriege werden mutwillig und durch geringfügige Anlässe hervorgerufen.

6. Die Geschichte aller Jahrhunderte weist viele und blutige Kriege auf.

7. Die meisten Kriege werden aus Eroberungslust geführt.

8. Manche Länder, Völker (Volksstämme), geraten durch Krieg in harte Abhängigkeit von ihren Nachbarn.

9. Durch Kriege werden aber auch Völker, welche sittlich gesunken sind, gezüchtigt.

10. Manche Nationen werden ganz unterdrückt, ja vernichtet.

11. Viele Kriege werden aus Ehrgeiz und Ruhmsucht, andere aus Fanatismus, Vorurteilen ꝛc. geführt.

12. Durch den Krieg werden viele Menschen zu Krüppeln gemacht.

13. Der Krieg ist des Menschen unwürdig.

14. Es reißen Sittenlosigkeit und Verwilderung ein.

15. Recht und Gesetz werden mißachtet.

16. Es werden aber auch tief eingewurzelte Mißbräuche durch Kriege beseitigt.

17. Durch Kriege werden ganze Länder entvölkert.

18. Aus der Not des Krieges erwächst oft die alte Sitteneinfachheit und Gottesfurcht wieder.

19. Der Krieg weckt oft eine Nation aus ihrer Gleichgültigkeit und ruft Vaterlandsliebe, Zusammenhalten, Brüderlichkeit hervor.

20. Es ist aber beklagenswert, daß Gutes erst durch so bittere Not bewirkt wird.

21. Im Kriege werden Menschen von Haus und Hof gejagt, Städte und Dörfer niedergebrannt und die Fluren verwüstet.

22. Viele Länder (Gebiete) erholen sich nie mehr von den Verheerungen des Krieges. Ihre Fruchtbarkeit verfällt, und sie verarmen.

23. Gewerbe und Handel stocken.

24. Die Einquartierungen und Lieferungen drücken hart die Bewohner jener Gegenden, die der Schauplatz eines Krieges sind.

25. Die Familien sind in Angst und Sorge um ihre im Felde stehenden Angehörigen.

26. Oft bleibt ein hoffnungsvoller Sohn, oft der Familienvater im Kriege.

Eine Prüfung und Vergleichung dieser Sätze wird zeigen

a. daß die Mehrzahl von den unseligen Folgen des Krieges handelt (1, 2, 3, 8, 10, 12, 14, 15, 17, 21, 22, 23, 24, 25, 26);

b. daß aber im Gegensatze zu diesen auch wohlthätige Folgen des Krieges aufgezählt werden (9, 16, 18, 19).

c. Wieder andere bezeichnen die Ursache der Kriege (5, 7, 11).

d. Endlich bleiben noch einige Sätze, welche allgemeine Urteile enthalten: 4 (verwandt mit den Sätzen unter a.), 6, 13, 20 (verwandt mit den Sätzen unter b.).

Letztere werden wir zur Einleitung, zu Überleitungen und zum Schluß zu verwenden suchen*).

---

*) Wenn einzelne Gedanken den festgestellten Hauptgesichtspunkten nicht einzuordnen und auch zu Einleitung, Überleitung und Schluß nicht zu verwerten, überhaupt nicht passend unterzubringen sind, läßt man sie weg.

Mit den Überschriften bei a. b. c. haben wir die Hauptglieder der Disposition bereits gefunden*). Bei a. aber wird eine Unterabteilung eintreten müssen, um Übersichtlichkeit für die zahlreichen Sätze zu gewinnen. Die Einteilungsgründe stellen sich uns leicht dar:

Nachteile

a. für den Einzelnen (12, 21, 24, 25, 26),

b. für die Gesamtheit, hier wieder

aa. Nachteile in materieller Beziehung (1, 2, 17, 22),

bb. Nachteile in geistiger und sittlicher Beziehung (3, 14, 15);

cc. Nachteile in politischer Beziehung (8, 10.)

Wir werden nun folgende Dispositionen aufstellen können**):

I. Einleitung. Die Geschichte aller Jahrhunderte weist viele und blutige Kriege auf. (Auf das letztvergangene Jahrhundert treffen in Europa allein 75 Kriegsjahre) [6].

II. Durchführung.

A. Die Kriege haben manches Gute im Gefolge.

1. Tief eingewurzelte Vorurteile werden beseitigt [16] (z. B. in Deutschland durch die französischen Kriege; in Nordamerika — Sklaverei — durch den Bruderkrieg vom J. 1861—65).

2. Sittlich gesunkene Völker werden gezüchtigt [9] (die Römer, Griechen ꝛc.).

3. Manche Völker werden durch Krieg aus ihrer Gleichgiltigkeit gerissen und zu Vaterlandsliebe, Brüderlichkeit, Tapferkeit geweckt [19] (die Deutschen durch die französischen Kriege, die Spanier ꝛc.).

Die Not des Krieges hat oft die Völker wieder zu Sitteneinfachheit und zu Gottesfurcht geführt [18] (Kreuzzüge).

Überleitung: Aber es ist beklagenswert, daß Gutes erst aus Schlimmem entstehen soll, und der Krieg muß nicht nur als eines der größten Übel, sondern auch als des Menschen unwürdig erklärt werden.

B. Weil er meist aus unlauteren Ursachen entsteht:

a. aus Eroberungssucht [7] (Rom gegen Karthago),

b. aus Ehr- und Ruhmsucht [11] (Alexander, Napoleon),

c. aus Vorurteilen, Fanatismus [11] (Türken),

---

*) Die Einteilungsgründe dürften in der Regel wohl schon vor Beendigung des Geschäftes der Gedankensammlung klar werden. Je eher dieselben aufgefunden sind, desto mehr wird die Arbeit sowohl inbezug auf Stoffsammlung als auf Disposition erleichtert. Es folgt hieraus, daß man bei Bearbeitung irgend einer Aufgabe bestrebt sein soll, zunächst die Hauptgesichtspunkte festzustellen. Ist dann nach diesen der Gedankenstoff gewonnen, so wird sich die zweckmäßige Aufeinanderfolge der Hauptpunkte und die entsprechende Untereinteilung leicht herstellen lassen.

**) Dabei wollen wir sofort die einzelnen Sätze durch Beispiele aus der Geschichte belegen. Auch suchen wir die einzelnen Punkte so zusammen zu stellen, daß sie natürlich auf einander folgen und daß wo möglich der letzte Satz einer Gruppe auf den ersten der nächsten hinleitet.

d. oft aus geringfügigen Veranlassungen [5] (Raubkrieg, Ludwigs XIV., Krimkrieg).

C. Weil er so verderbliche Folgen hat:

1. Für den Einzelnen:
a. Einquartierungen und Lieferungen (24).
b. Städte und Dörfer werden verbrannt (21).
c. Angst und Sorge der Familien (25).
d. Viele kehren als Krüppel aus dem Kriege zurück (12).
e. Mancher Familie wird der Sohn oder Vater geraubt (26).

2. Für die Gesamtheit:

a. materielle:

α. Der Krieg verschlingt ungeheure Summen, stürzt die Staaten in Schulden (2).

β. Gewerbe und Handel stocken (23).

γ. Er kostet vielen Menschen das Leben (1) und

δ. viele Länder erholen sich nicht mehr von ihrem Verfall ꝛc. (22) (Griechenland, Nordafrika), es tritt deshalb häufig Entvölkerung ein (17) (Deutschland nach dem 30 jährigen Krieg).

b. Nachteile in geistiger und sittlicher Beziehung:

α. Er verhindert die Fortschritte in der Bildung; Wissenschaft und Künste geraten in Verfall (3).

β. Recht und Gesetze werden mißachtet; Sittenlosigkeit und Verwilderung treten ein (14).

c. Nachteile in politischer Beziehung:

α. Manche Völker ꝛc. kommen in Abhängigkeit von ihren Nachbarn (8).

β. Manche Nationen werden ganz unterdrückt, ja vernichtet (10) (Polen).

III. Schluß. Es ist damit der Beweis geliefert, daß der Krieg das größte Übel und des Menschen unwürdig ist. Nur dann soll ein Volk (Staat) sich in einen Krieg einlassen, wenn hohe Pflichten es gebieten, nie aber mutwillig ihn hervorrufen.

Anmerkung 1 a. Bei Absatz C. ist vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Minderwichtigen zum Wichtigeren fortgeschritten worden; man könnte ebenso gut den umgekehrten Weg einschlagen, mithin Absatz 1 und 2 in ihrer Stellung vertauschen.

b. Auch könnte Abs. A. ans Ende gestellt werden.

2. a. Hieße das Thema: „Über Krieg und Frieden“, so wäre damit sein Umfang (Gedankeninhalt) erweitert. Wir würden dann den Nachteilen des Krieges die Segnungen des Friedens gegenüberstellen, wobei nach Belieben die eine oder die andere Seite des Themas zuerst behandelt werden könnte.

b. Wäre der Wortlaut des Themas: „Nachteilige Folgen des Krieges“ — so wäre dessen Inhalt beschränkt. Wir würden dann auf die Ursachen der Kriege eingehen, könnten aber die wohlthätigen Folgen berühren.

c. Wieder anders wäre die Aufgabe, wenn die Frage beantwortet werden sollte: „Haben die Kriege auch wohlthätige Folgen?“ Dann wären diese eingehender im einzelnen wie im ganzen darzulegen, wobei man der nachteiligen Folgen wohl auch gedenken würde.

Der Lehrer wird, wenn er mit seinen Schülern ein Thema bespricht, gut thun, in ähnlicher Weise auf verwandte (veränderte) Aufgaben hinzuweisen, um eine richtige Auffassung des Themas zu ermitteln.

Aufg.: Die S. 255 vorgeführten Gedanken sind zu vervollständigen und zweckentsprechend zu disponieren.

III. Die Einkleidung (sprachliche Darstellung) der Gedanken. (Stilistik im engeren Sinne.)

§ 13. Hat man die Disposition entworfen, so geht man an die eigentliche Ausarbeitung des Aufsatzes: an die sprachliche Einkleidung der Gedanken. Zwar wendet man sich mit der Sprache der Prosa vorzugsweise an den Verstand, aber keineswegs ausschließlich. Man will auch das Wohlgefallen des Lesers (Hörers) am Gegenstande wecken und fesseln, seine Teilnahme steigern und sein Inneres bewegen und erwärmen. Darum sucht man auch auf Phantasie und Gemüt zu wirken. Man verlangt daher von einem Aufsatze nicht nur, daß die sprachliche Darstellung richtig, sondern auch, daß sie schön sei.

Wir scheiden demgemäß die allgemeinen Regeln für die Einkleidung der Gedanken in solche, welche sich

A. auf die Richtigkeit und

B. auf die Schönheit der Gedankendarstellung beziehen.

A. Von der Richtigkeit (Korrektheit) der sprachlichen Darstellung.

§ 14. Jeder, der schreibt (oder spricht) will verstanden und zwar richtig verstanden werden. Das (geschriebene oder gesprochene) Wort aber wird verstanden, wenn der Leser (Hörer) die Gedanken des Schreibenden (Sprechenden) so auffaßt, wie sie diesem im Geiste lebten.

Die erste Anforderung an jede sprachliche Darstellung ist daher **Verständlichkeit.**

Diese begreift in sich:

a. Klarheit,

b. Deutlichkeit.

§ 15. Klar nennt man (im eigentlichen Sinne) das, was dem Lichte freien Durchgang verstattet, also durchsichtig ist. Auf die Sprache angewandt, besteht die Klarheit darin, daß der Gedanke des Schreibenden (Sprechenden) durch die gewählten Worte ungehindert sich dem Leser (Hörer) mitteilt.

Die Forderung der Klarheit bezieht sich also nicht allein auf die Darstellung der Gedanken im einzelnen, sondern auch auf das Ganze (Aufsatz, Rede).

Der Gegensatz von klar ist dunkel. So nennt man eine Schreibweise, wenn die Gedanken nicht bestimmt, oder nicht im Zu-

sammenhang zu erkennen sind. In letzterem Falle pflegt man die Darstellung auch als eine verworrene zu bezeichnen.

§ 16. Die Klarheit wird neben zweckmäßiger (lichtvoller d. h. durchsichtiger, faßlicher) Anordnung und Verbindung der einzelnen Gedanken hauptsächlich erreicht durch die Deutlichkeit im einzelnen. Deutlich ist, was sich deuten läßt, d. h. was ohne Erklärung verstanden werden kann.

Fehler gegen die Deutlichkeit sind:

1. Zwei- und Mehrdeutigkeit, wenn ein Ausdruck mehrfacher Deutung fähig ist; z. B. Man muß ihm nachsagen, daß er die Wahrheit stets verfolgte.)

2. Schiefdeutigkeit, wenn ein Ausdruck anders gedeutet werden kann (ja seinem eigentlichen Sinne nach anders gedeutet werden müßte) als er gemeint ist; z. B. Geister kann ihr Wink vereinen (für vernichten).

3. Unsinn, wenn etwas schlechthin keinen vernünftigen Sinn hat, z. B. des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend, ist Begriff.

Anm. Beispiele von Fehlern in größerer Zahl vorzuführen ist nicht nötig, weil die Schülerarbeiten deren mehr als genug liefern.

§ 17. Erreicht wird die Deutlichkeit durch Bestimmtheit im Ausdrucke. Diese besteht darin, daß man zur Bezeichnung (Darstellung) der Begriffe und Gedanken, welche man andern mitteilen will, die richtigen (passenden) Wörter (Wort- und Satzverbindungen) wählt.

Bedingt ist die Bestimmtheit des Ausdruckes (mithin auch die Deutlichkeit und Klarheit) vielfach durch die **grammatische Richtigkeit,** und zwar nicht nur in Bezug auf Wortbedeutung, Wortbildung und -Biegung, Satzbau und Satzfügung, sondern auch in Bezug auf Interpunktion und Orthographie.

Grammatik und Orthographie sind notwendige Grundlagen der Stilistik.

§ 18. Mit der Forderung der Sprachrichtigkeit hängt auch die der **Sprachreinheit** zusammen. Rein nennt man einen Gegenstand (z. B. Wein), wenn er nichts Fremdartiges enthält.

Die sprachliche Darstellung kann rein genannt werden, wenn sie nur solche Wörter und Wendungen enthält, welche der (deutschen) Sprache eigentümlich sind.

Gegen die Sprachreinheit wird gefehlt durch Anwendung von Wörtern, welche der hochdeutschen Sprache nicht angehören:

1. Archaismen (archaios = alt) d. i. veraltete Ausdrücke: gelahrt, nit, sintemalen, demohnerachtet, wasmaßen 2c.

2. Neologismen (neos = neu), d. i. neu gebildete, mit dem Sprachgebrauch und Sprachbau in Widerspruch stehende Wörter.

Schauung, Darbung, Istigkeit (st. Wesen), Inbetrachtnahme (st. Erwägung) u. s. w.

3. Provinzialismen d. i. landschaftliche Bezeichnungen, welche nur in einigen Gegenden (Landschaften, Provinzen) verstanden werden, dem Hochdeutschen aber fremd sind z. B.

überzwerch (st. quer), anpumsen, anhutzen (st. anstoßen), G'schweih (st. Schwiegermutter), Sperk (st. Sperling) u. s. w.

4. Barbarismen (barbaros = fremd), Wörter und Redewendungen aus fremden Sprachen:

Adieu, Indignation, superb 2c.

Anmerkung. Der Gebrauch altertümlicher, neugebildeter, landschaftlicher oder fremder Wörter ist nicht schlechthin verwerflich.

1. Es können Archaismen unter Umständen von besonders guter Wirkung sein, namentlich bei Darstellung von Begebenheiten 2c. aus früherer Zeit. Vergl. Uhlands Gedicht: Schwäb. Kunde. Mosens Andreas Hofer (das thu ich nit) 2c.

2. Neubildungen finden in lebenden Sprachen fortwährend statt, und wenn sie dem Geiste und dem Gesetze einer Sprache gemäß vor sich gehen, tragen sie zur Bereicherung und Vervollkommnung der Sprache bei (s. Wagefahrt, bösmeinend [v. Schiller], durchsonnt [Auerbach], eidfest, rauhrindig [Freiligrath].

3. Von den Provinzialismen gilt einerseits, was von den Archaismen, und andererseits, was von den Neologismen gesagt worden. Bei Darstellungen, deren Stoff dem Volksleben entnommen ist, sind sie, recht angewandt, sehr wirkungsvoll. (Vergl. die Schriften von Auerbach, Herm. Schmid 2c.)

Aus ihnen bereichert sich auch der hochdeutsche Sprachschatz, indem einzelne derselben durch Dichter und Schriftsteller in die Schriftsprache eingeführt wurden und dann allgemein in Geltung kamen, z. B. Schrein (Schrank), Ferge (Fuhrmann), Recke (Held), lug (st. schau), anstellig, jästotzig (Schillers Tell).

4. Die Fremdwörter sind zu verwerfen, sofern sie unnötig oder zu häufig angewandt werden. Allein in vielen Fällen sind sie unentbehrlich, weil wir für sie keine passenden deutschen Wörter besitzen. Dies gilt namentlich von den allgemein üblichen (sogen. technischen) Ausdrücken in verschiedenen Wissenschaften, z. B. in der Grammatik, Arithmetik, Chemie u. s. w., im Handels- und Verkehrswesen, Gerichtsverfahren 2c. 2c.

§ 19. Die Auffassung des Gedankeninhaltes wird wesentlich erleichtert durch die **Bündigkeit** (Präzision)*) des Ausdruckes. Diese besteht darin, daß man sich zum Ausdrucke seiner Gedanken möglichst weniger Worte bediene, alles Entbehrliche [Ueberflüssige] „abschneide".

Eine Darstellung, welche sich durch diese Eigenschaft (Gedankenreichtum bei Worterspārnis) besonders auszeichnet, nennt man körnig, kernhaft.

---

*) von praecidere = abschneiden.

Fehler gegen die Bündigkeit sind:

1. Weitschweifigkeit (Breite), wenn man zur Bezeichnung von Begriffen (Urteilen) einen Schwall von Wörtern anwendet, z. B. Was die Tapferkeit anlangt, so dürfte sich Friedrich I., Barbarossa, mit allen Feldherrn messen. Er war es, der nichts für unmöglich hielt.

Anmerkung. Der Fehler der Weitschweifigkeit kann nicht nur bei der Einkleidung, sondern schon bei der Aufstellung des Gedankenstoffes begangen werden, wenn nämlich Ungeeignetes, nicht zur Sache Gehöriges beigezogen wird. (Abschweifung vom Thema, Abirrung auf Nebensächliches.)

2. Die Tautologie*), die Bezeichnung eines Begriffes durch mehrere (synonyme) Wörter, z. B. Hiedurch wird nichts bewirkt und ausgerichtet. Einst vor Zeiten ꝛc. — nicht nur allein, ein verworrenes Chaos ꝛc.

3. Der Pleonasmus**), die Bezeichnung von Begriffen und Beziehungen, welche sich von selbst verstehen, z. B. der Oberst rückte mit seiner ihm untergebenen Mannschaft ins Gefecht. Jede Salve, welche der Feind aus seinen Kanonen in unsere Reihen sandte (st. des Feindes), wurde von unserer Batterie erwidert. Während der Regen vom Himmel herab fiel; (statt während des Regens ꝛc.).

§ 20. Eine weitere Forderung an die sprachliche Darstellung ist **Angemessenheit**, und zwar

a. in Beziehung auf den Gegenstand (Stoff) der Darstellung. Ein einfacher Stoff (Gegenstand, Hergang) fordert eine einfache, kunstlose Sprache, ein erhabener, großartiger dagegen eine schwungvolle.

b. In Beziehung auf den Leser (Hörer) und auf den Zweck der Darstellung, und endlich

c. in Bezug auf den Sprechenden (Schreibenden) selbst.

Zu Schülern wird man anders sprechen müssen, als zu reifen Männern, zu Männern aus dem Volke (aus den niedern Ständen) anders, als zu Männern aus dem gebildeten Ständen. Anders wird die Darstellung sein, wenn man Belehrung, anders, wenn man Bewegung (des Gemüts und Willens) beabsichtigt. Manches, was der erfahrene Mann mit Recht ausspricht, wird unpassend erscheinen aus dem Munde (der Feder) eines unreifen jungen Menschen.

Nach der Verschiedenheit der sprachlichen Darstellung in Rücksicht auf Angemessenheit pflegt man verschiedene, und zwar drei Hauptstilarten zu unterscheiden:

1. den niedern (einfachen, volkstümlichen, populären) Stil;
2 den mittleren (Lehr- wohl auch schildernden) Stil.
3. den höheren (Redner- oratorischen) Stil.

---

* tuto (gr.) = dasselbe; logos = Wort.
** pleonazein (gr.) = überflüssig sein.

Es ist indessen eine bestimmte Grenze nicht zu ziehen; und da überdies diese Unterscheidung nicht von praktischem Werte für den Schulunterricht ist, so dürfte es genügen, hier auf diese Unterscheidung kurz hingewiesen zu haben.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit andern Stilregeln: Neuheit und Ueblichkeit; Vollständigkeit und Kürze, Einheit, Natürlichkeit und Ebenmaß u. s. w.

Ein theoretisches Eingehen hierauf erscheint überflüssig. Die Praxis wird Gelegenheit bieten, bei Fehlen gegen eine oder die andere dieser Forderungen das etwa Nötige kurz zu erörtern.

B. Von der Schönheit der sprachlichen Darstellung.

§ 21. Wer etwas schreibt (oder spricht) will nicht nur verstanden sein, sondern er wünscht auch, daß sein Aufsatz (Vortrag) dem Leser (Hörer) gefalle. Je mehr der Schreiber (Redner) das Wohlgefallen des Lesers (Hörers) zu erregen im stande ist, desto eher und leichter wird er seinen Zweck (Überzeugung des Verstandes, Bewegung des Gemütes und Willens) erreichen. Ja, das Wohlgefallen an einer Darstellung fördert auch insofern deren Verständnis, als man mit Liebe dem Sprechenden folgt. Wohlgefallen aber erregt vorzugsweise das Schöne. Es tritt deshalb an jeden Verfasser eines Aufsatzes (beziehentlich an den Redner) die Anforderung, bei seiner Darstellung auch die Gesetze der Schönheit (= die ästhetischen Gesetze) zu beachten.

Diese sind:

1. **Flüssigkeit.** Flüssig nennt man die Darstellung, wenn sich nicht nur die Gedanken leicht und natürlich aneinander reihen, sondern wenn sie sich auch in eine angenehme Form schmiegen, so daß keine Lücke, kein Stocken, kein Sprung, kein unvermittelter Übergang entsteht.

Fehlt dem Vortrage die natürliche Aufeinanderfolge und leichte Verknüpfung der Gedanken, so spricht man von einem zerhackten, zerrissenen, verrenkten Stil. Ist die Darstellung nicht natürlich, einfach und ungekünstelt, sondern merkt man dem Ausdrucke an, daß er mühesam gesucht worden, so nennt man dies gezwungen, steif, geziert.

2. **Lebendigkeit.** Lebendig ist die Darstellung, wenn sie die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Lesers (Hörers) spannt und fesselt und die Teilnahme am Gegenstande nicht nur wach erhält, sondern mehr und mehr steigert.

Die Lebendigkeit wird durch die Bündigkeit und Flüssigkeit, sowie durch Gebrauch von Tropen und Figuren (s. S. 279 ff.) besonders gefördert.

Das Gegenteil des lebendigen Stiles ist der matte, gedehnte, trockene.

3. **Würde.** Diese verlangt, daß man sich stets edel und der Schicklichkeit gemäß ausdrücke, also gewöhnliche, niedrige und besonders das Anstandsgefühl verletzende Ausdrücke und Redewendungen vermeide.

4. **Wohllaut** (Wohlklang [Euphonie]). Die Wirkung einer Rede ist zum großen Teil bedingt durch den Eindruck, welchen sie auf das Ohr macht. Aber auch jeder Aufsatz soll so geschrieben werden, daß er, vorgelesen, wohlthuend aufs Gehör wirkt.

Erreicht wird der Wohlklang durch die Wahl angenehm tönender Wörter und zweckmäßiger Verbindung derselben, durch ebenmäßigen Satzbau (besonders durch die symmetrische Periode) und den dadurch gewonnenen melodischen Tonfall [oratorischen Rhythmus]), durch natürliche Abwechslung von ein- und mehrsilbigen Wörtern, einfachen und zusammengesetzten Sätzen u. s. w.

Gegen den Wohllaut sind hartklingende Wörter, besonders Konsonantenhäufungen [1]), sodann unmittelbare Aufeinanderfolge von Wörtern mit demselben Vokal oder demselben Konsonanten [2]), von zu vielen einsilbigen [3]), oder zu umfangreichen Wörtern [4]), zu vielen einfachen oder zu umfangreichen Sätzen. Auch der Reim und metrische Bau gilt bei der Prosadarstellung als verwerflich [5]), ausgenommen, wenn Reim und Rhythmus als Figuren auftreten. (S. 275§ 31 Ziff. 3 u. 10. u. S. 283 § 35 Ziff. 5.)

[1]) z. B. krächzt, schluchzt, kränkst, schrumpft 2c.
Versuch ichs wohl mit achtzig; dir wirds mit vierzig zu schwer.
(Chamisso, Abdallah.)
Bis du sitzst, schwitzst und spitzst den Sinn,
Hab ichs heraus und setz's dahin.

[2]) Bin ich nicht in dich gedrungen?
Im Ohr ihm donnerts 2c. 2c. (Schwab.)
Des Danks der Deinen darfst du dich erfreu'n.
Und wisse, daß falls du mich reizest 2c. 2c. (Chamisso.)

[3]) Nur zu bald riß ihn der Tod aus dem durch ihn so reich beglückten Familienkreise.
Es lebt ein Gott und schlägt nur ihm dein Herz, so bist du reich o Mensch.

[4]) Eine alle Wohlstandsfreuden schnellverderbende leidenschaftsvolle Herrscherwillkür veranlaßte die unheilbringenden Kriegsbegebenheiten unseres Jahrhunderts*).

*) Ohnedies schwülstig, geschraubt, dunkel.

[5]) Viele Sprüche der Alten haben sich bis auf unsere Zeit erhalten.
Wo noch die deutsche Sprache tönt, da ist auch deutsches Wesen noch.
Alle Menschen lachen lieber als sie weinen*).

Anm. Auch gleichlautende Wörter sind gegen den Wohlklang: In den Kriegen der Griechen ꝛc. ... da es wahr war.

§ 22. Die vorgenannten Eigenschaften (Flüssigkeit, Lebendigkeit, Würde, und Wohlklang) werden hauptsächlich erreicht durch **Sorgfalt in der Wahl der Ausdrücke** und des **Satzbaues.**

Anfänger bekunden in der Regel große Armut an Ausdrücken; am häufigsten begehen sie den Fehler, dieselben Wörter (besonders die Hilfswörter) zu oft und zu rasch auf einander zu bringen, die gleiche Satzform anzuwenden, besonders zu viele Relativsätze zu bringen. Dieser Mangel kann nur beseitigt werden durch fleißiges und aufmerksames Lesen (S. 253). durch Fleiß bei den schriftlichen Ausarbeitungen (sogen. Feilen der Aufsätze) und durch gründliche Korrektur von Seite des Lehrers.

§ 23. Vorzugsweise trägt zur Schönheit des Stils bei der sogenannte **Redeschmuck** — die Anwendung von Tropen und Figuren, welchen wegen ihrer Wichtigkeit ein eigener Abschnitt gewidmet werden soll.

Von den Tropen und Figuren.

§ 24. **Tropen** und **Figuren** im allgemeinen sind gewähltere Redeweisen anstatt der gewöhnlichen.

Zwischen Tropus und Figur besteht jedoch ein Unterschied. In der tropischen (bildlichen) Redeweise wird an die Stelle des eigentlichen Wortausdruckes ein uneigentlicher gesetzt; — bei Redefiguren dagegen werden die Wörter in eine außergewöhnliche Stellung oder Ordnung gebracht.

Ein **Tropus****) ist demnach die Versetzung eines Begriffs aus seiner eigentlichen Wortbezeichnung in eine uneigentliche oder fremde z. B. st. Haar = Schnee des Alters; st. Jugend = Frühling des Lebens ꝛc.

Eine **Figur** ist eine gewähltere, künstliche Wortfügung statt der gewöhnlichen, z. B. die Jugend, ist sie nicht die schönste Zeit des Lebens!

Der Tropus bezieht sich also mehr auf den Inhalt der Begriffe selbst, die Figur mehr auf die äußere Form der sprachlichen Darstellung, auf Wortform) Wortfügung und Satzbau. (S. S. 275 ff.)

---

*) Zudem viele zweisilbige Wörter.

**) v. gr. trepein = wenden, weil die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande auf einen andern (vom sinnlichen auf den übersinnlichen) gewendet wird.

Tropus und Figur können auch vereinigt sein, z. B. der Frühling unseres Lebens, ist er nicht reich an reinen Freuden!

Es gibt aber auch rednerische Formen, welche gleicherweise an der Natur des Tropus und der Figur teilnehmen, und gleichsam den Übergang von jenen zu diesen bilden.

1. Von den Tropen.

§ 25. Die wichtigsten Tropen sind:

1. die Metápher,
2. die Metonymie,
3. die Synékdoche.

1) Metapher*) (= Übertragung) beruht auf der Ähnlichkeit der Dinge, und stellt einen Begriff oder Gedanken unter einem Bilde dar, z. B. Jonathan war ein Löwe in der Schlacht.

Bei der Metapher sind 3 Punkte zu beachten: a. der eigentliche Begriff[1]), b. der sinnliche Gegenstand [= das Bild][2]), c. die Ähnlichkeit zwischen beiden[3]).

[1]) = Tapferkeit (Mut, Kühnheit).
[2]) = Löwe.
[3]) tapfer, mutig, kühn.

Oder: Frühlings des Lebens.

[1]) Jugend.
[2]) Frühling.
[3]) Erste Lebens- und erste Jahreszeit. Hier frisches Leben, heiterer, ungetrübter Himmel, Blüten 2c.: dort Gesundheit, Fröhlichkeit, reine Genüsse und Freuden 2c.

Durch die Metapher (wie überhaupt durch die Tropen) wird:

a. das Geistige versinnlicht[1]) oder
b. das Sinnliche vergeistigt[2]).

[1]) Schwarzer Haß.
[2]) Die Fluren dürsten nach Regen; = dürstende Fluren.

§ 26. Von einem Bilde wird gefordert, daß es a. edel, b. angemessen, c. verständlich sei.

Unedel wäre ein Bild, wenn man einen niedrigen Gegenstand zur Versinnlichung gebrauchte: z. B. Er stürzte sich in den stinkenden Morast des Lasters. Der Witz ist die Krätze des Geistes; er juckt sich heraus. (Vergl. S. 268 Ziff. 3.)

Ein Bild ist nicht angemessen, wenn sich entweder gar keine oder nur eine entfernte Ähnlichkeit zwischen den beiden Begriffen vorfindet, z. B. Das Haupt eines ehrwürdigen Greises ist ein erhabenes Gebirge, mit

---

*) v. g. metapherein = übertragen.

Lilien besät. Er trinkt die Flötentöne der Nachtigall. Die lauten Thränen in dem sehnenden Auge verstummten. Die heiligen Schatten der Erinnerung umleuchteten sein weißes Haupt.

Gegen die Verständlichkeit verstößt eine Metapher, wenn die Deutung des Ausdruckes schwer, ja wohl unmöglich ist. z. B. gebirgiges (st. stürmisches) Meer (Klopstock). Die Augenlider, die jetzo das Auge des Weltkreises deckten, die Dünste erheben sich plötzlich.

Hier bliebe das Bild ganz unverständlich, wenn nicht seine Deutung (Dünste) gegeben wäre.

Verwerflich sind Übertreibung und zu weite Ausführung in einem Bilde z. B.

Das Schiff des Ehrgeizes ist in dem Schlunde der Eigenliebe gescheitert. Man muß die Segel der Verwegenheit einziehen und den Anker der Gerechtigkeit in den Hafen der Reue werfen.

§ 27. An die Metapher schließen sich an: Das **Gleichnis** und die **Personifikation.**

Das Gleichnis [die Allegorie]*) ist eine auch in den Nebenvorstellungen durchgeführte Metapher**), z. B.

Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen;
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
(Wallenstein v. Schiller.)

Noch näher steht der Metapher die **Vergleichung:**

Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle schnell dahin;
Und so welket meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn. (Sch.)

Leicht, wie Schnee auf diesen Felsenlagen,
Leicht, wie Schaum, den hier die Ströme schlagen,
Schmilzt das Glück. (Platen.)

Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleichung besteht darin, daß man bei dieser die beiden Begriffe (den bildlichen und den zu versinnlichenden) einander gegenüberstellt, während man bei jener

*) v. gr. allo und agoreuein = anders sagen, anders meinen.
**) Umgekehrt kann man jede Metapher als abgekürztes Gleichnis betrachten.

das Bild sofort für den eigentlichen Begriff selbst setzt: Vergl. Jonathas kämpfte in der Schlacht wie ein Löwe. (Gleichnis.) Jonathas war ein Löwe in der Schlacht. (Metapher.)

Die **Personifikation** stellt leblose Gegenstände (Sachen), Vorgänge oder abstrakte Begriffe als belebt oder handelnd (= als Personen) dar: z. B.

Siehe, der Morgen erhob am östlichen Himmel seine Stirne
Rosenumkränzt und sah mit schüchtern errötenden Wangen
Mild zur Erde herab, die sich kämpfend des nächtlichen Grauens
Armen entwand. (Pyrker.)

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder 2c. 2c. (Kopisch.)

§ 28. **Metŏnўmie** und **Synékdŏche** beruhen auf der Verbindung (dem logischen Zusammenhange) der Dinge (Begriffe); erstere mehr auf dem inneren, letztere mehr auf dem äußeren Zusammenhang.

Eine Metonymie*) (= Namensumtausch) hat man, wenn (nach der innern Verwandtschaft) gesetzt wird:

a. Die Ursache für die Wirkung[1]) und die Wirkung für die Ursache[2]).

[1]) Der Krieg verheert die Arbeit.

[2]) Aus der Wolke quillt der Segen.

b. Das Zeichen für die Sache [Symbol]**):

Karl V. legte die Krone nieder.

Er kehrte wieder zum Pfluge (= zum Berufe des Landmannes) zurück.

c. Das Werkzeug für das Hervorgebrachte:

Dieser Mann führt eine spitzige Feder (= schreibt scharf, beleidigend 2c.)

Wer bewundert nicht Dürers kunstvollen Grabstichel?

d. Der Stoff für das daraus Gefertigte:

Er kleidet sich in Seide und speist auf Silber.

Er stieß ihm das tötliche Eisen (st. Dolch 2c.) in die Brust.

e. Der Ort für dessen Bewohner:

Ganz Griechenland ergreift der Schmerz. (Sch.)

---

*) v. gr. meta (= mit) onŏma (= Name) also Mitnennung, Umnamung, -nennung.

**) So auch: ein Merkmal für eine Person (Sache), (ein Abstraktum für ein Konkretum), z. B. Dies ist eine wahre Schönheit (= schöner Mensch) die Einfalt vom Lande.

Die halbe Stadt lobt ihre Lieder. (Gellert.)

Ganz England wacht vor meinem Kerker. (Sch. M. St.)

f. Die Zeit für deren Zustände (Ereignisse) und für die in derselben lebenden Menschen.

Das klassische Altertum hat uns herrliche Schöpfungen des Geistes hinterlassen.

Das Hungerjahr hat mich schwer betroffen.

g. Der Besitzer statt des Besitzes:

Der Müller N. ist abgebrannt.

h. Der Schöpfer eines Werkes für dieses selbst:

Ich habe den Schiller gelesen.

Dies ist ein Rubens (= ein Bild desselben).

§ 29. Die **Synékdoche***) (= das Mitverständnis) läßt sich darauf zurückführen, daß das Allgemeine für das Besondere und umgekehrt dieses für jenes gesetzt wird, daß also Individuum, Art, Gattung, Teil und Ganzes, Einzahl und Mehrzahl, bestimmte und unbestimmte Zahl ꝛc. einander vertreten.

Der Vogel singt des Höchsten Lob.
Tausend Zungen preisen seinen Namen.
Es irrt der Mensch, so lang er strebt.
Wir flehen um ein wirtlich Dach. (Schiller.)
Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer.
Er ist ein Mozart. (Uhland.)

Hieher die Ausdrücke: Köpfe, Seelen st. Einwohner (Menschen), Segel st. Schiffe, Brot st. Nahrung, Herd st. Haus, Welle st. Fluß u. s. w.

§ 30. Verwandt mit der Metonymie und Synekdoche sind: a. **Periphráse**, b. **Ephеumismus**, c. **Ironie** und d. **Litótes.**

a. Wie das Gleichnis eine ausgeführte Metapher, so ist die **Periphráse****) (Umschreibung) eine mittels der Merkmale durchgeführte Metonymie. Es wird nämlich der Gegenstand (Begriff) selbst nicht genannt, sondern durch seine Merkmale dargestellt z. B.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht? (Goethe.)
(= Italien.)

---

*) v. gr. synekdechein = mitaufnehmen, mitverstehen.

**) gr. periphrasis v. periphrazein = umschreiben.

So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde. (Schiller.)
(= immer.)

Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint. (Schiller.)
(= finsteres Gefängnis.)

Ein ähnlicher Tropus ist die **Anspielung** (Allusion von allud̆ere = anspielen) durch welche auf einen bekannten Gegenstand, besonders aus der Geschichte, Mythe und Sage hingewiesen wird.

Überhaupt ist ihnen (den Mägden) eine Gesprächigkeit von der Art derjenigen, durch welche das Kapitol gerettet wurde [1]), sehr eigen. (Lichtenberg.)

Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei, stets wächst ihm die Kraft auf Erden neu. [2]). (Schiller.)

[1]) durch das Geschnatter der Gänse. [2]) Hindeutung auf den Kampf des Herkules mit dem Riesen Antäus.

Hieher die Ausdrücke: den gordischen Knoten zerhauen; Herkules am Scheidewege; den Rubikon überschreiten, Erisapfel, Dánaergeschenk u. a. m.

b. **Euphemismus** *) ist der mildernde Ausdruck für etwas Übles.

Wenn mir etwas Menschliches begegnet (Sch.) (statt: wenn ich umkomme.)

Die goldnen Tressen kauften sie nicht auf der Leipziger Messen. (Sch.) (st. haben sie durch Raub erworben).

c. Die **Ironie** **) ist der feine Spott durchs Gegenteil:

So sagt man zu einem Feigen: Welch ein Held! —
einen schlechten Musiker verspottet man als „Mozart".

— — — „und nie
Setz ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt sein von der Liebe meiner Schwester."
(Mar. Stuart, Sch.)

d. **Litotes** ***) heißt man die Verkleinerung eines Begriffes, um diesen dadurch mehr hervorzuheben.

Er fürchtet den Feind nicht = er ist tapfer.
Ein nicht gemeiner (= ein hoher) Geist.
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. (Bürger.)

*) v. gr. euphemein = Glück bedeutende Worte sprechen.
**) v. gr. eironeia = Verstellung, Spott.
***) v. gr. litos = glatt, schlicht.

Anm. Allegorie, Personifikation, Periphrase, Euphemismus, Ironie und Litotes pflegt man auch zu den Figuren (des Inhaltes)*) zu rechnen.

2. Von den Figuren.

§ 31. **Figuren der Wiederholung.**

a. Wiederholung **einzelner Laute** in Wörtern mit verwandter Bedeutung (Wortpaare):

1. der Anfangskonsonanten [= Alliteration]**):

Wind und **Wetter**, **Mann** und **Maus**, **frank** und **frei**.

Hiezu tritt in einzelnen Fällen noch der Gleichlaut der Endkonsonanten: **piff** und **paff**, **Sing** und **Sang**, **bimmelt** und **bammelt** 2c.

2. der betonten Vokale (= Assonanz, Anklang):

Baum und *Strauch*, *Tag* und *Nacht*, *kurz* und *gut*.

3. des betonten Vokals und der nachfolgenden Konsonanten (= Vollreim):

Gut und **Blut**, **Rat** und **That**, **dann** und **wann** 2c.

Diese Formen finden sich besonders häufig in sprichwörtlichen Redensarten und stehenden Ausdrücken.

Hieher gehört auch die Wiederholung desselben Wortes***):

Tag für Tag, Mann für Mann, Kopf an Kopf.

Und Welle auf Welle zerrinnet
Und Stunde an Stunde entrinnet. (Sch.)

Die Schollen rollen Schuß auf Schuß (Stoß auf Stoß.) (Bürger.)

Endlich darf man noch hieher rechnen entgegengesetzte Wörter: *arm und reich, groß und klein, vornehm und gering* 2c.

b. Wiederholung **einzelner Wörter** oder **Ausdrücke**.

1. am Anfange der Sätze [**Anápher**, — **Anaphŏra**]†):

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkene Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst vertriebener Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundenen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.
(Freiligrath.)

---

*) S. S. 270

**) v. litera, = der Buchstabe, Gleichmachung der Buchstaben.

***) = Konduplikation (conduplicatio = Wiederholung). Vergl. „Epizeuxis", S. 276 Ziff. 4.

†) v. gr. anaphérein = heraufbringen, wiederholen.

Suchet ihr Wahrheit, sucht sie mit Fleiß, sucht ihr Wahrheit, laßt nicht ab in eurem Streben; sucht ihr Wahrheit, erschreckt nicht vor dem Zweifel, der ihre Bahn umlagert. (Hüffel.)

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut. (Bürger.)

2. am Ende der Sätze [**Epiphŏra**]*):

Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirschend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen.
Ich sah auf dich und weinte nicht. (Sch.)

3. Am Anfange und am Ende (Vereinigung von Anapher und Epiphora = **Symplŏke****), auch Komplexion = Umfassung).

Wer hat die Verträge gebrochen? Die Karthager!
Wer hat Italien verwüstet! Die Karthager!
Wer hat den Krieg mit jeder Art von Grausamkeit geführt? Die Karthager!
Wer verlangt verlangt jetzt für alles Verzeihung? Die Karthager!

Ohne Arbeit, was gewinnst du?
Ohne Einsicht, was beginnst du?
Ohne Weisheit, was vereinst du?
Ohne Würde, wie erscheinst du?
Ohne Anmut, wen erbaust du?
Ohne Demut, wem vertraust du?
Ohne Glauben, was erstrebst du?
Ohne Hoffnung, was erlebst du?
Ohne Liebe, was erringst du?
Ohne Tugend, was vollbringst du? (Nägeli.)

4. in der Mitte (überhaupt nachdrucksame Wiederholung desselben Wortes in unmittelbarer Aufeinanderfolge) = **Epizeuxis*****).

Ich habe niemand — niemand —
Auf dieser großen weiten Erde niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle, keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese. (Sch.)

---

*) v. gr. epiphérein = dazu bringen, hinzusetzen.
**) v. gr. symplekein = verflechten.
***) v. gr. epizeugnymi = anknüpfen.

Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet sein Blut. (Sch.)

Und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt. Sch.

5. Wiederholung am Anfange und am Ende eines Satzes (Satzganzen) = **Epanalépsis***):

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl Sch.
Weinet um mich ihr Kinder des Lichts,
Er liebt mich nicht wieder, ewig nicht wieder,
Ach, weinet um mich. Sch.

6. Wiederholung des Schlusses eines Satzes als Anfang des nächstfolgenden (**Anadíplosis****):

Jerusalems Zinnen sind gefallen, gefallen seine Tempel und Altäre.

7. Wiederholung der Wörter in umgekehrter Folge (**Epánodus** = Rückkehr):

Ich will geh'n, geh'n will ich! (Klopstock.)
Trinken kannst du, du kannst trinken! (Leff.)

Diese Figur wird aus einer blos grammatischen eine Figur des Inhaltes, wenn die Umstellung der Wörter einen andern Sinn gibt, z. B.

Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende.
(Schills Ausspruch.)

Ihr Leben ist dein Tod, ihr Tod dein Leben. (Sch.)
Nicht jeder Dorn hat seine Rose, aber jede Rose hat ihre Dornen.
Man lebt nicht um zu essen, sondern man ißt um zu leben.

8. Wiederholung eines Wortes in anderer Wortform (**Annomination**).

Auf seinen Stolz ist niemand stolz,
Das Dunkel wird dunkler, die Stille stiller,
Er starb einen seligen Tod.
Er hat einen guten Kampf gekämpft.

9. Wiederholung desselben Wortes in verschiedener Bedeutung (**Ploke** = das Verpflechten, auch **Dilogie** = Doppelrede, Wiederholung).

---

*) v. gr. epanalambáno = wiedernehmen, wiederholen.

**) v. gr. ana = wieder und diplun = verdoppeln.

Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

Dieses Spiel ist kein Spiel mehr.

Nicht alle Freunde sind Freunde.

Einen Mann kann ich diesen Mann nicht nennen.

Wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. (G.)

10. Wiederholung ähnlich klingender Wörter bei verschiedener Bedeutung. (**Paronomasie** = Wortspiel).

Samson, du starker Riese; vorher hast du mit einem Eselskinnbacken ganze Heere geschlagen, jetzt bist du selber ein geschlagener Mann; vorher hast Du große und schwere Stadtthore getragen, jetzt lacht dich jedermann als einen Thoren aus. (Abr. a St. Cl.)

Das römische Reich, daß Gott erbarm! sollte jetzt heißen römisch Arm.
Der Rheinstrom ist geworden zu einem Peinstrom;
Die Klöster sind ausgenommene Nester.
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer.
Die Abteien und Stifter sind nun Raubteien und Diebsklüfter.
Und alle die gesegneten deutschen Länder sind nun verkehrt worden in Elender. (Sch.)

Eifersucht ist eine Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft. (Saphir.)

In Volkssprüchen finden sich häufig Wortspiele:

Würde — Bürde. Träume sind Schäume.

Wer die Wahl hat, hat die Qual u. s. w.

§ 32. Figuren der Steigerung.

1. Die **Steigerung***) [Gradation] = die Anordnung der Begriffe nach ihrer Wichtigkeit. Man geht entweder vom Geringeren zum Größeren (**Klimax****)][1]) oder von diesem zu jenem (**Antiklimax**)[2]).

[1]) Der Tod entriß ihn seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit. (Engel.)

*) Viele der nachfolgenden Figuren, wie auch die Vision, Paranomasie 2c. kann man Figuren des Inhalts nennen, da sie sich nicht blos auf die Sprachform, sondern auch auf den Inhalt beziehen. Sie bilden die Vermittlung zwischen den Tropen und den grammatischen Figuren. Vergl. S. 270 und S. 275 Anm.

**) = Leiter, Steigerung; Antiklimax = das Gegenteil des Klimax.

Weil ein Nagel fehlte, verlor das Pferd ein Hufeisen;
weil ein Hufeisen fehlte, verlor der Reiter sein Pferd;
weil ein Pferd fehlte, verlor die Welt einen Reiter;
denn der Feind holte ihn ein und schlug ihn tod. (Engel.)

²) Wenn wir gut sind, sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte. (Engel.)

Aber worauf bist du stolz? Auf deine Vernunft, auf dein Wissen, auf diese Bruchstücke, auf die Splitter des Wahren, auf dieses eigentliche Nichtwissen? (Hüffel.)

2. Die **Hyperbel***) [= Uebertreibung], die Steigerung ins Uebermaß:

Jeder unter ihnen gilt ein Kriegsherr. (Posselt.)

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir, wenn sie einher vor unseren Scharen zieht. (Sch.)

Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht, ziehn wider dich;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken. (Kleist.)

3. Das **Paradoxon****) (= der scheinbare Widerspruch), d. h. eine Behauptung (ein Ausdruck), welcher mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu stehen scheint, aber einen tiefen Sinn enthält:

Im Erdenleben sind gerade die Jahre kurz, die Lebensalter noch kürzer, und das Leben am kürzesten: aber die Tage sind lang, die Stunden noch länger, und die Minuten oft Ewigkeiten. (J. Paul.)

Verwandt mit dieser Figur ist das Oxymóron***) (dem Wortsinn nach: die scharfsinnige Thorheit), d. h. die Verbindung zweier, eigentlich sich widersprechender Begriffe:

Es wird mir eng im weiten Land. (Sch.)
Der greise Jüngling — (jugendliche Greis),
Der glückliche Unglückliche.

4. Der **Kontrast** und die **Antithése** (= der Gegensatz, das Entgegengestellte); z. B.

Wie kleine Schritte geht an diesem Hofe ein so großer Lord. (Sch.)

Da kommt sie, den Christus in der Hand, die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen. (Sch.)

---

*) v. gr. hyperballein = darüber hinauswerfen, überbieten.
**) parádoxon, was wider die gewöhnliche Meinung ist.
***) v. gr. oxys = scharf und moros = albern.

Fliehst du die Vergnügungen, so werden sie dir nachlaufen; läufst du den Vergnügungen nach, so werden sie dich fliehen.

(J. Paul.)

Du schläfst auf weichem Bette, ich schlaf auf weichen Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich im stillen See. (Ewald.)

5. Die **Korrektion** (= Verbesserung). Sie dient dazu, die Wichtigkeit eines Gegenstandes durch ein stärkeres Wort hervorzuheben:

Der Mensch ist unsterblich! Dieser Glaube — doch, was sage ich Glaube — diese Gewißheit erhebt die Menschen über irdische Trübsal.

Hier steh' ich in der Allmacht Hand und schwöre,
Und schwöre Ihnen, schwöre ewiges —
O Himmel, nein! nur ewiges Verstummen,
Doch ewiges Vergessen nicht. (Sch.)

Eine ähnliche Figur ist die (scheinbare) Uebergehung (**Präterition**), wobei man etwas zu verschweigen verspricht, was man doch mitteilt:

Ich schweige davon, wie wohlthätig dieser Mann im Privatleben war, welche Summen er zur Unterstützung von Notleidenden gespendet ꝛc., nur davon will ich reden, was der Staat ihm verdankt.

§ 33. Figuren der Vertauschung.

1. Die **Inversion** (Versetzung). Durch diese soll, wie durch die Wiederholung, ein Begriff besonders Hervorgehoben werden, was dadurch geschieht, daß man den Ausdruck für das hervorzuhebende an die Spitze des Satzes[1]), seltener an das Ende[2]) stellt:

[1]) Edel sei der Mensch, hilfreich und gut,
Immer schafft er das Nützliche, Rechte. (G.)
Mir auch war ein Leben aufgegangen. (Tiedge.)
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. (Sch.)
Schaden kann jeder, aber nützen kann nur der Weise und Gute. (Sch.)
Errungen, früh errungen, hat er seine Palme, der treue Streiter. (Kosegarten.)
Um des Freundes willen erbarmet euch! (Sch.)

[2]) Er ist gefallen in der Schlacht. — Ich habe genossen das irdische Glück. — Es weckte mich kein Morgen. — Ich habe still geschwiegen zu allen schweren Thaten. (Jacobi.)

2. Vertauschung der Zeitformen, insbesondere die Anwendung, der Gegenwart (Präsens) statt der Vergangenheit (Präteritum.)

Dadurch wird die Vergangenheit gleichsam in die Gegenwart gerückt, was der Darstellung größere Anschaulichkeit verleiht:

Den Hals entblößt, kniet ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend; als mich schärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher springt und winkt,
Man hebt mich auf; ich bin entfesselt; will
Ihm danken; seh sein Aug' in Thränen; stumm
Ist er, bin ich; er geht; ich bleibe. (Leſſ.)

3. Die Vertauschung der Satzform, insbesondere der gewöhnlichen (Erzähl-, Behauptungsform) mit der Frage-¹), Ausruf-²) und Anredeform. [Apostrophe*)]³). In letzterem Fall tritt auch die Vertauschung der Personenform (2te statt 3te Person) mit ein.

¹) Wer hat den Sand gezählt, welcher im Meere haust?
Wem hat kein Blatt gefehlt, wenn der November braust?
Wer weiß im Januar, wieviel der Flocken wehn?
Wieviel wohl auf ein Haar Tropfen im Weltmeer stehn?
(E. M. Arndt.)

²) Was ist das für ein armes Leben, o Gott, von dir verlassen sein!
Ein banges Irren, angstvoll Schweben in ewig unruhvoller Pein!
Wie elend sind wir ohne Frieden! Ach nur in dir kann er erblühn.
(Chr. Böhme.)

³) Mensch, du bist glücklich, wenn du einsam bist, denn du bist von Menschen entfernt. (Hippel.)
O Musik, Nachklang aus einer entlegenen harmonischen Welt, Seufzer des Engels in uns! Wenn das Wort sprachlos ist, und wenn unsere stummen Herzen hinter dem Brustgitter einsam liegen, so bist nur du es, wodurch sie sich einander zurufen in ihren Kerkern, und wodurch sie ihre entfernten Seufzer vereinigen. (J. Paul.)

4. Hierher sind auch noch zu rechnen die Anrede an Abwesende und die **Vision** = Die Darstellung von zukünftigen oder entfernt von dem Sprechenden sich ereignenden Begebenheiten.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit!
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
— — —
Der Adel steigt von seinen alten Burgen
Und schwört den Städten seinen Bürgereid.
— — —
Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,

*) v. gr. apostrepein = abwenden.

Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen,
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen;
Er bricht sie, und des Adels Blüte fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
(Sch. Tell.)

§ 34. Figuren der Auslassung.

1. Die **Ellípse***) (= Auslassung wesentliche Satzglieder, namentlich des Prädikats). Durch diese Figur wird Kürze, Kraft, Nachdruck gegommen:

Dem Verdienste seine Kronen; Untergang der Lügenbrut! (Sch.)
Kein Gewinn ohne Mühe! (Engel.)
Mit Eichenlaub den Hut bekränzt! (Voß.)
Um Gotteswillen, Fährmann, euren Kahn. (Sch.)

2. Die Abbrechung [**Aposiopésis**]*). Es wird ein Gedanke nicht vollendet, meist, um etwas den Hörer (Leser) Unangenehmes nicht zu sagen, wohl auch, weil das Fehlende auszusprechen dem Redner schwer ankommt:

Weislingen, mein Bruder erkrankt im Gefängnisse! Seine schweren Wunden, sein Alter! Und wenn du fähig wärest, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln!

(Die Schwester des Götz von Berlichingen.)

Auf einen großen Klotz — das Sprichwort fiel mir ein,
Ich aber schämte mich, ein grober Keil zu sein. (Pfeffel.)

3. Die Abgebrochenheit (**Interruption*****). Sie ist eine fortgesetzte Abbrechung in rascher Aufeinanderfolge. Durch sie wird höchste Erregung und Leidenschaft ausgedrückt:

Wer mir Bürge wäre? — Es ist alles so finster, verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenns aus wäre mit diesem letzten Odemzuge — aus, wie ein schales Marionettenspiel?
(Karl Moor in Schillers Räuber.)

Keine Söhne! Keine Töchter! Keine Freunde — Menschen nur — will keiner? — Allein — verlassen — Wehe, wehe! (Sch.)

---

*) v. gr. alleipein = darin zurücklassen.

**) v. gr. aposiopan = verschweigen.

***) v. interrumpere von einander brechen.

§ 35. Figuren der syntaktischen Anordnung.

1. Die **Parenthese** (der Schaltsatz). Dem Hauptgedanken wird ein Nebengedanke in Form eines zwischen die Glieder des anderen Satzes geschobenen, mit diesen aber nicht grammatisch verbundenen Satzes (Hauptsatzes) beigefügt:

Nicht der Leib ist es, der uns über die Tiere erhöht — den haben wir mit ihnen gemein — sondern der Geist. (Zschokke.)

Nun ist — wie dürstete sie — die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll entlastet. (Klpst.)

Alle Geister — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen. (Sch.)

2. Das **Anakoluth** *) = die Veränderung des regelrechten Satzbaues, um einen Begriff oder Gedanken besonders hervorzuheben:

Dem Wanderer, wenn die Kunde deines Ruhmes ihn reizt, daß er nach deinem Grabe fragt, wer sagt ihm, wo du schläfst?

Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben erfechten,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage sich kühn in den Sturm.
(Th. Körner.)

3. Das **Polysyndeton** (= Vielverbindung) = Häufung des Bindewortes:

— — — der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei und der Tötenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn. (Klopstock.)

Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, — — und herrschet weise — — und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und reget ohn' Ende die fleißigen Hände. (Sch.)

Und es siedet und wallet und brauset und zischt. (Sch.)

4. **Asyndeton** (= Nichtverbindung) = die Auslassung des Bindewortes:

Er ruft mit lechzender Zunge: Mich dürstet!
Ruft's, trank, dürstete, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater in deine Hände befehl' ich meine Seele! (Klpstck.)

Alles rennet, rettet, flüchtet, taghell ist die Nacht gelichtet 2c. (Sch.)

5. **Harmonie****) und **Congruenz****), auch **Onomatopeia** = die

*) v. gr. anakoluthos = ohne Folge.
*) v. g. harmonia = Zusammenfügung.
**) v. lat. congruere = zusammenstimmen.

Nachahmung des natürlichen Ganges (der Bewegung) eines Dinges, und der Naturlaute durch die Sprache:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor. (Voß.)
Malmend zerstampfet das Feld mit gevierteltem Takte der Hufschlag. (Voß.)

Es brauset und sauset das Tambourin,
Es prasseln und rasseln die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang, um Sing und um Sang
Schweifen die Geigen und greifen ans Herz. (Cl. Brentano.)
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pisperts und knisterts und flisterts und schwirrt ꝛc.
Nun dappelts und rappelts und klapperts im Saal ꝛc. (G.)

6. Hier ist auch zu gedenken des **verschönernden Beiwortes** (Epitheton*) ornans). Durch dieses werden die Begriffe veranschaulicht und belebt. Am besten wird diese Wirkung hervorgebracht durch die Zusammensetzungen von Adjektiven oder Partizipien mit Substantiven und Adverbien.

Bäche stürzen hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom.
(Hölderlin.)

Goldne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edler Wein. (Kerner.)

Was für ein Unterschied in der sonnigen brütenden Ruhe des Mittags und im geisterhaften Traume der Mondnacht? (Masius.)

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein.

Auch Substantive treten neben andern schmückend auf:

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold. (Sch.)
„Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im altertümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht.“ — (Sch.)
„Und sie nimmt die Wucht des Speers.“ —
„Drauf gürt ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um.

***) v. gr. epitethenai = hinzufügen.

Ansbach. Druck von C. Brügel u. Sohn.

Ansbach. Druck von C. Brügel u. Sohn.